
VE
RI
TAS
HARVARD
COLLEGE
LIBRARY



Bibliothek

ausgewählter Memoiren

des 18. und 19. Jahrhunderts.

IV.

Memoiren und Charakterzüge aus dem Privatleben der Königin Luise von Preußen.

Grimma,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1848.

Bibliothek

ausgewählter Memoiren

des 18. und 19. Jahrhunderts.

IV.

Memoiren und Charakterzüge aus dem Privatleben der Königin Luise von Preußen.

Grimma,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1848.

Memoiren und Charakterzüge

aus dem Privatleben

der

Königin Luise von Preußen,

Gemahlin Friedrich Wilhelm III.

Von

Mrs. Constanze Richardson.

Ist nicht in engerm Kreise schon
Ein edles Leben Beispiel für die Brüder?
Wie soll' es nicht von einem Thron
Verklären sich im Volke wieder!

Grimma,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1848.

Vorwort.

Ein Zeitraum von siebenunddreißig Jahren ist vorübergegangen, seit eine der edelsten und besten Frauen die je einen Thron zierten, aus ihrem irdischen Reiche abgerufen ward, um im Reiche der Unsterblichkeit die himmlische Krone zu empfangen.

Zu jener Zeit ward Europa von heftigen und anhaltenden Stürmen heimgesucht, und Revolutionen mannigfacher Art erschütterten damals die ältesten Reiche und stürzten die festbegründetsten Throne. Der wechselvolle Lauf der Jahre hat zum Theil die Spuren jener gewaltigen Veränderungen verwischt, doch die heftigsten Erschütterungen haben nicht die hohe Verehrung zu schwächen vermocht, welche das ganze Preußenland noch jetzt dem Andenken der herrlichen Königin Luise, wie einer Heiligen, bewahrt. Niemandem, der dieses Land, insbesondere die westlichen Provinzen desselben bereis't, kann jene innige und tiefe Verehrung, jene fast schwärmerische Zuneigung entgehen, welche diese ausgezeichnete Fürstin, durch ihre unendlich liebenswerthen Eigenschaften, ihren Unterthanen aller Klassen, noch über das Grab hinaus einzuflößen gewußt hat.

Auch ihre Zeitgenossen sind zum Theil schon hinübergegangen in das Reich der Todten, doch in den Herzen des gegenwärtigen Geschlechts wird noch immer jedes edle Streben ihrer erlauchten Nachkommen ihrem Andenken zugesellt, und die Verwirklichung jeder, auf Wahrheit, Tugend und Schönheit gegründeten Hoffnung, noch nach ihrem Tode, dem Einflusse ihres voranleuchtenden Beispiels beigemessen. Eine solche Fürstin verdient es auch einen hervorragenden Platz in der Geschichte ihres Lan-

des einzunehmen, und so dürfte denn auch das Unternehmen Dank verdienen, die ausgezeichneten Eigenschaften, welche sie im häuslichen Leben zierten, und welche dem größeren Publikum meist unbekannt geblieben, deren nähere Kenntniß mir aber durch besonders glückliche Umstände zu Theil geworden, in diesen Blättern in weitern Kreisen zu veröffentlichen.

Den größern Theil des Inhalts schöpfte die Verfasserin aus ihr zu Gebote stehenden Mittheilungen zu einer Zeit, als sie, um die tiefe Betrübniß über den Verlust einer trefflichen Mutter zu mildern, Deutschland durchreis'te. Unter solchen Umständen mußte der Charakter der Königin ihr Luise ein zweifaches Interesse erwecken. Die Verfasserin erkannte aus dem was sie darüber aus dem Munde hochgestellter Personen vernahm, die zu der Königin nächster Umgebung gehört hatten, wie sehr die Verklärte in der weiten und hohen Sphäre, in der sie sich bewegt hatte, ein Segen für Alle gewesen, die ihr nahe standen, und dies um so mehr, als sie selbst, wenn auch in enger gezognen häuslichen Kreisen, einen ähnlichen Geist hatte walten sehen.

Die Veröffentlichung dieser Denkwürdigkeiten geschieht zugleich in der Absicht, dadurch etwas zum Besten des deutschen Hospitals in Delston beizutragen, indem ich mich für die außerordentliche Güte und Theilnahme, welche mir während einer Zeit tiefen Leidens und schmerzlicher Trauer in Deutschland zu Theil geworden, nicht dankbarer beweisen zu können glaubte, als indem auch ich hierdurch etwas für diejenigen Deutschen thue, die krank oder nothleidend in unsrem Lande leben. Ein schwerer Krankheitsanfall hat mich an nochmaliger genauerer Durchsicht dieses Werkes verhindert, welches, da es eine Ausländerin geschrieben, nicht ganz frei von mancherlei Fehlern und selbst Widersprüchen sein dürfte.

Indeß auch mit all' seinen Fehlern wird der Gegenstand sicher noch hinreichend interessant gefunden werden, und das Motiv zu der Herausgabe, — der Wunsch nämlich, die Wirksamkeit eines menschenfreundlichen Instituts fördern zu helfen, — wird, wie ich hoffe, die Kritik entwaffnen und diesen Blättern die Nachsicht des Lesers gewinnen.

Wenn wir die einflußreiche Stellung in Erwägung ziehen, welche Preußen am Schlusse des vorigen Jahrhunderts einnahm, wenn wir die glänzenden Aussichten betrachten, welche sich ihm aller menschlichen Berechnung nach für die Zukunft eröffneten, und uns dann der gänzlichen Vernichtung dieser Aussichten zu Anfang dieses Jahrhunderts erinnern, so drängt sich uns eine nachdrückliche Lehre von der Unbeständigkeit aller irdischen Größe auf. Die Erscheinung von Preußens Königin während dieser finstern Periode kann mit einer lieblichen Vision verglichen werden, welche, inmitten eines mächtigen Verwüstungssturmes, die Gestalt eines tröstenden, vermittelnden Schutzengels annimmt, der jedoch, zu zart, um sich den wilden stürmischen Elementen dieser Welt entgegenzustellen, in sein himmlisches Vaterland zurückkehrte, sobald seine Aufgabe gelös't, und der Triumph des Guten und Wahren über die Mächte der Anarchie und des Bösen gesichert war.

Politische Begebenheiten umwölkten ihr Schicksal in düsterer Färbung, ihre erste Jugend war jedoch von den glücklichsten Vorbedeutungen erhellt. Sie ward am 10. März 1776 zu Hannover geboren, wo ihr Vater, Herzog Carl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der Königin Charlotte, Gemahlin Georgs III. von England, Commandant war, da er zu jener Zeit in hannöverschen Diensten stand.

Ihre Mutter, Friederike Caroline Luise, Tochter eines Fürsten von Hessen-Darmstadt, legte bei der jungen Prinzessin, vereint mit dem talentvollen Fräulein von Wollzogen, den Grund zu einer vortrefflichen Erziehung, und im

Genuß der wärmsten Geschwisterliebe schwanden die ersten Jahre ihrer glücklichen Kindheit schnell genug dahin, ungefesselt von jenen Beobachtungen ceremonieuser Etikette, die nur zu oft die herrlichsten Natur-Anlagen unterdrücken, und den Verstand so vieler Königstöchter beschränken, die schon von frühester Jugend auf sich diesem Zwange unterwerfen müssen.

Ihre sorgsame und zärtliche Mutter befolgte ein sehr verständiges Erziehungssystem, indem sie dem von Natur vortrefflichen und reich begabten Geiste ihrer Tochter das edelste und höchste Ziel stellte, welches weit über die nur weltlichen und vergänglichen Dinge hinausstrebte. So ward der Keim jener erhabenen Tugenden gepflegt, die sie stets, wenn sie auch nicht bestimmt gewesen wäre, einen Thron zu zieren, zu einer der Ersten ihres Geschlechts gemacht haben würden.

Leider war es dieser bewundernswürdigen Fürstin nur gestattet, eben diesen Grund zu legen, denn am 22. Mai 1782 ward sie in eine andere Welt abgerufen, — ein unersetzlicher Verlust für ihren Gemahl und sechs Kinder, von denen das älteste kaum 12, das jüngste wenig älter als 4 Jahr war.

Nächst dem Verluste seiner Gemahlin, hatte der Herzog auch den seiner jüngst-geborenen Tochter zu beklagen, welche ihre Geburt (19. Mai) nur wenige Tage überlebte.

Wie schon gesagt, stand unsere gefeierte Luise beim Tode ihrer Mutter erst in ihrem siebenten Jahre, und dieser tiefe Kummer um ihre edle Mutter, der größte, den ein Kind empfinden kann, ward ihre erste Prüfung, die sie schon frühzeitig den Wechsel menschlichen Glücks kennen lehrte. Die merkwürdige frühe, ihren Jahren weit vorausgeeilte Entwickelung ihres Geistes, so wie ihr reges Interesse an Allem was ihre Zuneigung in Anspruch nahm, ließ sie diesen herben Verlust doppelt bitter empfinden.

Glühende Dankbarkeit, Verehrung und Anhänglichkeit für ihre geliebte Mutter, begleitete sie durch das ganze Leben, viele frommen Thränen waren ihrem Andenken gewidmet, welches sich selbst während jener schweren Prüfungen ihres Lebens nicht verwischte, denen sie durch die ihr königliches Haus fast vernichtenden und ihr Land niederdrückenden politischen Ereignisse ausgesetzt war, und die ihr so schweren Kummer verursachten.

Um die Bitterkeit dieser häuslichen Verhältnisse zu mildern, verließ der Herzog die Stadt Hannover und erwählte das nahegelegene Schloß von Herrenhausen zu seiner Residenz. Hier lebte nun die Prinzessin Luise unter der Leitung und Aufsicht des Fräuleins von Wollzogen, die mit einer feinen Erziehung alle jene Eigenschaften verband, welche zum Unterrichte einer, durch ihre Talente und Sinnesart so ausgezeichneten Fürstin erforderlich waren.

Von dieser trefflichen Erzieherin begleitet, machte sie bald nach dem Tode ihrer Mutter einen Besuch bei ihrer Großmutter mütterlicher Seite, der Landgräfin Marie Luise Albertine von Hessen-Darmstadt, einer gleichfalls reichbegabten Fürstin. Von hier aus kehrte die Kleine nach kurzem Verweilen zu ihrem Vater zurück.

Am 28. September 1784 vermählte sich der Herzog zum zweiten Mal, und zwar mit der Prinzessin Charlotte Wilhelmine Christine Marie, der Schwester seiner verstorbenen Gemahlin.

Die kleine Luise begleitete ihren Vater zur Feier dieser Vermählung nach Darmstadt, dort blieb sie den Winter hindurch und kehrte dann mit ihrem Vater und ihrer Stiefmutter nach Hannover zurück. Doch nur kurze Zeit war es ihr vergönnt, sich der sorgenden Pflege dieser zweiten Mutter und geliebten Verwandten zu erfreuen; der Tod forderte ein neues Opfer aus dieser hohen Familie, und Luise verlor ihre Stiefmutter am 12. December 1785, nachdem dieselbe einem Prinzen das Leben gegeben hatte.

Tief beklagte die Prinzessin diesen neuen Verlust, und fühlte ihre verwais'te Lage jetzt um so schmerzlicher, da ihre älteste Schwester, die Prinzessin Charlotte, sich im September mit dem regierenden Herzoge von Hildburghausen vermählt hatte.

Dieses neue Unglück bewog den doppelt verwitweten Gemahl, den hannöverischen Dienst aufzugeben und mit seiner ganzen Familie nach Darmstadt zurückzukehren, wo jeder Vortheil, den eine gute Erziehung gewähren kann, seinen Kindern zu statten kam. Mit der sorgsamsten mütterlichen Liebe überwachte die verwitwete Landgräfin die Ausbildung des Geistes und Herzens der Prinzessin Luise, und entwickelte und pflegte jene Talente ihrer Enkelin, die sie später zu einer Zierde ihres Geschlechts erhoben.

Die Sorgfalt und Liebe dieser vorzüglichen Dame, so wie die große Einsicht, mit der sie das etwas lebhafte und heftige Gemüth der jungen Prinzessin behandelte, lieferte die glücklichsten Resultate.

Da eine Gouvernante aus der französischen Schweiz (Mademoiselle Agier) die Prinzessin mit zu großer Strenge leitete, bewirkte die Landgräfin, daß eine andere Dame aus demselben Orte verschrieben ward, deren Erziehungsmethode mit ihren eigenen Ansichten übereinstimmte. Die der hohen Frau angeborene Einsicht, hatte bald den natürlichen Charakter des Kindes erkannt, die Landgräfin fühlte, daß zu große Strenge gegen ein edles und liebevolles Gemüth selten wünschenswerthe Resultate hervorbringt, und beschloß deshalb, ein System verständiger Nachsicht zu befolgen, welches fast immer viel glücklichern Erfolg hat und zugleich dazu dient, das Herz zu besänftigen und die Zuneigung zu nähren.

Die neue Erzieherin, Namens Gelieur, vermehrte nicht allein den natürlichen Hang der Prinzessin für das Wahre, Gute und Schöne, sondern sie lehrte sie auch, den höchsten Genuß in der Ausübung der Wohlthätigkeit zu finden, und erregte ihr Mitleid für die Kranken, Armen und Schwachen.

Sie führte ihren Zögling in die traurigen Hütten der Noth und des Elends, ja selbst an das Schmerzenslager der Kranken, und nie verließ Luise die Wohnungen der Dürftigen, ohne durch ihre milde Freigebigkeit die Qualen des Mangels gemildert, ohne die Seufzer der Verzweiflung durch ihre Thränen gestillt zu haben.

Nach einigen ruhig verlebten Jahren, in welchen ihre edle Natur nach und nach die vortrefflichen Wirkungen dieses Erziehungssystems aussprach, begleitete sie ihre Großmutter nach Straßburg zu einem Besuch bei ihrer Tante, der Prinzessin Wilhelmine Auguste von Hessen-Darmstadt, Witwe König Maximilian Josephs von Baiern, und dann wieder vermählt mit dem Herzoge von Zweibrücken. Nach einem kurzen Aufenthalte hier, machten sie eine für die Prinzessin ebenso belehrende als interessante Ausflucht nach den romantischen Ufern des Rheins und durch die reichen nnd gewerbsamen Provinzen der Niederlande.

Diese Reise trug viel dazu bei, den Geist der jungen Fürstin zu erweitern, indem sie ihrer lebhaften Einbildungskraft neue Gegenstände des Interesses

vorführte. Sie gewährte ihr vielfache Mittel, nützliche Kenntnisse über Gegenstände von allgemeiner Brauchbarkeit zu sammeln, lehrte sie die Vortheile der Industrie und Beharrlichkeit bei den arbeitenden Klassen schätzen, und die Schönheiten der Natur und Kunst würdigen, die sich ihrem Auge in mannigfachem Wechsel auf dieser Tour darboten. Auch lernte sie die Welt von verschiedenen Seiten betrachten, indem sie dieselbe aus verschiedenen Gesichtspunkten beobachtete, und bei ihrer Liebe zum Lernen und ihrem sorglichen Streben, jede Gelegenheit dazu zu benutzen, erlangte sie eine gewisse Fertigkeit, sich reiches Material für künftige Benutzung zu sammeln, während sie die ersten Prinzipien einer gesunden Erziehung an sich selbst beschäftigte.

Im Mai 1789 ward ihr die Freude, der Vermählung ihrer zweiten Schwester, der Prinzessin Therese, mit Alexander Prinz von Thurn und Taxis beizuwohnen. Diese Verbindung gab Anlaß zu zwei Besuchen in Frankfurt, wo die Prinzeß Luise der Krönung Kaiser Leopold II. am 1. September 1790, und gleichfalls der des Kaisers Franz II. am 14. Juni 1792, beiwohnte. Diese vielen Reisen, und zwar bei so merkwürdigen Gelegenheiten, trugen sehr viel dazu bei, den Geist einer Prinzessin zu bilden, die so eifrig jeder nützlichen Belehrung nachstrebte. Ihre zarte Natur kräftigte sich zusehends, ihr Urtheil gewann große Genauigkeit der Unterscheidung in der Betrachtung und dem Vergleichen des vielen Merkwürdigen, welches ihr auf diesen Reisen begegnete. Ihre Menschenkenntniß wuchs mehr und mehr, und schon damals (wie es in einer spätern Periode ihres Lebens der Fall war) übte ihre Nähe einen Zauber über ihre Umgebung aus, der Jeden beglückte und beseligte, den ein günstiges Geschick in ihre Nähe brachte.

Wegen der im Lande herrschenden Unruhe, lebte Prinzeß Luise eine Zeitlang bei ihrer ältesten Schwester Charlotte, Gemahlin des regierenden Herzogs von Sachsen-Hildburghausen, und blieb dort bis zum März 1793, nicht ahnend, daß der damals über Frankreich ausbrechende Sturm in der Zukunft den Thron bis in seine Grundvesten erschüttern würde, dessen Schmuck, Stolz und Freude zu werden sie bestimmt war.

Der Ausbruch der französischen Revolution, die, sich gleich einer verwüstenden Feuersbrunst ausbreitend, ganz Europa zu erschüttern drohte, lockerte

auch die friedlichen verwandtschaftlichen Verhältnisse der verschiedenen fremden Mächte, ja sie bedrohte sogar, ganz den feststehenden Gesetzen der Natur entgegen, den Frieden und die Wohlfahrt in Privat=Familien. — Seiner geographischen Lage halber, war für Deutschland die größte Gefahr von dem, die Lebens=Prinzipien aller Herrschaft angreifenden, gesetzlosen und revolutionairen Geiste zu befürchten.

Da vereinten sich die deutschen Staaten zu festem Widerstande, und der König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., stellte sich selbst an die Spitze einer Abtheilung seines Heeres, und führte seine Truppen in den Kampf. Seine beiden Söhne, der Kronprinz und der Prinz Louis, begleiteten ihn, um sowohl die Gefahren dieses Feldzuges, als auch den Ruhm ihres Vaters zu theilen.

Frankfurt am Main war während einiger Wochen von den Franzosen besetzt gewesen, die jedoch am 2. December 1792 von den Preußen vertrieben wurden, deren Hauptquartier nun in dieser Stadt aufgeschlagen ward.

Während der König sich dort aufhielt, zog er durch seine Menschenfreundlichkeit und Herablassung, Menschen aller Stände aus den benachbarten Orten an sich, und dort brachte ein zufälliger Umstand den Kronprinzen und seine zukünftige Gemahlin in persönliche Berührung. In Begleitung ihrer jüngsten Schwester, der Prinzessin Friederike, sollte die Prinzessin Luise nach Darmstadt zurückkehren. Um dem Könige vorgestellt zu werden, waren sie über Frankfurt gegangen, ihre Abreise war zum Abend, nach dem Schlusse des Theaters, festgesetzt, aber der König ließ die beiden jungen Prinzessinnen zum Abendessen einladen, und die Schwestern erschienen. Beim ersten Blicke fesselte Luise die Aufmerksamkeit des Kronprinzen, denn es lebt in den geheimsten Tiefen des menschlichen Herzens, sowohl im Busen des Mannes als in der weiblichen Brust, ein bewußtes Gefühl geistiger Sympathie, welches mit magnetischer Kraft bei dem ersten Blicke instinktmäßig zwei Wesen anzieht, die sich vorher vielleicht nie gesprochen, ja wohl nie gesehen haben.

Diese geheime Sympathie spricht sich in reinen Gemüthern häufig durch eine Art achtungsvoller Blödigkeit aus, weil die Vernunft die Gründe nicht zu erklären vermag, aus denen dieses mächtige Gefühl sich bildet. Dasselbe in seiner ganzen Tiefe und Reinheit auszudrücken fehlt es jeder Sprache an Worten,

Niemand kennt die verborgene Quelle dieser sanften doch mächtigen Anziehungskraft, doch wissen Alle, die es selbst erfahren haben, daß, obgleich sich's nicht deutlich erklären läßt, dieses entzückende Gefühl dennoch bestimmt empfunden wird, und daß diese gegenseitige Zuneigung eben so gewiß übereinstimmt, als das Echo und der Wiederhall eines melodischen Tons. Was das Herz giebt, empfängt es zurück, und das ist ohne eine Sylbe der Erklärung vollkommen verstanden. Wir sehen eine Person zum ersten Mal, und dennoch ist es uns, als hätten wir dieselbe längst gekannt, als könnten wir derselben unsere geheimsten Gedanken mittheilen. Nur eine Art bescheidner Schaam hält uns zurück, dieses süße Gefühl einzugestehen, welches das ganze Herz erfüllt, es in neuer, mächtiger Bewegung erbeben läßt.

Ist diese geheime magnetische Kraft ein Ausfluß jener wunderbaren Macht, die sich leise durch die ganze Schöpfung zieht? Ist Athem, Gefühl und der Schlag des menschlichen Herzens analog mit dem geheimen Prozesse der Natur in der physischen Welt, der sich in den Wirkungen der anziehenden und abstoßenden Pole so wunderbar äußert? Wir wissen es nicht, aber wir sehen und fühlen die Macht der Anziehung wie der Abstoßung. Den heiligen Schleier, welcher die innern Bewegungen der körperlichen und geistigen Welt umgiebt und verbirgt, vermögen wir nicht zu lüften. In ruhiger Ehrfurcht mögen wir immerhin an den Grenzen menschlichen Wissens stehen, aber das Herz schwebt über diese Grenze hinaus, nach der unsichtbaren Welt, dort wo der Urquell aller reinen Liebe dieses heilige Gefühl zur Vollkommenheit reift. Große und wunderbare Macht der Harmonie! Dein tiefer rauschender Strom trägt uns über die sandigen Wüsten des Lebens!

In der uns umgebenden ungleichen Menge werden wir oft und wiederholt auf unsere eignen getäuschten Gefühle zurückgewiesen, jahrelange Bekannte, unsre nächsten Verwandten, ja selbst Mann und Weib können sich so fremd bleiben, daß Keins das Andere versteht, während es wiederum Menschen giebt, die uns auf den ersten Blick fesseln, ja, wo schon die erste Stunde der Bekanntschaft hinreicht, jenes Band der Freundschaft und gegenseitigen Vertrauens zu knüpfen, das unauflöslich für das Leben ist.

So erging es dem königlichen Paare — beim ersten Blicke begegneten

sich ihre Herzen. Sie empfanden — wie Beide später bekannten — die himmlische Harmonie gleichgesinnter Seelen, noch bevor Eins von ihnen eine Sylbe gesprochen, — und auf diese geistige Harmonie gründete sich das Glück ihres häuslichen Lebens. Bald ward die Zuneigung gestanden und jene süße Verbindung der Herzen geschlossen, die weder durch Familienrücksichten, noch durch Staatsgründe oder politische Intriguen arrangirt war. Ein seltner Glücksfall bei königlichen Personen, denen es in der Regel nicht gestattet ist, bei der wichtigsten Angelegenheit ihres Lebens den Eingebungen des eignen Herzens Gehör zu schenken, sondern die gar oft sich genöthigt sehen, ihre Neigung dem Staats-Interesse oder der Vergrößerung des Throns zum Opfer zu bringen. Es ist eine traurige Thatsache, daß die von den Sorgen und Schwierigkeiten der Regierung schwer gebeugten Herrscher, oft auf die zärtlichste aller Freundschaften, eine glückliche Ehe — verzichten müssen. Diese Entbehrung läßt sich nicht durch Glanz und Pracht weltlicher Hoheit ersetzen, denn keine Seligkeit ist mit häuslichem Glück vergleichbar, und die, welche dieses größten irdischen Segens beraubt sind, verlieren den Reiz des Lebens.

Der Kronprinz war nicht zu dieser Entbehrung verdammt, er fand in der Prinzessin Luise sein zweites Ich, fand in ihr dieselben erhabenen Grundsätze, dieselben feurigen und großmüthigen Gefühle, die ihn bisher geleitet hatten. Derselbe einfache Geschmack, dieselbe Verachtung der blos äußerlichen Formen der Etikette, die er so oft geäußert, kurz — er hatte einen ihm verwandten Geist gefunden.

Sie bildeten gleichsam Eine Seele, und ihre edlen Herzen standen im vollkommensten Einklange.

Am 24. April 1793 fand in Darmstadt ihre Verlobung statt, und zu gleicher Zeit ward ihre Schwester Friederike dem Prinzen Louis verlobt. So feierten die beiden preußischen Königssöhne an Einem Tage das Fest ihrer Verlobung mit den beiden, ihrer Schönheit halber so sehr berühmten jungen Prinzessinnen von Mecklenburg.

Friederike zeichnete sich durch ihren blendenden Teint und ganz besondere Anmuth aus, und selbst in spätern Jahren, als sie als Herzogin von Cumberland in England lebte, war sie deßhalb berühmt.

Goethe, dessen Talent für Beschreibung weiblicher Anmuth und Schöne von Niemand übertroffen ward, befand sich bei der Belagerung von Mainz im Mai 1793 im Gefolge des Großherzogs von Weimar, er sah die beiden Schwestern, und sagt: „Während meines Aufenthalts bei Hofe hatte ich Gelegenheit, sie genau zu beobachten, da sie sich in ungezwungener Freiheit in der versammelten Gesellschaft bewegten, und der Eindruck, den sie auf mich machten, war der Art, daß ich sie nur mit zwei überirdischen Wesen vergleichen konnte, deren Bild nichts aus meiner Seele verwischen wird." Diese Wirkung brachte die Prinzessin auf Jeden, der sie sah, hervor. Ihre große, schlanke, doch majestätische Gestalt, ihr ausdruckvolles Gesicht, in welchem jeder Zug im schönsten Ebenmaaße war, ihr würdevolles, von Zwang, Ziererei oder zu großer Freiheit gleich entferntes Wesen, ihr leichter anmuthiger Gang, ihre Lebhaftigkeit und Heiterkeit, ihre helle, melodisch-fröhliche Stimme, ihr kluges, stets von Wohlwollen strahlendes Auge flößten, ohne daß sie sich damit auch nur das Mindeste von ihrer Würde vergab, das vollste Vertrauen ein; ihr durchdringender Blick, der zuweilen scharf umherschweifte, zuweilen ruhig und heiter auf einem Punkt verweilte, mußte gesehen sein, um gewürdigt zu werden. Die Hoheit ihres ganzen Wesens, in dem sich jede Eigenschaft der Schönheit, Kunst und Anmuth vereinte, um ihrer erhabnen Stellung zur Zierde zu dienen, trat so sichtbar hervor, daß sie Jeden bezauberte, der sie nur ein Mal sah. Ihre Toilette war stets ausgesucht, und der Stellung gemäß, die sie zu behaupten hatte, zuweilen ganz einfach, zuweilen in der königlichen Pracht, die sich für eine Herrscherin ziemt.

Die Natur hatte diese erhabene Prinzessin verschwenderisch mit einer glücklichen Mischung edler und sanfter Tugenden ausgestattet, sie flößte einen hohen Grad von Verehrung ein, der jedoch stets mit herzlicher Zuneigung gemischt war. Sie besaß die glückliche Gabe, mit einem Blicke die Gefühle ihrer Umgebung zu verstehen; stets war ihr Mitgefühl wach, ihr Auge sprach von milder Liebe, so sanftem Mitleid für die Unglücklichen, daß sie dieselben unwiderstehlich zu sich zog. Ein Blick wie der ihrige, kann nur mit den glänzenden Strahlen der Sonne verglichen werden, die glückliche Menschen bescheint, oder mit dem reinen, ruhigen Mondesstrahl, der Balsam und Trost in die tiefen Wunden der Unglücklichen träufelt.

Um seine vollkommne Zufriedenheit mit dieser Verbindung zu bezeigen, wohnte der König Friedrich Wilhelm II. der Ceremonie des Ringwechselns bei, und außer vielen andern königlichen und edlen Gästen, verschönerten die beiden ältern Schwestern der jungen Verlobten, die Herzogin von Sachsen-Hildburghausen und die Fürstin von Thurn und Taxis, die Feierlichkeit durch ihre Gegenwart.

Wie innig die Prinzen sich auch sehnten, ihre Vermählung vollzogen zu sehen, mußten sie dennoch die Rückkehr des Königs nach Berlin erwarten. Noch war der unruhige Zustand des Landes nicht gehoben, und die ihnen obliegenden militairischen Pflichten beschäftigten sie unausgesetzt. Der Kronprinz theilte alle Gefahren mit den Truppen seines Vaters, willig ertrug er jede, von einem Feldzuge unzertrennliche Unbequemlichkeit und Mühe, und zeigte sich dabei als edlen Abkömmling seiner glorreichen Vorfahren und würdigen Nachfolger des unsterblichen Friedrich.

Am 22. Juli 1793 ward Mainz vermittelst einer Capitulation von den Franzosen geräumt, und nach dem Siege von Pirmasens am 1. September desselben Jahres, kehrte der König am 8. November in seine Staaten zurück.

Vier Wochen später folgten ihm der Kronprinz und Prinz Louis, und nun erwarteten sie mit glühender Sehnsucht die Ankunft ihrer hohen Verlobten. Diese reis'ten am 15. December von Darmstadt ab und gingen über Würzburg, Hildburghausen, Weimar, Leipzig und Treuenbrietzen. Am 21sten ward ihre Ankunft in Potsdam erwartet, woselbst der Kronprinz und sein königlicher Bruder sie empfangen wollten. Auch die Bewohner Potsdams begrüßten die beiden Prinzessinnen bei ihrem Einzuge förmlich, doch herzlich. Nach zweitägigem Aufenthalte begaben sie sich nach Berlin.

Kaum erhellten die ersten Strahlen des Morgens die Hauptstadt, als jede Straße und jedes Haus sich zu beleben anfing. Viele Tausende aus allen Klassen bereiteten sich vor, dem feierlichen Empfange beizuwohnen, Einige, weil ihr Amt es mit sich brachte, einen Theil der Procession zu bilden, Andere als bloße Zuschauer, weil sie danach verlangte, die schönen Verlobten ihrer geliebten Prinzen zu begrüßen und zu bewillkommnen.

Es würde kaum möglich sein, genau die Einzelnheiten zu beschreiben, die den Einzug der beiden Prinzessinnen in Berlin auszeichneten, all' das Aufzählen der Festlichkeiten, der sinnreichen Devisen und prächtigen Vorbereitungen würde nur dazu dienen, den Leser zu ermüden, ohne den Eindruck wieder zu geben, den es damals auf die Zuschauer machte. Wir begnügen uns, zu erzählen, daß am 23. December, bald nach Mittag, der Zug die Thore Berlins passirte, und daß allgemeine Freude und Lust in der Hauptstadt herrschte.

Ein Umstand, der einen Beweis des wohlwollenden Charakters der Prinzessin Luise liefert, darf nicht unerwähnt bleiben.

Eine der schönsten und überraschendsten Gegenden Berlins sind unstreitig die Linden, wo das Monument zur Erinnerung Friedrich des Großen errichtet ist. Von einer Seite begränzt die Linden das Brandenburger Thor, und dann ziehen sie sich durch eine lange Reihe herrlicher Gebäude, — Zeughaus, Bibliothek, ꝛc. — bis das alte Schloß und der Dom den äußersten Gesichtspunkt bilden.

Diese Straße kann als eine der breitesten angesehen werden und die Deutschen halten sie für die schönste der Welt.

Hier war zur Feier der Ankunft der Prinzessinnen ein Triumphbogen errichtet, denn sie sollten mit ihrem Brautzuge dort Halt machen, um eine Deputation der Berliner Bürger zu empfangen, die sich sehnten, sie mit allen Zeichen der Liebe und Ehrfurcht zu empfangen.

Der Bogen war mit allegorischen Symbolen geschmückt, kriegerische Musik belebte die Scene, alle Fenster der nahen Häuser waren dicht besetzt, ja sogar auf den Dächern waren Tausende von Zuschauern ängstlich bemüht, nur einen Blick von der schönen jungen Fürstin zu erhaschen, die ihre künftige Königin werden sollte. Aller Augen wandten sich ihr zu, die höchste Bewunderung sprach sich in jedem Blicke aus.

Ein großer Kreis niedlicher Kinder, Töchter der Berliner Bürger, in die Farbe der Unschuld gekleidet und mit grünen, Hoffnung bedeutenden Kränzen im Haar, umgab den Wagen der königlichen Braut. Eins dieser Kinder, ein liebliches kleines Mädchen näherte sich der Prinzessin, und während sie einen schönen Kranz von Myrthenblüthen überreichte, sprach sie zum Willkomm der

erhabnen Braut ein einfaches Gedicht, mit so viel Gefühl und so feinem Anstand, daß die Prinzessin tief davon ergriffen ward. Den Eingebungen ihres Gefühls folgend, und sich der Rührung ihres warmen und dankbaren Herzens überlassend, neigte sie sich zu dem Kinde, umarmte es voll Zärtlichkeit, drückte es fest an ihr Herz und küßte ihm Augen, Lippen und Stirn.

Erschreckt wollte die hinter ihr stehende Oberhofmeisterin, Gräfin von Voß, sie zurückhalten, aber es war zu spät.

„Mein Gott!" rief diese strenge Beobachterin des kleinsten, von der Hof-Etikette vorgeschriebnen Ceremoniells, „was haben Ew. königliche Hoheit gethan? Das ist gegen alle Regel und Vorschrift des Hofes." Aber heiter blickte die edle Fürstin sich um, und sprach freimüthig: „Wie, darf ich das nie wieder thun?" In dieser ungekünstelten Frage lag so viel kindliche Unbefangenheit, so viel Unschuld und Ausdruck, daß es sich unmöglich beschreiben ließ. Die Scene war des Pinsels eines großen Meisters würdig, doch kein Maler wäre im Stande gewesen, den Ausdruck wiederzugeben, der sowohl den Mund als die Augen der lieblichen Prinzessin umspielte. Ein Portrait der damals siebzehnjährigen, geliebten und engelgleichen Königin, welches jetzt im weißen Saale des Schlosses hängt, würde am geeignetsten sein, sollte diese Scene jemals gemalt werden. Selbst ein Menschenfeind müßte sich freuen, solch ein Bild zu sehen, und Glauben an weibliche Unschuld und Würde durch den Anblick desselben gewinnen.

Am Weihnachtsabend — 24. December, — ward die Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzeß Luise vollzogen.

Damit dieser Tag auch für das Volk ein Fest im wahren Sinne des Wortes werden möge, hatte der König angeordnet, daß eine gewisse Anzahl Billets zum freien Eintritt in das Innere des Schlosses ausgegeben werden sollten.

Es war ein erhebender Anblick, denn ein passenderes und edleres Paar als dieses königliche, konnte man sich nicht wohl denken.

Der Bischof Eylert sagt in einer viele Jahre später abgefaßten Beschreibung:

„Der Prinz war hoch und schön gebaut und seine Glieder standen im schönsten Ebenmaaße. Seine Haltung war gerade und militairisch, doch zu-

gleich völlig ungezwungen, und auf anmuthige Weise mit seiner Figur harmonirend. Der ernste und ruhige Ausdruck seines Gesichts war höchst angenehm, seine hohe, faltenlose Stirn verrieth ein reines Gemüth, seine volle Unterlippe Festigkeit, und seinen Mund umschwebte Gutmüthigkeit und natürliche Satyre. Seine Augen waren dunkelblau, gewöhnlich betrachtend, doch zu Zeiten tief nachdenkend und sorgenvoll. Sein Antlitz trug das Gepräge geistiger Ruhe, nie mißtrauisch oder nichtssagend, sondern offen, scharfsichtig und wahrhaft. Wenn er seine Zufriedenheit durch ein Lächeln ausdrückte, erhellte mildes Wohlwollen sein Antlitz. Was Herablassung genannt werden könnte, war an ihm unendliche Huld, denn sein Auge glänzte in reiner Liebe für die ganze Menschheit. Nie spiegelte sich im Antlitze eines Menschen so richtig das innere Gefühl ab, man hätte es ein Panorama der innerlich empfangnen Eindrücke nennen können.

Wenn die Unterhaltung auf die Unglücksfälle oder das Mißgeschick Anderer kam, zeigte sich sogleich sein Mitgefühl in der besondern Bewegung seiner Gesichtszüge, dem Zucken seiner Schultern, und dem Gedächtnißknoten, den er heimlich in sein Taschentuch zu machen pflegte. Sein Gang war fest und gemessen und die Bewegung seiner Hände besonders anmuthig. In seiner Jugend war er mager, auch ward er nie corpulent, aber in seinem fünf und dreißigsten Jahre, als er die Blüthe des Mannesalters erreicht, ward er nicht nur für den höchststehenden, sondern auch für den schönsten Mann Preußens allgemein anerkannt. Er war zum Anführer geschaffen, und das war besonders auf der Parade sichtbar, denn wenn er, umgeben von seinen Garden, und inmitten der Elite der Nation, sich zeigte, brauchte ein Fremder nicht zu fragen: „Welcher ist der König?"

Die Vermählung fand mit all' der Pracht und dem Pompe statt, die der Würde des königlichen Hauses angemessen war, jedoch ganz ohne übertriebenes Gepränge und Verschwendung. Gegen sechs Uhr Abens versammelten sich die anwesenden Prinzen und Prinzessinnen in den Gemächern der regierenden Königin, woselbst die Diamanten-Krone des königlich preußischen Hauses, der Braut auf's Haupt gesetzt ward.

Bald nachher begab sich der ganze Hof in die Zimmer der verwitweten

Gemahlin Friedrich des Großen, um dieselbe förmlich einzuladen, der feierlichen Ceremonie der ehelichen Einsegnung beizuwohnen. Von dort verfügte sich die ganze, in Berlin anwesende königliche Familie, das Brautpaar an der Spitze, nach dem glänzend erleuchteten weißen Saale, wo die Staatsminister, die Generale, die fremden Gesandten und der Adel schon versammelt waren. Wie es bei allen königlichen Vermählungen Sitte ist, war in der Mitte des Saals ein Thron mit kostbarem Thronhimmel von karmoisinrothem Sammet mit Gold gestickt und von zwei Kronen überragt, errichtet, und unter demselben stand ein Tisch, nebst Sessel oder Kissen, Hochzeitskissen genannt, welches gleichfalls mit rothem Sammt überzogen war. Das königliche Paar nahte sich dem Prediger, Consistorialrath Sack, und die königliche Familie bildete einen glänzenden Kreis. Ihnen zunächst war der ganze Hof in gehöriger Ordnung aufgestellt und dann kamen die nicht zum Hofe gehörenden, als Zuschauer eingeladenen Personen. Es herrschte eine feierliche Stille.

Die Rede des ehrwürdigen Bischof Sack an das junge Paar ist so kurz und einfach und dennoch so eindringlich, daß sie wohl verdient, eine Stelle in der Biographie einer Fürstin einzunehmen, auf die eine so feierliche Anrede nothwendigerweise einen mächtigen Eindruck machen mußte. Der gute Bischof hatte den Kronprinzen getauft und eingesegnet, und nun sprach er die Weihworte über einen Bund, der, wie er hoffte, die Wünsche eines treuen Volkes erfüllen, — den geliebten Prinzen beglücken sollte.

Während das königliche Paar vor ihm kniete, flehte er im klaren, feierlichen Tone den Schutz des Höchsten in folgenden Worten an: —

„Allmächtiger Herrscher und Vater aller Menschen, es hat Dir gnädig gefallen, großes Glück und hohe Freude durch das ganze Königreich und besonders über den König und die königliche Familie zu verbreiten. Ehre, Anbetung und Dank sei Dir, Herr, denn Deine Güte gegen uns ist groß. Empfange das Gelübde, welches das königliche Paar vor Deinem Altare niederlegt. Amen."

„Allergnädigster Prinz, allergnädigste Prinzessin! Ew. königlichen Hoheiten kennen die Ehre und Anbetung, die wir dem allmächtigen Vater und Wohlthäter aller Menschen schuldig sind. Er ist es, der Euch auf

diesen hohen Gipfel irdischer Größe gestellt hat, er ist es, allergnädigster Prinz, der uns begeistert, und unsre Herzen in Treue für Euch schlagen lehrt. Er breitet das Schild seines allmächtigen Schutzes über Ew. königlichem Haupte aus, er leitete Ihre Wahl, und schuf ein Ihrer würdiges Herz. Ihm gebührt das Lob, Ew. königliche Hoheit mit jenen erhabnen Eigenschaften geschmückt, Ihnen jenen Begriff von der Heiligkeit dieses wichtigen und feierlichen Bündnisses verliehen zu haben, ohne welche selbst das Glück, einen Königsthron zu besitzen, nur ein leerer Schatten des Genusses ist. Ihnen ist die Gabe verliehen, äußere Auszeichnungen nach ihrem wahren Werthe zu schätzen.

„Gut für uns, gut für die Nation und gut auch für Sie, allergnädigste Prinzessin, daß dieses Herz, welches Ihnen jetzt seine Liebe und Treue auf dem Altare der Religion darbringt, vor allen Dingen Gott ehrt, und Tugend und Gerechtigkeit aufrichtig liebt. Sie sind von der Vorsehung auserwählt, das Glück dieses Herzens auszumachen, es ist Ihr süßer Beruf, die zarte Flamme der sanftern Regungen anzufachen, welche die Strenge der mehr herrischen Tugenden mildern, und die, weil sie aus Liebe entspringen, sich in Thaten des Wohlwollens und der Liebe kund geben.

„Von der Liebe, die Ihre königliche Hoheit ihm weihen, erwartet der Prinz, was weder Macht noch Würde ihm verleihen können, die zärtliche Freundschaft häuslicher Vereinigung, den geheiligten Segen häuslichen Glücks. Von Ihnen erwartet ein mächtiger Monarch einen Theil seiner Zufriedenheit und Freuden zur Linderung der Sorgen seiner königlichen Existenz, eine verehrte Königin hofft, daß Sie ihre mütterliche Zuneigung erwidernd, ihr nun Freuden bringen werden. Der Hof und die ganze Nation erwarten von Ihnen ein glänzendes Beispiel! Schöne, gesegnete und heilige Verbindung, die solche Erwartungen wecken, so viele Segnungen ankünden kann. — Millionen erfreuter Seelen feiern diesen Tag durch Danksagungen an den Allmächtigen, und glänzende Hoffnungen. Sie feiern den Tag mit der freudigen Ahnung, daß dieser Tag der Vorbote desjenigen sein wird, der alle unsre Wünsche krönt, denn wir hoffen

und beten, daß ein Tag erscheine, der einem treuen Volke und dessen geliebtem Herrscherpaare ein Pfand geben wird, das die Ordnung der Thronfolge festsetzt, und sich als Stütze und Zierde des preußischen Throns bewähren und beweisen mag.

„Seid denn verbunden unter den freudigen Thränen dieser erhabnen Versammlung, und von dem Allmächtigen zu den heiligen Pflichten derjenigen Vereinigung geweiht, welche von nun an Eure Schicksale verknüpft, wie Eure Herzen verknüpft waren. Möge jeder Tag Eures künftigen Lebens durch einen neuen Beweis der Gnade Gottes ausgezeichnet sein, und mögen Eure Kindes-Kinder sich an der Fortdauer Eures Glücks erfreuen."

Nach dieser Rede wechselten die hohen Verlobten die Ringe und waren nach den Formen der evangelisch reformirten Kirche ehelich verbunden.

Nun ward folgendes Gebet gesprochen:

„Allmächtiger Gott und Vater, der Du seit Jahrhunderten Deine große Huld und Gnade unsern Herrschern bewiesen hast, laß in Deiner großen Barmherzigkeit auch diesem königlichen Paare Deinen wohlthätigen Schutz angedeihen, daß sie zu allen Zeiten Dich loben, preisen und Dir danken. Laß den Glanz unsers Königshauses durch sie vermehrt werden, laß sie eine neue Quelle des Segens für künftige Generationen sein. O erhöre uns Herr, um Jesu Christi unsers Heilands willen. Amen!"

Als der eheliche Segen ausgesprochen ward, gab eine Fackel im Lustgarten das Zeichen und das Abfeuern von zwei und siebzig Kanonen verkündete die Glück weissagende Begebenheit.

Die Braut ward zärtlich von jedem Mitgliede der königlichen Familie sowie von all' ihren eignen erlauchten Verwandten umarmt, und empfing gemeinschaftlich mit ihrem Gemahl die Glückwünsche des ganzen Hofes. Ihr Vater der Herzog von Mecklenburg, ihre Großmutter die verwitwete Landgräfin von Darmstadt und ihr Bruder, waren gegenwärtig und sahen mit Entzücken, wie sehr die künftigen Unterthanen ihrer jungen Verwandtin von derselben befriedigt und bezaubert waren.

Bald nachher begab sich der Hof in die geräumigen Gemächer bei dem Rittersaale. Auch hier wurden die neugierigen Zuschauer aus allen Klassen der Gesellschaft zugelassen, und schienen sich an der schönen Braut nicht satt sehen zu können, die nicht nur den ganzen Hof, sondern auch ganz Berlin gefesselt hatte. Die Grazie und Würde ihres Benehmens, so wie der Geist und das Wohlwollen welches in ihren außergewöhnlich schönen Zügen strahlte, hatte bereits alle Herzen gewonnen.

Der König erschien in der Versammlung wie ein glücklicher Vater, und lächelte im Bewußtsein, die ihm gezollte Liebe seines Volks verdient zu haben, auf die Menge herab.

Gegen neun Uhr Abends begab sich das Brautpaar mit der ganzen königlichen Familie zum Bankett, welches im Rittersaale unter einem goldgestickten Baldachin von carmoisinrothem Sammet angerichtet war.

Einer alten, im preußischen Königshause bei ähnlichen Gelegenheiten eingeführten Sitte gemäß, servirten zwei Generale die Tafel. Bei dieser Gelegenheit waren es der General-Lieutnant von der Marwitz und Graf Brühl, welche die Gerichte auf die Tafel setzten, und die Kammerherren, die erste Dame bei Hofe, und die Hofdamen warteten den königlichen Prinzen und Prinzessinnen auf. Dies dauerte bis die königlichen Personen, denen sie aufwarteten, zum ersten Male getrunken hatten, worauf es ihnen frei stand, sich zu ihrem eignen Abendessen in ein andres Zimmer zu begeben.

Diese, unter Ludwig XIV. in Frankreich herrschende Sitte, von Friedrich I. auch in Preußen eingeführt, ward nun auch bei dieser feierlichen Gelegenheit befolgt; aber die Glieder der königlichen Familie machten der Ceremonie bald ein Ende, so daß die ganze Zeit des Banketts kaum eine Stunde währte.

Bald darauf kehrten die Herrschaften wieder in gehöriger Ordnung in den weißen Saal zurück, wo die übrigen Hofleute, die bereits soupirt hatten, in den anstoßenden Gemächern zum Fackeltanze versammelt waren. Dieser feierliche Tanz, bei dem jeder eine Fackel in der Hand hält, stammt aus dem christlichen Mittelalter und ward früher nicht allein an den fürstlichen Höfen,

sondern auch bei den Bürgern aufgeführt, aber er ist jetzt längst abgeschafft und nur noch am preußischen Hofe beibehalten.

Die achtzehn Staats=Minister schritten vor, jeder trug eine angezündete Wachskerze, die in ihrer Form einer Fackel glich.

Die königliche Familie saß in einem Halbkreise unter dem schon erwähnten Baldachin, während die Cavaliere und Damen hinter ihnen standen.

Trompeten und Trommeln verkündeten den Anfang des Tanzes, dessen Musik sich aus Friedrichs I. Zeiten herschreibt.

Der erste Kammerherr gab ein Zeichen mit seinem schwarzen Stabe, dem Kennzeichen seines Amtes, daß der Tanz beginnen solle. Die Minister des Königs folgten ihm paarweis, so wie das neu vermählte Paar und dessen glänzender Hofstaat. Der Zug bewegte sich langsam und feierlich rund um, die Braut hatte vorher den König eingeladen, am Tanze Theil zu nehmen, der Bräutigam führte beide Königinnen, und die versammelten Prinzen und Prinzessinen folgten der Reihe nach.

Nach Beendigung dieser Ceremonie ward das Brautpaar von dem ganzen Hofe nach dem Rittersaale zurückgeführt, und dann von den königlichen Eltern in ihre eignen besondern Gemächer geleitet.

Die Einwohner Berlins wünschten das Fest der Vermählung durch eine allgemeine Illumination zu feiern, und hatten bereits viele Vorbereitungen getroffen, aber der menschenfreundliche Kronprinz erklärte, daß es ihm viel mehr Freude machen würde, wenn die guten Bürger der Hauptstadt, die zur Illumination bestimmte Summe zum Besten der Witwen und Waisen der im letzten Kriege Gebliebenen verwenden wollten. So ward die Illumination aufgegeben, und die bedeutende Geldsumme zu dem vorgeschlagenen Zwecke verwendet.

Am Morgen des Weihnachtstages ging das neuvermählte Paar zuerst im feierlichen Zuge nach der königlichen Cathedrale und darauf nach dem Palaste des Kronprinzen.

Die Freudenfeste bei Hofe dauerten ohne Unterbrechung bis zum ersten Januar, und am zweiten Tage nach dem Weihnachtsfeste, ward das andere hohe Paar, der Prinz Louis und die Prinzessin Friederike, vermählt.

Die Prinzessin Friederike war am 28. März 1778 geboren, also gerade zwei Jahr jünger als ihre Schwester, und ebenso ausgezeichnet wegen ihrer körperlichen Schönheit. Beide hingen sehr aneinander und diese Zuneigung wuchs womöglich noch durch die Aehnlichkeit ihrer Lage in dieser glücklichen Periode. In spätern Jahren ward ihre Liebe durch Leiden geprüft, und die unwandelbare, zarte Liebe der Prinzessin Friederike für ihre theure Schwester, ihre freundlichen Aufmerksamkeiten am Krankenlager der Königin Luise, erhöhen unser Interesse für diese Prinzessin, die, nachdem sie zweimal Witwe geworden, sich im Jahre 1815 mit dem Herzog von Cumberland vermählte.

Der Weihnachtsfeier folgten bald die glänzenden Bälle und Aufzüge des Carnevals, aber das neuvermählte Paar stürzte sich nicht in den Strudel von Zerstreuungen, welche ein großes Hoflager darbietet. Ihrem gebildeten Geschmacke und reinen Gemüth sagten die einfachen Beschäftigungen des häuslichen Lebens und geistige Genüsse weit mehr zu. Die heitre Ruhe ihres gegenwärtigen Daseins und ihre innige Liebe war ihren Unterthanen ein höchst wohlthätiges Beispiel, denn sie waren die Vorbilder häuslicher Glückseligkeit. Die Kronprinzeß war die Seele jeder geistreichen Reunion bei Hofe und die Perle der ganzen Familie.

Doch ungeblendet von äußern Vorzügen, hatte sie schon angefangen sich ihre Ansichten von der Welt aus jenem erhabnen religiösen Gesichtspunkte zu bilden, der später so glänzende Resultate herbeiführte. Ihre Kindheit war durch jene günstige Epoche ausgezeichnet gewesen, in der die reinen Blüthen der Poesie sich durch so gewaltige Anstrengungen zu entfalten strebten. Herder, Schiller und Goethe hatten früh ihre Aufmerksamkeit gefesselt und ihren Geist genährt. Sie hatte sich stets durch einen richtigen scharfen Verstand, und frommes ernstes Streben nach dem Erkennen alles Wahren, Guten und Schönen ausgezeichnet. Schon früh hielt sie sich von dem bloßen Schein der Wahrheit fern, und erwarb sich große Klarheit und Genauigkeit. Sie gewöhnte sich, das Sichtbare und Irdische mit dem Unsichtbaren und Erhabenen, die Sterblichkeit mit der Unsterblichkeit zu verbinden. Der Musik, die so vollkommen mit ihrem ganzen Wesen harmonirte, widmete sie sich mit großer Vorliebe, sobald sie nicht durch höhere und wichtige Pflichten davon abgehalten ward. Sie sang sehr ange-

nehm, und ihre Stimme war, ganz besonders wenn sie vaterländische Lieder sang, sehr rührend und gefühlvoll.

Diese Lebensweise, die sie zierte und ehrte, und sie, ganz verschieden von der gewöhnlichen Lebensweise Andrer, mit einem hohen Nimbus umgab, erwarb ihr von Jedem der sie kannte, mit Recht den Namen eines Engels.

Den König entzückte ihr Betragen in jeder Hinsicht so sehr, daß er am 10. März 1794, dem Tage ihres 18. Geburtstages, sie mit dem, zu ihrem Sommeraufenthalte ganz geeigneten königlichen Lustschlosse zu Oranienburg beschenkte.

Die Art, wie der Kronprinz mit seiner jungen Gemahlin lebte, erregte nicht nur die Bewunderung Fremder, sondern auch die seiner künftigen Unterthanen.

Und Louise, welche ihr königlicher Vater die Prinzeß aller Prinzessinnen nannte, die sich an einen der glänzendsten Höfe Europa's, in eine der höchsten Stellungen versetzt sah, die stets als der Mittelpunkt und die Königin jedes Festes von Allen die das Glück hatten ihr nahe zu sein, bewundert ward, suchte oft dem Gepränge und Prunk ihrer äußeren Stellung zu entschlüpfen, um sich den ruhigen Freuden des häuslichen Lebens hinzugeben, in dessen Beschäftigungen und Pflichten sie eine nie versiegende Quelle wahren und entzückenden Genusses fand. Zwei edle gleichgesinnte Seelen waren vereinigt, die keiner fremden Hilfe bedurften, um ihre Zeit angenehm zu verleben. Keine lärmenden und berauschenden Feste waren erforderlich für so gleiche und glückliche Charaktere, in deren eignem Busen eine unerschöpfliche Quelle reinster Glückseligkeit entsprang. Beide fanden die höchste Befriedigung im Bezeigen jenes Wohlwollens, dessen sich ihre ganze Umgebung erfreute.

Dieses ausgezeichnete Beispiel war dem ganzen Lande ein glänzendes Vorbild, und trug nicht wenig dazu bei, in der preußischen Nation jenen Hang zu häuslichen Tugenden und Beschäftigungen zu nähren, der in einer spätern Periode und in sehr schwierigen und gefahrvollen Zeiten das Land erhielt.

Alle Zeit, die der Kronprinz den Vorstudien für seinen künftigen Beruf abmüssigen konnte, verlebte er mit seiner Gemahlin auf seinem Gute Paretz,

in der Nähe von Potsdam. Dieses Gut hatte er von seinen Ersparnissen gekauft, und Jedem, welcher dieses erhabene Paar in ruhiger Zurückgezogenheit sah, würde es schwer geworden sein, zu glauben, daß es der Erbe eines der ersten Throne Europa's und die künftige Königin von Preußen sei. Einem Landedelmann in der friedlichen Beschäftigung sein Gut zu bebauen, gleich, verlebte der Kronprinz diese Epoche seines Lebens in genußreicher Ruhe. Die Kronprinzessin traf selbst die Anordnungen für ihren Haushalt und sprach mit Jedem in ihrer Nähe, ohne jenen falschen Stolz, der den Respect nur schmälert, welchen manche hochgeborene Damen vermittelst desselben zu erwingen hoffen. Die Prinzessin hingegen fand in der Einfachheit ihrer häuslichen Einrichtungen das größte Vergnügen. Sie schrieb sehr gern und die Natur schien ihr ein besonderes Talent dazu verliehen zu haben, denn sie schrieb mit unglaublicher Leichtigkeit und mit jener Klarheit und Präcision, die sie besonders charakterisirte. Jede Zeile trug das Gepräge ihres von Natur so scharfsinnigen Geistes und eines wohlgeordneten und wohlverarbeiteten Unterrichts. Sie prüfte sich fleißig über die Fortschritte ihres Verstandes, wohl wissend, daß nur was klar aufgefaßt ist, klar ausgedrückt werden kann. So schrieb sie viele Fragmente von Tagebüchern, machte zahlreiche Auszüge und correspondirte mit Anmuth und Leichtigkeit. Es ist etwas ihr ganz Eigenthümliches in dem Styl jener Briefe, die sie ohne Rückhalt schreiben konnte.

Hier mag es passend sein, ihre Lieblingslectüre zu bezeichnen, da jeder einzelne diese bezaubernde Frau betreffende Umstand von hohem Interesse ist. Mit tiefem Nachdenken und großem Nutzen las sie Gibbons Verfall des römischen Reichs, auch die alte Geschichte fesselte ihre Aufmerksamkeit und stärkte ihren Geist. Die Geschichte Englands beschäftigte sie gleichfalls sehr. Wir werden später sehen, wie tief die Geschichte Deutschlands sie berührte und wie besonders einige Charaktere unter ihren Vorfahren sie begeisterten. Mit Vergnügen las sie Schillers historische Schriften, doch mit noch größerem Entzücken jene werthvollen witzigen Memoiren, durch welche Frankreich so berühmt ist, — jene Schätze der Belehrung für die politische und praktische Welt, in denen wir den Ursachen nachspüren mögen, welche die darauf folgenden Begebenheiten herbeiführten. Ganz besonders liebte sie die Uebersetzungen der Classiker, vorzüglich

die der alten griechischen Tragödien, und es war natürlich, daß die großartigen, mächtigen und energischen Ansichten der classischen Schriftsteller große Anziehungskraft auf ihr edles Gemüth ausüben mußten. Shakespeare's historische Dramen und rein poetischen Schöpfungen hatten gleichen Reiz für sie; das reiche und besondere Gebiet, welches er beherrscht und die großen Zwecke, die er uns darlegt, sprachen ihren Geist an, während ihr Gemüth fähig war, sich zu den erhabenen Höhen seiner Poesie in deren höchstem Aufschwung, zu erheben. Sie ruhte gern auf dieser Höhe, — denn eine lebhafte Einbildungskraft kann sich nur in wahrhaft erhabenen Regionen ausruhen.

Die Zeit verstrich schnell und Paretz blieb für immer der Lieblingsaufenthalt der Kronprinzessin, welche, nachdem sie Königin geworden, sich noch oft nach dem Schauplatz ihres frühern ehelichen Glückes sehnte. Unter dem durch ihre Thronbesteigung veranlaßten Pomp und Glanz, sowie inmitten der schweren und strengen Prüfungen einer spätern Lebensepoche, blieb die Erinnerung an Paretz stets mit angenehmen Empfindungen verknüpft.

Mit freudiger Erwartung harrte sie der Zeit, welche die Pflichten der Gattin mit denen der Mutter vereinigen sollte, aber ihre frohen Hoffnungen wurden getäuscht, denn am 7. October 1794 ward sie zum großen Bedauern des jungen Paares und der ganzen königlichen Familie von einer todten Prinzessin entbunden. Glücklicherweise indeß wurden die Hoffnungen der königlichen Familie am 15. October 1795 durch die glückliche Entbindung der Kronprinzessin von einem Thronerben zur großen Freude der Nation und dem unaussprechlichen Entzücken der jungen Mutter erfüllt.

Der fürstliche Säugling ward am 28. desselben Monats getauft und Friedrich Wilhelm genannt. Die Kronprinzessin, welche sich bald erholte und sich der vollkommensten Gesundheit erfreute, genoß jetzt in unverkürzter Fülle das köstliche Glück der mütterlichen Freuden. Diese reine Quelle des Entzückens gewährte ihr das süßeste Vergnügen im Glück und blieb ihr Trost bei den harten Prüfungen ihrer spätern Jahre.

Im Jahre 1796 ward ihr liebevolles Herz tief erschüttert durch eine jener schweren Trübsale im menschlichen Leben, die auf dem Throne ebensowohl als

in der ärmsten Hütte einkehren und denen Niemand, er sei vornehm oder gering, reich oder arm, entgehen kann. Ein bösartiges Fieber raffte den Bruder des Kronprinzen in der Blüthe seiner Jugend, vor dem vollendeten vierundzwanzigsten Jahre dahin; er war der Gemahl ihrer geliebten Schwester Friederike, die durch seinen Tod am 28. Dezember 1796 in ihrem neunzehnten Jahre Witwe ward.

Dieser unerwartete Schlag ergriff Luisens gefühlvolles Herz auf's Aeußerste, denn sie war ihrem Schwager nicht allein durch das doppelte Band der Verwandtschaft verknüpft, sondern auch durch die wärmste Freundschaft eng mit ihm verbunden. Sie erkannte und würdigte seine Wahrheitsliebe und Charakterfestigkeit, den Muth, den er auf dem Schlachtfelde gezeigt hatte, seine Liebe zu Kunst und Wissenschaft, seine Wohlthätigkeit, und hing mit aller Liebe und Achtung einer treuergebenen Schwester an ihm.

Das Jahr 1797 war wechselvoll und genußreich für die Kronprinzessin; ihr Familienkreis erweiterte sich am 22. März durch die Geburt ihres zweiten Sohnes, welcher in der Taufe den Namen Friedrich Wilhelm Louis erhielt; ein zweites sehr freudiges Ereigniß für die königliche Familie war die Vermählung der mit ihrer liebenswürdigen Schwägerin durch die innigste Liebe verbundenen Schwester des Kronprinzen, der Prinzessin Auguste, mit dem Erbprinzen von Hessen-Cassel.

Am 10. Juni 1797 ward die königliche Familie durch den Tod der Witwe Friedrichs des Großen in Trauer versetzt. Die Kronprinzessin betrauerte diesen Verlust um so schmerzlicher, als sie dieser vortrefflichen Dame, die wegen ihrer Frömmigkeit und exemplarischen Wandels allgemein verehrt war, eine wahrhaft töchterliche Zuneigung gewidmet hatte.

Diese erhabene Witwe, die Königin Christine Elisabeth, hatte das hohe Alter von 82 Jahren erreicht, sie war eine hannöversche Prinzessin, geboren den 8. November 1715, vermählt mit dem großen Friedrich am 12. Juni 1732, und hatte sich unter ganz besondern Umständen stets mit der höchsten Klugheit benommen. Am 17. August 1786 war sie Witwe geworden.

In demselben Jahre 1797 ward der König Friedrich Wilhelm II. zu sei-

nen erhabenen Vorfahren abgerufen, er starb am 16. November, und die Kronprinzessin Luise ward durch die Thronbesteigung ihres Gemahls in der ausdrucksvollen Sprache ihres Volkes „die allgemein geliebte und verehrte Landesmutter," die Beherrscherin einer ihr aufrichtig ergebenen Nation. Ihr Volk hatte schon bei vielfachen Gelegenheiten die Anmuth, die herablassende Güte und den liebevollen Charakter seiner neuen Königin kennen gelernt, und die freudigsten Erwartungen für die Zukunft beseelten Aller Herzen.

Das königliche Diadem, welches jetzt ihre Stirn umgab, machte unsre gefeierte Luise indessen weder stolzer, noch glücklicher; die junge Herrscherin, eine Fürstin von kaum einundzwanzig Jahren, in der vollen Blüthe der Jugend und Schönheit, fuhr fort, dasselbe einfache Leben im Schooße ihrer Familie zu führen und zog Zurückgezogenheit all dem prahlerischen Pomp vor, der zu ihrer erhabenen Stellung gehörte, so oft die Pflichten derselben es gestatteten, welches allgemeines Erstaunen und Bewunderung erregte.

Bis zu dieser Periode haben wir das fürstliche junge Paar in Ausübung wohlthätiger Handlungen vereint gesehen, Beide einfach und fromm, eine Ausnahme und ein Beispiel für ihre Zeitgenossen in einem verderbten Jahrhundert; aber der dem Kronprinzen zu Theil gewordene Genuß unaussprechlich glücklicher Häuslichkeit war vorüber; der König gehörte dem Staate und durch ihn der Welt. Doch die Quelle jenes häuslichen Glücks, seine Gemahlin, blieb ihm; sie gehörte ihm, und nur durch ihn dem Staate an. Ihr vertraute er sein Glück und seinen Frieden an und wollte sich nicht jener hergebrachten Etikette unterwerfen, die sein Glück gestört haben würde.

Es liegt etwas Unnatürliches in diesen Formen, die wie ein Schirm trennend zwischen ein königliches Paar gestellt sind; der König, der den Zwang haßte, und sich nicht den Gesetzen der Hofetikette fügen wollte, durchbrach sie mit seinem satyrischen Ernst, die Königin mit ihrer Lebhaftigkeit überhüpfte sie; Beide zeigten, ihrer verschiedenen Gemüthsweise gemäß, dieselbe Uebereinstimmung der Gedanken, des Zutrauens und der Zuneigung.

Die Oberhofmeisterin, Gräfin von Voß, deren Pflicht vermöge ihrer Stellung bei Hofe es war, das Ceremoniell der Königswürde aufrecht zu erhalten, war in Verzweiflung über diese Nichtbeachtung der Regeln. Sie selbst

fand ein Vergnügen in Beobachtung der Etikette und war der Meinung, daß jede gute Sache von einer sie vor Entweihung behütenden, schützenden Barrière umgeben sein müsse, wobei sie beständig das Beispiel des französischen Hofes als Erklärung der Uebel anführte, die aus der Vernachlässigung guter alter Regeln entstehen. Ohne Beobachtung der Etikette konnte ihrer Meinung nach kein Vorzug, keine Würde bestehen, mußte Alles in Verwirrung ausarten und jeder Respect verloren gehen.

Der Kronprinz hatte eine besonders trockne launige Art, die Gräfin zu necken, ohne daß sie errathen konnte, worauf er zielte, und bei solchen Gelegenheiten nahmen seine Züge einen, ihn sehr gut kleidenden feierlich-komischen Ausdruck an.

„Nun wohl," sagte er eines Tages zu der Gräfin, „ich will mich in die Sitte fügen, und um Ihnen einen Beweis davon zu geben, ersuche ich Sie, Gräfin, mich gütigst zu melden und zu fragen, ob ich die Ehre haben kann, mit meiner Gemahlin, der Kronprinzessin königliche Hoheit, zu sprechen. Ich bitte Sie, Ihr meine Empfehlung zu machen und hoffe, daß Sie sich gnädigst herablassen wird, mich zu empfangen."

Die Gräfin, entzückt, daß die höfische Etikette wiederhergestellt werden sollte, bereitete sich, ihren Auftrag mit aller dazu erforderlichen Feierlichkeit auszurichten, und nachdem sie, ganz erfüllt von der Wichtigkeit ihrer Sendung, nicht zweifelnd, daß ihr als Mittelsperson dieser Verhandlung wegen einer Audienz auch eine günstige Antwort ertheilt werden würde, sich zu diesem bedeutenden Geschäft vorbereitet hatte, betrat sie das königliche Gemach, wo sie zu ihrem großen Erstaunen den Kronprinzen erblickte, der, lange vor ihr angekommen und herzlich lachend, Hand in Hand mit der Kronprinzessin im Salon auf- und abging.

Laut lachend rief der Prinz aus:

„Jetzt sehen Sie, meine gute Voß, daß meine Frau und ich uns unangemeldet sehen und sprechen können, so oft es uns gefällt, und so sollte es sein, nach allen guten und christlichen Gebräuchen. Aber Sie sind eine vortreffliche Oberhofmeisterin und sollen künftig Dame d'Etiquette genannt werden."

Der jungen Königin ward gewissermaßen die Leitung alles Dessen

anvertraut, was mit den wohlthätigen Anstalten des Staats in Beziehung stand. Alles was sich auf Religion, Sittlichkeit, schöne Künste, christliche Liebe und Mildthätigkeit gründete, ward unter ihrer Oberaufsicht enger verbunden und bestimmter festgesetzt; und mit diesem heiligen Beruf stimmten alle ihre Neigungen überein, denn nie ward einer Sterblichen ein liebevolleres, wohlwollenderes Herz verliehen, als die Königin besaß.

Nachdem die feierlichen Ceremonieen bei dem Leichenbegängniß des verstorbenen Königs und die dem Hofe vorgeschriebene Trauerzeit vorüber waren, schickte der neue Herrscher sich an, die Huldigung seiner Unterthanen in den verschiedenen Provinzen seines Erbreiches zu empfangen.

Im Monat Mai 1798 trat das königliche Paar die Reise nach den östlichen Provinzen an. Kaum Einer unter den ältesten Einwohnern derselben hatte je eine Königin gesehen, weil es ein höchst merkwürdiger Umstand war, daß der Regent von seiner Gemahlin bis zu diesem höchst entfernten Theile seines Reiches begleitet wurde, daher die Ankunft Beider angesehen ward „als die Erscheinung der Schutzgeister des Vaterlandes, der verkörperten Genien der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, die, wo sie sich zeigten, alle Herzen gewannen, und sich dieselben durch Güte und Milde vollständiger als die stärksten Waffen vermocht haben würden, unterwarfen."

Ueberall, wo die Königin erschien, haben ihre majestätische Gestalt, ihre ausgezeichnete Schönheit, ihr wohlwollendes Benehmen, ihre grenzenlose Großmuth und allgemeine Leutseligkeit, Erinnerungen zurückgelassen, die, von Generation zu Generation empfunden und fortgepflanzt, ihre unfehlbaren und großartigen Resultate liefern müssen.

Diese Reise konnte kaum mit einer Reise von Triumphzügen verglichen werden, da sie vielmehr einer fortgesetzten Kette von Familienfesten glich, wo diese Gegenstände der Liebe und Ehrfurcht als die Häupter einer großen Familie mit Freude und begeistertem Willkommen empfangen wurden und wo man voll dankbarer Liebe ihr längeres Bleiben wünschte.

Am 24. Mai 1798 verließ die Königin, von der Oberhofmeisterin Gräfin von Voß und der Hofdame Fräulein von Vieregg begleitet, Berlin, und begab sich nach Freienwalde und den folgenden Tag nach Stargard in Pommern,

wohin der König ihr an demselben Tage folgte. Hier ward die Königin von zwanzig weißgekleideten und mit Rosabändern und Immergrün-Kränzen geschmückten kleinen Mädchen empfangen; sie streuten Blumen vor ihr, und die Aelteste dieser kleinen lieblichen Schaar überreichte ihr auf einem geschmackvoll gestickten Kissen ein für diese Gelegenheit verfaßtes Gedicht.

Die Ueberraschung und Bewegung der Königin, als diese kleinen Geschöpfe vor ihr niederknieten, um den Saum ihres Gewandes zu küssen, gewährte einen interessanten Anblick, und die huldvolle Weise, in welcher sie diese Ausdrücke der kindlichen Verehrung ihrer kleinen Unterthaninnen empfing, zeigte deutlich, wie tief ihr Herz davon gerührt war.

Der König besichtigte in Gegenwart seiner Gemahlin die aufgestellten Truppen. Tausende von Zuschauern aus der Umgegend hatten sich versammelt, um die Beherrscher ihres Landes zu sehen; unter ihnen war ein alter Bauer, der sich angelegentlich vordrängte, um, wie er sagte, den König zu sehen, und womöglich „einen Blick von dem schönen Gesicht seiner Frau zu erlangen;" aber bezweifelnd, daß dies erlaubt sein würde, gab er es fast auf, die Königin zu sehen, als ein General, welcher seine Angst bemerkte, zu ihm sagte: „Vater, Ihr wünscht Eure Königin zu sehen? wenn Ihr nur näher kommen könntet." „Ja, wahrlich, das möchte ich, gnädiger Herr, wenn es nur möglich wäre," erwiderte der Bauer. „So kommt denn hierher!" Mit diesen Worten rief der General ihn zu sich. Der alte Mann entblößte sein ehrwürdiges Haupt, betrachtete die liebliche Königin mit verwundrungsvollem Erstaunen, und heftete, als er sich zurückzog, noch immer seine Augen auf ihr reizendes Gesicht, während große Thränen über seine gebräunten Wangen rollten.

Von Stargard aus gingen die hohen Herrschaften über Köslin. In einem Dorfe, nicht weit von dieser Stadt, ward der Wagen der Königin von einer großen Schaar von Landleuten umringt, welche gern persönlich mit ihrer Regentin bekannt werden wollten. Der Schulze des Dorfes näherte sich zutraulich dem Wagen, und bat die Königin in seinem plattdeutschen Dialekt, auf einige Augenblicke auszusteigen und einige Erfrischungen anzunehmen, welche sie in dem liebevollen Eifer ihrer einfachen Huldigung bereitet hatten.

Die Königin nahm die zutrauliche Einladung auf das Huldvollste an,

stieg aus und genoß von dem frugalen Mahle. Welchen Eindruck diese Herablassung auf die schlichten ehrlichen Einwohner dieser Provinz machte, bedarf keiner Beschreibung.

Am 29. Mai hielt die Königin ihren Einzug in Küstrin, wo sie mit allen Zeichen der Ehrerbietung und Anhänglichkeit empfangen ward, welche die Liebe ihres Volkes gewähren konnte. Unter andern ward sie von dreißig weißgekleideten Bürgermädchen, welche Blumen streuten, mit den Worten: „Willkommen, geliebte Königin!" begrüßt. Sie antwortete den glücklichen Mädchen in einem anmuthigen, liebreichen Tone: „Ich danke Euch, meine lieben Kinder."

Viele Beispiele der Güte und Herablassung werden aus der Zeit ihres Aufenthalts an diesen Orten angeführt, welche beweisen, mit wie warmer Liebe sie ihrem Vaterlande anhing. Mit wahrer mütterlicher Sorge für ihr Volk wünschte sie überall Freude zu verbreiten, wo sie erschien; ein Verlangen, welches ihr niemals mißlang.

Ihre Ankunft in Danzig war höchst feierlich, und erregte eine Freude welche ununterbrochen fortdauerte, so lange das geliebte Herrscherpaar in dieser Stadt verweilte. Der König musterte die zu diesem Zweck zusammengezogenen Truppen und auch die Königin nahm an der Revue Theil.

Um den feierlichen Empfang der jungen Königin noch imposanter zu machen, gingen eine Deputation der Kaufmannschaft und der Magistrat ihr bis Zoppot entgegen. Hier bestieg die Königin eine Anhöhe, um den prächtigen Anblick des Meeres und der schönen romantischen Umgebung zu genießen.

Unter Kanonendonner fuhr die Königin durch das Jakobsthor in die Stadt, woselbst sie im Gouvernementshause von sämmtlichen Offizieren der Garnison empfangen ward. An demselben Abend langte auch der König, der am Morgen vorher von Küstrin abgegangen war, in Danzig an.

Als das königliche Paar von einer Revue, welche der König am 31. abgehalten hatte, in die Stadt zurückkehrte, wurden sie von einer Deputation der Geistlichkeit, der Innungen und der Schützengilde empfangen, welche ihnen zu ihrer Thronbesteigung Glück wünschten und von denen die Letztere dem König einen Becher überreichte, welchen ein Mitglied der Gesellschaft, im Namen des Kronprinzen schießend, als Preis für den besten Schützen gewonnen

und fünf Jahre für ihn aufbewahrt hatte. Dieses Geschenk war von einem Gedicht begleitet, welches der König höchst gnädig aufnahm.

Da die Königin großen Gefallen an Bernstein fand, schenkte der Verein der Bernstein-Arbeiter ihr ein hübsches Halsband von dieser Masse, welches sie zum Entzücken der Geber während ihres Aufenthaltes in Danzig beständig trug.

Am nämlichen Tage machte das Herrscherpaar dem Fürstbischof von Ermeland einen Besuch, und speis'te zu Mittag bei ihm. Der Fürst von Jablonowsky, verschiedene Generale der Armee und noch mehre hohe Personen nahmen an dem Diner Theil und besahen darauf mit dem Königspaare die Kirche und die Gärten der Abtei. Von dort aus begab sich die Königin in Begleitung der ganzen Gesellschaft in eigens dazu bereit gehaltenen Wagen nach dem Karlsberge, wohin ein äußerst angenehmer Weg führt, und wo sie sich an einer bezaubernden Aussicht über Berg, Thal, Wald und die östlichen Seen, erfreute. Ein Theil der Hochebene dieses Berges hat seitdem den Namen Luisen-Hain erhalten, und jedem Reisenden wird die Veranlassung dieser Benennung erklärt.

Der Hauptfesttag war am 1. Juni, dem dritten Tage ihrer Anwesenheit, wo alle Mittel und Hilfsquellen, die der Stadt zu Gebote standen, in Anspruch genommen waren. Zwei in Danzig ansässige Kaufleute, der Handels-Consul Franzius und der Kaufmann Herrmann, ließen Jeder ein Schiff vom Stapel laufen, welche „der König" und „die Königin" genannt wurden, unter dem lautesten Jubel der zahlreich versammelten Menge. Hierauf machte das königliche Paar auf der Weichsel eine Fahrt nach dem Danziger Hafen. Die Flaggen der vielen verschiedenen Schiffe schmückten und belebten Fluß und Hafen. Die mannigfachen Farben und Wimpel der Fahrzeuge, die bis in die Spitzen ihrer Masten mit festlich gekleideten, von Bändern umflatterten Matrosen bemannt waren, gewährten einen interessanten, prachtvollen Anblick. Am Abend war glänzender Ball im Artushofe und eine allgemeine Illumination beschloß den festlichen Tag.

Am 2. Juni ging der König sehr früh Morgens über Marienburg nach

einem Orte, wo er eine Revue halten wollte; die Königin nahm einen näheren Weg über Frauenberg.

Da sie vor ihrer Abreise von Danzig den Wunsch geäußert hatte, den Nachmittag auf dem Lande zuzubringen, war von der Kaufmannschaft von Elbing in Clementfort, 1½ Meile von der Stadt, eine Collation für sie bereitet. Als die Königin dort anlangte, ward sie nach einem, zu diesem Zwecke errichteten Zelte geführt, wo Erfrischungen bereit gehalten waren, doch wünschte sie bis zu der Ankunft des Königs, die in einer halben Stunde erfolgte, zu warten und genoß erst mit ihm vereint von den ihnen dargebotenen Erfrischungen.

Obgleich Befehle ertheilt worden waren, daß auf dieser Reise Niemand dem Könige oder der Königin eine Bittschrift überreichen sollte, hatten sich dennoch viele Landleute in dieser Absicht genähert und ein Mann unter andern überreichte seine Supplik knieend; der König nahm dieselbe, wie er viele andre nahm, sagte aber zu dem Manne:

„Niemand sollte vor einem menschlichen Wesen knieen."

Am 3. Juni kam die Königin in Königsberg an, wo Anstalten aller Art getroffen waren, um ihren ersten Einzug in diese Stadt zu verherrlichen und Jeder mit fast kindischem Eifer sich bestrebte, etwas zur Ausschmückung der alten preußischen Hauptstadt beizutragen, damit sie einen angenehmen Eindruck auf die geliebten Herrscher machen möge. Fast die ganze Bevölkerung drängte sich, ihnen entgegen zu eilen, sie wurden mit Ausbrüchen des lautesten Jubels, des herzlichsten Entzückens, bewillkommt und es kann nur dem gnädigen Walten der Vorsehung zugeschrieben werden, daß bei einem so unermeßlichen Zusammenfluß von Menschen, unter denen sich so viele Kinder befanden, nicht der geringste Unglücksfall sich ereignete, Niemand auch nur die geringste Verletzung erhielt.

Nur Ein Gedanke beschäftigte die Gemüther so vieler Tausende: der Wunsch, die liebenswürdige und erhabene „Landesmutter" und den geliebten König zu sehen. Beide Herrscher bestrebten sich, diesen Wunsch ihrer treuliebenden Unterthanen zu befriedigen, indem sie zu wiederholten Malen an den Fenstern des Schlosses erschienen, und dort eine Zeitlang verweilten, um ihre Rüh-

rung über die begeisterte Anhänglichkeit, die sich in der wogenden Menge kund gab, zu zeigen.

Am 4ten war große Cour, und die Deputirten der Kaufmannschaft überreichten dem König und der Königin ihre Glückwunsch-Adresse. Als sie diese Gelegenheit ergriffen, die Königin um Unterstützung ihrer, gewisse Handels-Angelegenheiten betreffenden Bittschrift an den König zu ersuchen, antwortete sie ihnen sogleich:

„Es bedarf nicht meiner Verwendung, da mein Gemahl ohne meine Vermittlung gewiß aus eignem Antriebe Alles thun wird, um das Glück und die Wohlfahrt seiner treuen Unterthanen zu befördern."

Unter den Beweisen der Anhänglichkeit an die königliche Familie, waren viele Geschenke für die Königin von besonders künstlicher Arbeit, als Proben der Vollkommenheit der Bernstein-Fabrikate in Königsberg. Zum Beweise ihrer Freude über den Empfang derselben, schickte die Königin den Königsberger Bernstein-Arbeitern bei ihrer Rückkehr nach Berlin die große goldene Medaille, welche zur Erinnerung der Thronbesteigung geschlagen war.

Einer Deputation der französischen Colonie zu Königsberg, welche auch der Königin aufwartete, um ihre Ergebenheit auszudrücken, erwiderte sie:

„Mein Gemahl und ich haben Beide sehnsüchtig gewünscht, Preußen zu besuchen, wir sind von Freude durchdrungen, uns von unsern braven Preußen, die sich stets durch Liebe zum Vaterlande und Anhänglichkeit und Treue für ihre Herrscher ausgezeichnet haben, umgeben zu sehen."

Den Abgeordneten der deutschen Innungen, die dem königlichen Paare ein Gedicht überreichten, sprach die Königin ihre Zufriedenheit in folgenden Worten aus:

„Der Beweis des guten Willens und der Zuneigung unserer Unterthanen den wir in Königsberg empfangen, wird uns unvergeßlich bleiben."

Am 5. Juni 1798 fand die Feierlichkeit der Huldigung in Königsberg statt. Der König und die Königin begaben sich, von ihrer Suite gefolgt, um 9 Uhr Morgens nach der Schloßkirche, wo gleich nach ihrer Ankunft der Gottesdienst begann, nach welchem die verschiedenen Abgeordneten der Provinzen des alten Preußens sich in Prozession von der Kirche nach dem Schloßhofe verfüg-

ten. Umgeben von den Staatsministern, den Bischöfen und dem versammelten Stabe, erschien der neue Landesherr auf einem Balkon an der östlichen Seite des Schlosses, und nahm unter einem karmoisinrothen Thronhimmel auf dem für ihn errichteten Throne Platz.

Die Königin wohnte der Ceremonie an einem offnen, dem Throne nahe gelegenen Fenster bei, wo sie während der ganzen Zeit der Eidesleistungen, die sowohl in deutscher als in polnischer Sprache abgehalten wurden, verweilte. Am Schlusse der Feierlichkeit ward ihr ein einstimmiges Hoch! gebracht.

Darauf kehrten die Abgeordneten in die Kirche zurück, wo ein Te Deum gesungen ward, nach welchen sie sich in die große Halle über der Schloß-Kapelle, „der Moskowiter-Saal" genannt, begaben, wo ein Bankett für sie bereitet war, zu welchem die Mitglieder der königlichen Collegien und andre ausgezeichnete Personen eingeladen waren. Abends war Ball im Schlosse.

An den folgenden Tagen, den 6ten, 7ten und 8ten musterte der König die Truppen, wobei auch die Königin als Zuschauerin anwesend war.

Am Abend des 6ten gab der König einen zweiten Ball im Moskowiter-Saal, zu dem, außer den Abgeordneten der Provinzen und andern vornehmen Personen, Bürger aus allen Klassen geladen waren. Der König selbst tanzte, und die Herablassung der Königin, welche die lebhafteste Bewunderung erregte, verbreitete allgemeine Befriedigung. Sie erschien auf diesem Balle mit dem ihr von der Zunft der Bernsteinarbeiter geschenkten Schmuck.

Am Abend des 8ten Juni beehrten die Majestäten einen Ball, den die Standesherren von Ostpreußen in den königlichen Gärten gaben, mit ihrer Gegenwart, und die Königin tanzte zwei Polonaisen. Das Schloß war prachtvoll illuminirt und eine Fahrt auf den erleuchteten Seeen des Gartens darf unter den Festlichkeiten, welche diesen Abend auszeichneten, nicht vergessen werden.

Auch die Freimaurer-Loge sandte eine Deputation, welche dem König und der Königin den Text einer Serenade, die ihnen gebracht war, überreichten; das Exemplar, welches der König erhielt, war von einem Eichenkranz, das der Königin von einem Myrthenkranz umgeben.

Um bei dieser erfreulichen Gelegenheit auch ihre ärmeren Mitunterthanen

eines so geliebten und liebenswerthen Herrscherpaares zu betheiligen, ließ die Kaufmannschaft die Armen reichlich speisen, und jeder arme Hausvater ward angewiesen, sich 1 Thlr., etwas Leinwand und eine Mahlzeit von drei Schüsseln zu holen. Die Zahl derjenigen, welche dieses Geschenk empfingen, belief sich auf 1100, und 150 wurden in dem Hofe des Casino mit einem guten Mittagsessen bewirthet.

Am 9. Juni verließ der König Königsberg, um über Georgenburg nach Warschau zu gehen, wohin ihm die Königin am 10. auf einem andern Wege folgte.

Die Schlächter-Innung wünschte die Königin bis nach dem etwa 6 Meilen entfernten Domnau zu begleiten, und als dieser patriotischen Gesellschaft vorgestellt ward, daß es besser sein werde, wenn sie diese Absicht aufgäben, indem die schnelle Reise bei der großen Hitze ihren Pferden gefährlich sein müsse, erwiderte Einer von ihnen: „Das thut Alles nichts, wenn wir nur wüßten, daß es unsrer Königin nicht unangenehm wäre, würden wir sie bis Warschau begleiten, wenn auch dort unsere Pferde todt niederstürzten, und wir zu Fuß nach Haus zurückkehren müßten."

Auf dieser Tour ward aus Mangel an gehöriger Vorsicht von Seiten des Kutschers, der Wagen der Königin im Hinabfahren eines Hügels umgeworfen. Die Oberhofmeisterin stieß einige Vorwürfe über die Unachtsamkeit des Kutschers und der übrigen Diener aus, die Königin indessen sagte mit großer Sanftmuth:

„Lassen Sie es gut sein! wir sind nicht beschädigt, und gewiß hat der Zufall diese Leute weit mehr erschreckt als uns."

In dem kleinsten und ärmsten Dorfe von Neu-Ostpreußen ward die Königin von den gutmüthigen Bauern mit Entzücken empfangen, die Hütten waren mit Maien geschmückt und die Straßen mit Binsen bestreut.

Am 13. Juni gegen Abend langte der König in Warschau an, wohin die Königin ihm sehr bald folgte. Beide stiegen im Schlosse in der Stadt ab. Der König hatte den Wunsch zu erkennen gegeben, daß keine förmlichen Vorbereitungen, um ihn und seine Gemahlin zu empfangen, gemacht werden möchten; doch konnten die Einwohner der Stadt dem Vergnügen nicht entsagen,

ihre Treue für ihren Monarchen öffentlich kund zu thun. Die Bürger bildeten, in Compagnieen getheilt, von der Brücke bis zum Schloß eine fast Viertelstundenlange doppelte Reihe und begrüßten ihre Majestäten unter Fahnenschwenken mit lautem Jubel, während sie die Reihe passirten. Auf den Stufen des Schlosses standen funfzig Bürgerstöchter, die, weiß gekleidet, mit grünen Kränzen im Haar, aus zierlichen Körbchen Blumen streuten, was von dem gefeierten Herrscherpaare höchst gnädig aufgenommen ward.

Am folgenden Morgen hielt der König Revue, Mittags war Tafel bei dem König, Nachmittags Cour bei der Königin. Abends gab der Staatsminister von Hoym ein glänzendes Souper. Die Königin eröffnete den darauf folgenden Ball mit einer Polonaise, die sie mit dem Fürsten Radzivil tanzte. Ein andrer Ball ward den folgenden Abend von der Königin und dem Feldmarschall Oginsky eröffnet. Am Abend des 16ten gab der Graf v. Hoym ein glänzendes Fest in dem früheren königlichen Pallast von Leczinsky, bei welchem die Gärten, die Schiffe, Bassins und Werfte mit mehr als 67,000 Lampen erleuchtet waren. Auch war ein Triumphbogen, mit den Namenszügen des Königs und der Königin in farbigen Lampen, errichtet.

Am 18. sehr früh Morgens verließ der König die Stadt, die Königin blieb bis gegen 8 Uhr, worauf auch sie abreis'te. Die Bürger stellten sich nach ihren verschiedenen Innungen oder Gilden auf, und als der Wagen sich näherte, schritten ihm Einige mit ihren Bannern voran, während Andre folgten. Obgleich die rücksichtsvolle Königin sich der Mühe wegen, die es ihnen verursachte, ihre Begleitung wiederholt verboten hatte, ließen sie sich doch nicht abhalten, sie bis zum Bezirk von Mola zu begleiten. Dort angelangt bildeten die Bürgergilden zwei Reihen, senkten ihre Fahnen bis auf den Boden, und lautes Lebehoch folgte der Königin, die, ihre Reise fortsetzend, sie schnell verließ.

Jetzt folgen wir der erhabnen Reisenden nach der Heimath der ehrlichen aufrichtigen Schlesier. Auf der Grenze, welche damals Schlesien vom südlichen Preußen trennte, war eine Ehrenpforte zu ihrem Einzuge errichtet, mit der Inschrift: „Willkommen in Schlesien, geliebte Landesmutter." Vierundzwanzig Landleute standen dort in ihren Festkleidern und sangen ein polnisches Lied. Am Eingange der kleinen Stadt befand sich ein zweiter Bogen mit den Wor

ten: „Vivat Luise!" und zwischen den Bäumen standen 24 Bürgerstöchter, welche Blumen streuten. Auf dem Marktplatze ward die Gefeierte von der Geistlichkeit, dem Magistrat und der Schützengilde, Letztere mit wehenden Fahnen, empfangen und fuhr unter dem Schmettern der Trompeten und dem Wirbeln der Trommeln bis an das gegenüberliegende Thor, wo ein dritter Bogen errichtet war, mit der Inschrift: „Laß Deine Gnade bei uns verweilen." Hier standen viele junge Mädchen, welche Rosen streuten, und unter lautem Freudenrufe fuhr die junge Herrscherin weiter.

In der kleinen Stadt Kleinkösel und der polnischen Vorstadt, war der ganze Weg mit Laub und Immergrün bedeckt. Die versammelten Einwohner der Orte Kleinkösel und Wiosko hatten sich in zwei Reihen aufgestellt, und sechzehn Bauermädchen in ihrem Sonntagsstaat begrüßten die Königin mit einem muntern Nationalgesang in polnischer Sprache. Als sie sich der Stadt Wartenburg näherte, schritten unter Kanonendonner und Glockengeläut vierundzwanzig junge Bürgers-Söhne, mit grünen Zweigen in den Händen, der erhabenen Reisenden entgegen und geleiteten sie bis zum Marktplatz, wo die Pferde gewechselt werden sollten. Ein zierlich in Rosa und Weiß gekleidetes junges Mädchen überreichte der Königin ein Gedicht, welches sie mit gewohnter Anmuth empfing und dann durch eine doppelte Reihe der versammelten Bürger bis zu einem aus grünen Fichten, Immergrün und Blumen errichteten ländlichen Tempel fuhr, dessen Kuppel ein schwarzer Adler mit ausgebreiteten Flügeln zierte. Im Hintergrunde erschien der Name Luise in transparenten Buchstaben, darüber eine goldne Krone und dahinter ein Königsmantel.

In der Mitte des Tempels umgaben acht weißgekleidete Mädchen einen Altar, dessen helle Opferflamme sie zu hüten schienen. In der Nähe des Tempels stand die katholische und evangelische Geistlichkeit.

Sobald die Königin erschien, ward sie mit Enthusiasmus in den Weisen fröhlicher Nationalmusik begrüßt, und sechs der Mädchen verließen den Tempel und stellten sich zu beiden Seiten des Wagens auf, während die Siebente und Achte Weihrauch in die Flamme des Altars streuten; sie sangen ein Lied, zu dem sechzig weißgekleidete junge Mädchen im Chor mit einstimmten, und diese vielen weiblichen Stimmen in reiner Harmonie, brachten eine vorzüglich ange-

nehme Wirkung hervor. Nach Beendigung des Gesanges näherten sich die beiden Mädchen, die bis dahin die Flamme genährt hatten, und überreichten der Königin, nebst einem Strauß der schönsten Blumen, das eben gesungene Lied, worauf noch zwanzig ähnlich gekleidete Mädchen erschienen, um Blumen zu streuen. An einer für diese Gelegenheit errichteten und ausgeschmückten Ehrenpforte befand sich die Inschrift: „Unsre besten Wünsche begleiten Dich."

Zu Oels, wo die Königin am 21sten Abends ankam und bis zum Morgen des 23sten blieb, war der Empfang gleich herzlich und festlich; hierauf begab sie sich nach Breslau. Da sie sich alle Musik und Ueberreichung von Gedichten verbeten hatte, war ihr Empfang daselbst anscheinend weniger freudig und tumultuarisch als in vielen andern Städten, durch die sie gekommen war.

In Handsfeld ward sie von dem Gouverneur der Stadt und dem Magistrat bewillkommnet. Die Gesinnungen der Bauern, welche den letzten Vorspann leisteten, hatten sich dadurch verrathen, daß die Pferde, welche für die junge Königin bestimmt, wie zu einem Hochzeits- oder Kindtaufs-Zuge nach Landessitte auf's Prächtigste mit Blumen, Bändern, Gold- und Silberpapier aufgeputzt waren; die Mähnen wurden mit Bändern und Blumen durchflochten und die Köpfe prangten mit rothen Netzen. Die Königin nahen diese ländliche Galanterie lächelnd und mit gewohnter Anmuth auf und sprach ihre Freude darüber aus, ehe sie ihre Reise fortsetzte.

Die Ersten, die sie auf Breslauer Gebiet begrüßten, waren die Marktgärtner, (in Breslau Kräuter genannt) in ihrem merkwürdig eigenthümlichem Costüm; sie begrüßten die königliche Besucherin in ihrer besondern Weise mit ihren mit bunten Griffen versehenen Rechen. Ihnen folgte die Zunft der Schlächter, diesen die Krätschmers (Schenkwirthe) beide beritten und jede 60 Mann stark. Die Maurer hatten sich zu Fuß dem Zuge angeschlossen. Nach diesen Innungen kam eine Schaar von neunzig Gärtnerinnen und vierundzwanzig Gärtnersöhnen, die paarweise, Blumenkörbe in den Händen, den Wagen umringten. Ein junges Mädchen, welche das Gedicht überreichen sollte, war augenscheinlich zu blöde, um vorzutreten. Die Königin streckte die Hand aus, um es zu empfangen und ermuthigte sie durch freundlich dankende Worte. Die-

ses Gedicht war in dem naiven Dialect der Kräuter geschrieben und sprach in der einfachen und geraden Weise des Volkes so lebhafte und natürliche Gefühle ländlichen guten Willens aus, daß es wirklich von Einem von ihnen verfaßt zu sein schien.

Etwas weiter hin, in der Nähe der Kirche der elftausend Jungfrauen stand eine Deputation der jüdischen Gemeinde und dort präsentirte auch eine beträchtliche Abtheilung der Schützengilde das Gewehr. Aus der Mitte der Linie begrüßte der Bürgermeister der Stadt im Namen der Einwohner die Königin mit einer kurzen, aber passenden Rede, die sie mit der ihr eigenen unbeschreiblichen Huld beantwortete.

Jetzt näherte sie sich der Oderbrücke, wo ein neuer Anblick sich ihr darbot. Der finstre Strom, im Contrast mit dem Grün der durch den doppelten Lauf des Flusses gebildeten Insel, die Wälle, das Jesuiten-Collegium mit seinem Observatorium im Hintergrunde, rechts der alte Thurm der Elisabethkirche, — alles dieses zusammengenommen, bot köstlichen Stoff zu einem Gemälde dar; aber die lebendige Masse der aus allen Stadttheilen zuströmenden Zuschauer bildete die Haupt-Staffage der Scene. Auf der Mitte der Brücke waren zwei Balkons errichtet, in denen funfzig weißgekleidete Bürgerstöchter standen. Von dem Thurme der Aula Leopoldina ertönte deutsche Musik, mit welcher in den Straßen türkische Musik abwechselte. Als die Königin sich näherte, stimmten die Studenten, die sich in doppelten Reihen aufgestellt hatten, einen Nationalgesang an, und auf dem Salzringe hatten die Frauen und Töchter der Kaufherren sich zu einer malerischen Gruppe vereinigt, und führten die geliebte Landesmutter durch das Oderthor gerade nach dem Schlosse.

Hier ward sie von den höchsten Civil- und Militairpersonen und der Geistlichkeit empfangen. Der Prinz von Hohenlohe-Ingelfingen, der Staatsminister Graf v. Hoym, die Präsidenten der Collegien, und die Professoren der Universität, nebst vielen andern durch Rang und Stellung ausgezeichneten Personen waren anwesend. Gleich nach ihrem Eintritt in das Schloß wurden ihr Gedichte von der Kaufmannschaft, der Schützengilde, den Krätschmers und mehren Innungen überreicht. Die Kaufmannschaft verehrte der Königin einige rein schlesische Landes-Produkte, als: Stücke vortrefflich gewebter Leinwand,

worunter das schöne battistartige Schleier-Leinen, und außer vielen andern nieblichen und sinnreichen Sachen für Kinder war auch ein Wiegenband von ausgezeichneter Stickerei und eine an einer goldenen Kette befestigte Kinderklapper dabei. Die Klapper war in antiker Form, und der für den Mund des Säuglings bestimmte Theil derselben bestand aus einem wundervollen Chrysopras (der bekanntlich in Schlesien sehr häufig gefunden wird). Statt der Glocken, mit denen die Kinderklappern gewöhnlich verziert zu werden pflegen, waren kleine Medaillons mit den Profilen des Königs und der Königin gewählt, welche auf der Rückseite die Inschrift hatten:

„Werde Ihnen ähnlich!"

Diese Gaben sprachen den innigen Antheil aus, den die treuen Unterthanen an Allem nahmen, was die geliebte Königin persönlich betraf. Um die Gefühle der Schlesier in der Wahl dieser Geschenke als passend und der Königin wahrscheinlich angenehm zu erkennen, muß man erwägen, daß dieselbe ihrer Niederkunft sehr nahe war.

In das Wiegenband waren folgende Strophen eingewirkt:

Klein nur ist das Geschenk, das der hoffenden Mutter die treuen
Mütter Silesia's weih'n; aber Du achtest das Herz.
Fürstin, wir wünschen so sehr, daß Du des Landes gedächtest,
Das so kindlich Dich liebt. Darum verehren wir Dir,
Was es selber erzeugt, und pflegt und bereitet, und knüpfen
An die Empfindung es an, die Dich als Mutter durchdringt.

Alle diese Sachen lagen in einem eleganten Korbe und wurden unter Leitung der angesehensten Kaufmannsfrauen von zwei kleinen zehnjährigen Mädchen überreicht, worauf die Frauen die Königin einluden, einen Ball, den ihre Männer ihr zu Ehren im Zwinger veranstaltet hatten, durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Die Königin sagte diesen Abgesandtinnen viel Freundliches über die Geschenke, welche sie ihr gebracht und das Vergnügen, welches die gütige Annahme derselben den Geberinnen gewährte, ward nie vergessen. Auch alle die andern zahlreichen Deputationen empfing die hohe Frau mit ihrer gewöhnlichen Herablassung und Leutseligkeit, und wiederholte häufig die Worte:

„Ich werde gewiß nie die guten Schlesier vergessen."

Unter andern Festlichkeiten, welche in der Nähe der Stadt statt fanden,

ist besonders jenes bemerkenswerth, das der in Scheitnig wohnende Gouverneur von Breslau, der Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen veranstaltete. Die Erleuchtung des, sich in den Wellen zweier Flüsse wiederspiegelnden Thurmes verkündete den Anfang des Feuerwerkes, mit dem das Fest begann. Die Gärten waren prachtvoll illuminirt, so z. B. war das Eingangs-Portal von hunderten von Säulen umgeben, die mit kleinen erleuchteten Blumenkörben und unzähligen Lampen decorirt waren. Eine ähnliche, mit Tuch drapirte Colonnade bildete die Gallerie, welche die beiden Salons verband. In dem Ersten soupirten gegen hundert, in dem Zweiten gegen dreihundert Gäste. Ein sehr geschmackvoller Tempel mit dorischen Säulen war nach antiken Modellen aufgeführt; in demselben stand auf einem Piedestal die Büste des Königs, von drei Transparent-Figuren — dem Schutzgeist Preußens mit dem Füllhorn, Minerva's mit einem Lorbeerkranz, und Mars, — umgeben. Im Hintergrunde zweier erleuchteter Alleen sah man architektonische Tempel mit allegorischen Verzierungen; in einem derselben befand sich ein Glas-Transparent mit der Krone und dem Namen des Königs von bunten Glasbuchstaben, die in dem glänzenden Lichte wie Crystall strahlten. In dem andern Tempel sah man vor einem Altar, hinter dem eine schöne Büste der Königin stand, eine Vestalin knieen, die aus einer goldenen Schaale, die sie in der Hand hielt, Weihrauch in die Flamme des Altars streute. Auf der Kuppel des Tempels war der preußische Adler, welcher, aus kleinen Stücken durchsichtigen Glases zusammengesetzt, eine ganz vorzügliche Wirkung hervorbrachte. Auch war noch ein kreisförmiger sehr geschmackvoll erleuchteter Tempel erbaut. Die Statue Friedrich des Großen und eine schlanke Säule, ähnlich der des Trajan, auf der die Statue Friedrich Wilhelm II. stand, waren ebenfalls brillant illuminirt, wie die ganze Stadt Breslau bei der Rückkehr II. Majestäten nach dem Feste. Am folgenden Abend, als der Staatsminister Graf v. Hoym Ball und Souper gab, war die Stadt abermals erleuchtet.

Am 26sten trat die Königin ihre Rückreise nach Berlin an, und langte, nachdem sie durch den größten Theil des preußischen Landes gereis't war, am 1. Juli glücklich in Charlottenburg an.

Diese Reise legte den Grund zu jener allgemeinen Liebe und Achtung, die

sie so schnell gewann und die in einer späteren Zeit von so mächtiger Wirkung war. Sie war augenscheinlich geschaffen, alle Herzen zu gewinnen und gewann sie auch. In den Worten eines ihrer Lobredner ist der Eindruck der persönlichen Reize und ihres unvergleichlichen Benehmens während der Reise, wie folgt, geschildert:

„Ihre außerordentliche Schönheit ward durch ein Auge belebt, das den Glanz ihres Geistes und Gemüths zurückstrahlte. Wer jemals diese geistige Kraft empfand, kann sie nie vergessen und es ist das Vorrecht, und der Stolz ihrer Unterthanen, daß sie begeistert von ihrem Blick, gewissermaaßen von ihm aufgefordert, sich dem Guten, Wahren und Schönen weihten. Wer erblickte je die Königin, ohne von ihrer Anmuth und Würde begeistert zu werden? Ein unaussprechlicher Reiz lag in all' ihren Bewegungen, aber diese nicht blos äußerliche Anmuth entsprang aus der innersten Tiefe ihrer Seele und brachte daher jene so auszeichnende Empfänglichkeit hervor."

Der nachfolgende Brief des Königs an seinen intimen Freund und Vertrauten, den General von Köckritz, bei seiner Thronbesteigung im November 1797, giebt eine Einsicht in den Charakter und die Absichten des jungen Monarchen, der damals erst 27 Jahre zählte. Er spricht die Reinheit seiner Vorsätze aus und läßt die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit durchblicken, welche er während der ganzen Dauer seiner Regierung in hohem Grade bewies. Die Königin, die ihm so sehr anhing und auf deren Gemüth er natürlich großen Einfluß hatte, ist, wenigstens indirect in dieser Darlegung der Gefühle des königlichen Schreibers mit inbegriffen, daher die Mittheilung derselben nur angenehm für den Leser ihrer Lebensbeschreibung sein kann.

Der König hatte als Kronprinz schon Köckritz aufrichtig lieb gewonnen, und beehrte ihn bald mit seinem Zutrauen. Wie vollkommen dieses Zutrauen war, mag am besten aus folgender königlichen Epistel ersehen werden.

„Seit der Zeit, daß ich Sie gekannt habe, mein lieber Köckritz, und besonders während der letzten Jahre, wo ich täglich Gelegenheit hatte Sie genau zu beobachten, bin ich mehr und mehr überzeugt worden, daß ich in Ihnen einen Mann besitze, der durch seinen gebildeten Geist, aufgeklärtes Urtheil, natürlichen Verstand, festen Charakter und erprobte Recht-

lichkeit, im Stande sein wird, mir künftig die wichtigsten Dienste zu leisten. Durch die eben angeführten Gründe fühle ich mich berechtigt, volles Vertrauen in Sie zu setzen. Ich bin ein junger Mann, der noch zu wenig von der Welt weiß, um sich ohne die Furcht, von treulosen Leuten jeder Vorsicht ungeachtet betrogen zu werden, auf sich selbst zu verlassen, daher gut gemeinter Rath mir willkommen sein muß. Diesen guten Rath erwarte ich, und zwar aus den oben angeführten Gründen ganz besonders von Ihnen.

„Ich bitte Sie darum, stets mein Freund zu bleiben in der Art wie Sie es bisher gewesen; verändern Sie Ihr Betragen gegen mich nicht, und seien Sie überzeugt, daß ich, was auch immer mein Titel sein möge, stets derselbe bleiben werde. In meiner jetzigen Lage bedarf ich mehr als irgend Einer eines treuen Freundes und Rathgebers, und doch ist nichts schwerer zu erlangen. Wie oft haben wohlmeinende Herrscher aus Mangel an einem Solchen geirrt, und wie oft fiel ihre Wahl unglücklich aus! Das kann mit Ihnen nicht möglich sein, ich kenne Sie zu gut und habe daher festen Boden; aber erlauben Sie mir, Ihnen eine Frage zu stellen: Werden Sie stets so bleiben, wie jetzt? stets so denken, so handeln? O, thun Sie es! Lassen Sie sich nicht durch meinen Rang verblenden, sondern halten Sie sich auf dem graden Pfade, lassen Sie sich nicht durch blinden Ehrgeiz oder Eigennutz täuschen und sich nicht durch trügerische Vorstellungen überlisten. Vermeiden Sie den Parteiengeist und handeln Sie streng nach Ihrer innern Ueberzeugung, d. h. der Pflicht und dem Gewissen gemäß. Glauben Sie nicht, wenn Sie dies lesen, daß ich den geringsten Argwohn hege, als könnten Sie jemals anders handeln. Nein, wahrlich nicht; ich halte dies bei Ihnen für unmöglich; aber die Geschichte verkündet laut, daß die besten Menschen, zu einer gewissen Höhe gelangt, schwindlig werden und oft fallen.

„Obgleich Sie fühlen mögen, daß solch eine Veränderung unmöglich sei, so säumen Sie doch nicht, Ihre Motive und Handlungen dieser Probe zu unterwerfen, sich stets erinnernd, daß auch Sie Mensch sind, und daher im Stande zu irren. Daß Sie große Menschenkenntniß besitzen, daß Sie

fähig sind, Jeden gehörig zu schätzen, habe ich zu erproben Gelegenheit gehabt, und hierin müssen Sie mir beistehen. Keiner irrt sich so leicht in der Schätzung der Menschen als ein Fürst, was auch sehr natürlich ist, weil Jeder, wohlweislich seine Mängel verbergend, im besten Lichte zu erscheinen bemüht ist, und der Fürst seine Umgebungen ganz anders sieht, als sie wirklich sind. Des Fürsten Neigungen sind bald entdeckt, und einem schlauen Manne wird es nicht schwer, die passendste Maske vorzunehmen. Daher erwarte ich, daß Sie, stillschweigend und ohne es bekannt werden zu lassen, daß Sie geheime Absichten haben, sich nach braven, aufrichtigen und gescheuten Männern umsehen werden, die Sie prüfen müssen, damit ich wisse, auf welche Weise sie zu gebrauchen sind und auf daß besser für sie gesorgt werde.

„Ferner müssen Sie sich bemühen, die öffentliche Meinung hinsichtlich meiner, meiner Maaßregeln und Zwecke, zu erforschen; erwägen Sie diese Meinungen und wenn sie wichtig erscheinen, so sprechen Sie mit solchen Personen, die Sie für geeignet halten, ohne Vorurtheil und Parteigeist über solche Sachen zu sprechen.

„Da indeß jedes Ding eine gute und eine schlechte Seite hat, müssen die Umstände genau erwogen werden, um die vorherrschende zu erkennen; wenn es die erstere ist, so lassen Sie sie in Kraft treten.

„Falsche Beurtheilungen mögen übersehen werden, besonders wenn sie von Personen herrühren, die eine verkehrte Ansicht der Dinge, oder ihre eigenen besondern Zwecke vor Augen haben. Durch solche Wahrnehmungen dürfen wir uns nicht reizen lassen, wenn wir etwas ausrichten wollen. Flache und impertinente Meinungen sind unbestreitbar verkehrt, daher müssen wir in solchen Fällen stets nach unsrer innern Ueberzeugung, nach dem was recht und gut ist, verfahren, und die Dinge werden sich am Ende gehörig gestalten. Nachdem Sie diese Erkundigungen eingezogen haben, erwarte ich, daß Sie eine passende Gelegenheit, mir Ihre aufrichtige Meinung mitzutheilen, ergreifen werden. Seien Sie versichert, daß ich Ihre guten Absichten und Belehrungen nie geringschätzen, sondern mich bemühen werde, den gehörigen Nutzen davon zu ziehen.

„Noch bei einer andern wichtigen Sache beabsichtige ich Ihre Dienste in Anspruch zu nehmen. Nach vielem Nachdenken kann ich doch keine bessere Maaßregel, den zerrütteten Zustand der Finanzen zu verbessern, und sie auf ein wohlgeordnetes, festes System zu gründen, ersinnen, als daß ich fähige und erfahrene Geschäftsmänner erwähle, um eine Commission zu bilden, welche alle Zweige der Regierung prüfen soll, um mir dann einen Bericht von den Mißbräuchen abzustatten und Vorschläge der besten Verbesserungsmittel zu machen, damit ich darnach ein Urtheil fällen und die Veränderungen, die ich für gerathen halten werde, treffen möge.

„Es wird von der äußersten Wichtigkeit sein, daß die Mitglieder dieser Commission in Uebereinstimmung arbeiten, daß sich kein Parteigeist einschleiche und daß sie sich allein durch das Wohl des Staats, ein Gegenstand der stets im Auge behalten werden muß, leiten lassen. Aber die Erfahrung lehrt, daß Männer von großen Talenten selten übereinstimmen, daß viele Uebelstände durch ihre Uneinigkeit entstehen und der Erreichung des Zweckes häufig durch die Laune Einzelner entgegengearbeitet wird. Daher eignet sich Niemand besser zum Präsidenten einer solchen Commission als Sie selbst; Sie besitzen genau den Charakter und das Gemüth, welche zu einem solchen Posten erforderlich sind, darum ist meine Wahl auf Sie gefallen, und ich ersuche Sie, folgende Regeln zu beobachten.

„Sie werden bei allen Conferenzen zugegen sein, um den Gegenstand völlig bemeistern und einen genauen Bericht davon abstatten zu können. Sie kennen meine Gesinnungsweise; sollten Sie also bemerken, daß sie geneigt sind zu weit zu gehen, und gegründete Veranlassung haben, das Fehlschlagen meiner guten Absichten zu befürchten, so werden Ihr Ausspruch und Ihre Kaltblütigkeit das beste Mittel sein, das Gleichgewicht zu erhalten; überdies besitzen Sie die zu einem solchen Zwecke erforderliche natürliche Beredsamkeit.

„Aus allem Diesem werden Sie die Ausdehnung Ihres künftigen Wirkungskreises ersehen. Bleiben Sie daher derselbe rechtschaffene Mann, der Sie bisher gewesen, und geben Sie mir als treuer Unterthan zu allen Zeiten aufrichtigen Rath, wofür Sie sich meiner aufrichtigen Dankbarkeit

versichert halten können. Bedenken Sie zugleich, daß, was Sie thun, nicht allein eine Gefälligkeit gegen mich, sondern eine Pflicht gegen den Staat ist.

„Sie werden später die angenehme Ueberzeugung und die Befriedigung haben, nicht wenig zum Wohle der Nation beigetragen und dadurch den Dank jedes wohlgesinnten Patrioten verdient zu haben.

„Für einen Mann von wahrem Verdienst und edlem Ehrgeiz kann es keine größere und bessere Belohnung geben.

Den 16. November 1797. Friedrich Wilhelm."

Am 7. Juli empfing der junge König in dem großen Rittersaale des königlichen Schlosses zu Berlin die Huldigung und den Eid der Treue von den Abgeordneten aus der Kur- und Neumark, den Herzogthümern Schlesien, Magdeburg, Cleve, Pommern, den Markgrafschaften Ansbach und Baireuth, den Fürstenthümern Halberstadt, Minden und Ostfriesland und den Grafschaften Mark, Tecklenburg, Ravensberg und Lingen.

Die junge Königin wohnte, begleitet von der Königin Mutter und den königlichen Prinzessinnen, dieser feierlichen Ceremonie bei; am Schlusse derselben ward dem Könige im Lustgarten, unter dem Donner der Kanonen und dem lauten Rufe:

„Lange lebe der König Friedrich Wilhelm III."

der Eidschwur von dem Abgeordneten der Bürgerschaft geleistet.

Der König drückte seinen Bürgern seinen Dank für dieses wiederholte Freudengeschrei durch öftere Verbeugungen und Grüße mit der Hand vom Balkon des Schlosses aus.

Die Königin, entzückt über diesen Beweis der Ergebenheit der Bürger, erkannte denselben in der ihr eigenen anmuthigen Weise an.

Die wichtige Ceremonie der Huldigung der verschiedenen Provinzen endete mit einem Bankett; in den großen Gemächern der obern Stockwerke des Schlosses waren sechsundsiebzig verschiedene Tafeln servirt.

Am 13. Juli ward die Königin glücklich von einer Prinzessin*) entbun-

*) Die jetzige Kaiserin von Rußland, das erste der königlichen Kinder, welches nach der Thronbesteigung geboren ward.

den, welche den folgenden Monat am 3. August (des Königs Geburtstag) getauft ward und die Namen: Friederike Luise Charlotte Wilhelmine erhielt.

Um eine Idee von dem Privatleben des Königs und der Königin während dieses Zeitraumes zu geben, mag hier ein Brief des großen königlichen Freundes, General Köckritz, vom 22. September 1798 einen Platz finden.

„Ich habe einige köstliche Tage mit unsrer gnädigen Herrschaft auf ihrem Gute Paretz zugebracht. Wir waren sehr vergnügt und amüsirten uns durch alle Mittel, die das Landleben darbietet; die Jagd und Wasserfahrten wechselten mit unsern übrigen Beschäftigungen. Mein königlicher Herr würde die köstliche Ruhe des Landlebens, welches so großen Reiz für ihn und seine liebenswürdige Gemahlin hat, nicht mit der Unruhe der Geschäfte vertauscht haben, wenn nicht die dringendsten Angelegenheiten seine Gegenwart in der Hauptstadt erfordert hätten.

„Dieses gute und liebenswürdige Paar ergötzt sich an den einfachen Freuden der Natur, ohne den Zwang, welchen ihre hohe Stellung auferlegt, und sie feierten das Erntefest, indem sie an dem Glücke der Landleute Theil nahmen, wobei die naiven Ausdrücke des Vergnügens derselben über die Gegenwart der königlichen Familie, uns unendlich belustigten.

„Die junge, schöne Königin vergaß ihre königliche Würde und tanzte zum großen Vergnügen der Bauern zwischen ihren Söhnen und Töchtern. Wir waren hier alle im bestmöglichsten Vernehmen, die größte Freiheit und Gleichheit herrschte, artete jedoch nie in Nachlässigkeit aus. Ich selbst legte meine fünfundfunfzig Jahre bei Seite und tanzte lustig mit, ebenso die stattliche Oberhofmeisterin von Voß, die, von ihrem königlichen Herrn aufgefordert, mit ihm zu tanzen, natürlich glücklich war, an unserer Freude Theil zu nehmen. O! wir waren Alle so froh, wie glückliche, unschuldige Kinder."

Wie entschlossen der König in der Verwerfung äußerer Formen war, die seine natürlichen Neigungen beschränkten, beweis't folgender Zug:

Eines Tages war die Frage wegen des Ceremoniells, das beim Empfang der Glückwünsche eines fremden Hofes, welcher am nächsten Tage in aller Form

in Berlin statt finden sollte, erforderlich sei. Die Gräfin von Voß, wohlbewandert in den geringsten Einzelnheiten eines solchen Falles, bemerkte, daß bei einer so großartigen Veranlassung die Staatswagen gebraucht werden müßten und daß König und Königin in dem königlichen Staatswagen mit acht reich aufgezäumten Pferden fahren, sowie auch zwei Staatskutscher und drei Staatslaquaien in der besten Staatslivree bei sich haben müßten.

„Gut," sagte der König, „Sie mögen es anordnen wie Sie wollen."

Am nächsten Morgen, als die brillante Equipage vorfuhr, setzte der König die Gräfin in den Wagen, machte plötzlich den Schlag zu und rief: „Fahr zu!" Hierauf sprang er in seinen eigenen, nur mit zwei Pferden bespannten offenen Wagen, den er gewöhnlich selbst zu fahren pflegte, und so fuhr die Königin dicht hinter der im Staatswagen prangenden Gräfin, zum großen Gelächter und Entzücken der Umstehenden.

Durch solche heitere Einfälle machte er, daß die Gräfin die Kränkung weniger fühlte, wenn er sich entschlossen all ihren kleinen Plänen hinsichtlich der genauen Beobachtung königlicher Gebräuche wider setzte. „Man legt mir von allen Seiten Zwang auf," pflegte er zu sagen, „und ich bin von außen her genug geplagt, daher ich wenigstens in meinem häuslichen Leben die Freiheit und Unabhängigkeit eines Privatmanns im Schooße seiner Familie genießen will."

So waren die ehelichen Verhältnisse des Königs und der Königin genau wie die jedes andern glücklichen Paares. Höchst liberal und einfach war ihr Benehmen in ihrem engen Kreise, und oft pflegte eine Kleinigkeit, die man zu gering für die Beachtung königlicher Personen gehalten haben würde, große Lustigkeit an der königlichen Tafel zu erregen. Doch ist eben die Fähigkeit, Vergnügen an Kleinigkeiten zu finden, der sicherste Beweis für einen glücklichen Lebenszustand.

Ein Beispiel der Scherzhaftigkeit der Königin, welches sich nicht lange nach der Thronbesteigung zutrug, mag hier angeführt werden:

Prinz Louis, der verstorbene Bruder des Königs, hatte sich sehr für einen Fischer in Schwedt interessirt, mit dem er häufig kleine Ausflüge auf der Oder gemacht, und hatte dem guten alten Manne versprochen, ihm ein dem Umfange seiner Familie entsprechendes Haus bauen zu lassen. Der Anschlag zu

diesem Bau war auf 6000 Thlr. gemacht, welche Summe der Prinz in vier Terminen zu zahlen beabsichtigte. Nach Auszahlung des ersten Viertels war mit dem Bau begonnen worden, doch vor der nächsten Terminzahlung starb der Prinz und bald nach ihm auch der Fischer. Der Bau ward nun nicht fortgesetzt und Niemand kümmerte sich um die Witwe und ihre Kinder.

Mit schwerem Herzen machte die arme Frau sich auf den Weg nach Berlin, denn sie wußte, daß der Prinz Louis einen Bruder hatte, der ein größerer Mann als er selbst sei; wenn sie ihn nur zu sehen bekommen könnte, hoffte sie ihr Haus fertig gebaut zu erhalten. Sie hielt dies indeß für fast unmöglich und wunderte sich mithin nicht wenig, als sie nur zu bitten brauchte, um ihren Zweck zu erreichen, indem der König damals noch jedem seiner Unterthanen, dessen Interesse es erforderte ihn zu sprechen, zugänglich war, wobei er allerdings oft unnöthig belästigt ward. Später wurden einige Einschränkungen nöthig, um seine Zeit, die mehr von Staatsangelegenheiten in Anspruch genommen wurde, zu sparen.

Die Fischerfrau begann in dem Patois ihrer Vaterstadt:

„Ist Er dem todten Prinz Louis sein Bruder? Nun gut, dem Sein Bruder war ein sehr ehrenwerther Mann und ich glaube, Er ist auch ein sehr ehrenwerther Mann, und wenn Er es ist, wird Er mir mein Haus aufbauen lassen." Der König lächelte, zog alle nöthigen Erkundigungen ein und schrieb ihr dann selbst einen Befehl, daß das Haus fertig gebaut werden solle. „Ach, werden die Leute in Schwedt auch diesen Befehl befolgen?" „Ich denke doch, sie werden," erwiderte der König lächelnd; „Ihr müßt es mich wissen lassen, wenn sie es nicht thun sollten." Die Witwe nahm Abschied, erschien jedoch bald darauf noch ein Mal im Schlosse und bat um eine Audienz, um den Bruder des todten Prinzen Louis, wie sie den König noch immer nannte, zu sehen. Sobald der König erschien, rief sie aus: „Weil ich gefunden, daß Er ein eben so rechtlicher Mann wie Sein Bruder ist, habe ich Ihm ein kleines Geschenk gebracht. Hier ist ein Korb mit Neunaugen für Sein heutiges Mittagsessen." Der König nahm gutmüthig ihre Gabe an, entließ sie mit freundlichen Wünschen und einem Geschenk und trug den Korb selbst in das Wohnzimmer der Königin, wo er, ihr denselben überreichend, sagte: „Sieh nur welch

schönes Geschenk ich heute erhalten habe! Es ist werthvoll, denn was die Liebe freudig giebt, muß zu empfangen uns stets Vergnügen machen.“ Die Königin ging in den Geist der Sache ein und sorgte dafür, daß diese Neunaugen als das Hauptgericht bei Tische betrachtet werden sollten — sie ließ sie mit Blumen decoriren und befahl, sie gehörig zu ehren. Sie erzählte den versammelten fröhlichen Gästen die Anekdote, nahm scherzend die besten Neunaugen aus der Schüssel, und legte sie auf einen mit Blumen verzierten Teller, den sie mit einem bedeutenden Blick dem Könige schickte, ihn ersuchend, dem ihm gemachten Geschenk Gerechtigkeit anzuthun und außerdem nichts zu Mittag zu speisen.

Der die königliche Familie umgebende vertraute Kreis war mehr aus geprüften und geschätzten Freunden, als aus förmlichen Hofleuten gebildet, das herablassende Benehmen der Königin ließ sie alles Zwanges vergessen und führte jene in dem Umgange aufgeklärter Gemüther so unerläßliche Freiheit in dem Austausche der Meinungen herbei. Mit unnachahmlicher Freundlichkeit begegnete sie denen, die von ihrem Könige geschätzt wurden, unübertrefflich war das süße Lächeln, mit dem sie ihre Gäste bewillkommte, hinreißend ihre anmuthige Weise, die Tafel aufzuheben; es schien fast als ob sie eine Art Dankbarkeit für ihre Gegenwart ausdrücken wollte, weil sie zu des Königs Erheiterung beigetragen hatten, denn sie bezeigte denen, die zu des Königs besondern Freunden und Gefährten gehörten, ganz besondere Aufmerksamkeit, die sie bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, wie unter Anderm folgender Zug beweis't:

Der Busenfreund des Königs während seines ganzen Lebens war General Köckritz, daher er ein täglicher Gast an der königlichen Tafel war und wie ein Familien-Mitglied behandelt wurde. Die Königin hatte seit einiger Zeit bemerkt, daß der gute alte Mann sich früher als gewöhnlich zurückzog, früher als es dem König angenehm war, der die Gesellschaft gern nach Aufhebung der Tafel noch etwas bei sich behielt. Die Königin fragte nach der Ursache, worauf ihr der König blos antwortete: „Laß den braven alten Mann thun wie es ihm gefällt, vielleicht zieht er nach dem Essen die Ruhe bei sich vor.“ Die Königin erfuhr vermöge ihrer lebendigen Aufmerksamkeit bald den Grund seines frühen Zurückziehens. Es war dem guten alten Krieger Bedürfniß

geworden, gleich nach Tische eine Pfeife zu rauchen, daher er sich zurückzog, um dieses (für ihn) physische Bedürfniß zu befriedigen. Als er am folgenden Tage sich wie gewöhnlich entschuldigte, nicht länger bleiben zu können, eilte die Königin mit lieblichem, freudestrahlendem Gesicht herbei, legte eine wohlgefüllte Pfeife nebst Fidibus in Köckeritz Hände und sagte:

„Mein guter alter Freund, heute sollen Sie uns nicht entschlüpfen, Sie müssen hier Ihre Pfeife rauchen und gleich damit den Anfang machen." Der König warf seiner Gemahlin einen zärtlichen Blick zu und sagte: „Das hast Du schön gemacht, liebe Luise." Der treue Unterthan nahm die Erlaubniß, seine Pfeife rauchen zu dürfen, dankbar an und fuhr auch später fort, von diesem Vorrechte Gebrauch zu machen. Eine Sammlung Anekdoten von der Königin würde nur die Wiederholung mannigfacher Züge ihres liebevollen Gemüths sein, welches sich stets wohlwollend und mitleidig gegen jedes lebende Geschöpf aussprach. Sie konnte den Anblick des Leidens, selbst bei Thieren, nicht ertragen und bewies dies einst durch einen reizenden Zug der Menschlichkeit: Als sie einst nach dem Stern, einem Jagdschloß aus der Zeit Friedrich Wilhelm I., in der Nähe von Potsdams, ging, sah sie ein armes Kalb von einem Schlächter gebunden auf dem Pferde liegen, dessen Kopf in der kläglichsten Lage herunterhing. Sie ließ den Mann anhalten, kaufte das Kalb zu einem hohen Preise, ließ es nach den Wiesen des neuen Gartens bringen und befahl gehörig dafür zu sorgen und sah gelegentlich selbst einmal nach; es wurde ihr Liebling und als es später Milch gab, zog sie diese stets jeder andern vor.

In Allem was sie that lag eine Art kindlichen Eifers, welcher ein gewöhnliches Ereigniß stets zu einem Gegenstande höheren Interesses machte. Der Umfang ihrer Popularität mag von ihrem eignen Enthusiasmus hergeleitet werden. Sie handelte gewöhnlich wie es ihr der Augenblick eingab — so nahm sie z. B. im Mai 1798, als sie in einer Bauerhütte in Pommern mit der guten Bauerfrau, von der sie sich über Fütterung und Viehweide belehren ließ, Milchsuppe aß, eine werthvolle Nadel von der Brust und gab sie der erfreuten Bäuerin mit freundlichem Händedruck zur Erinnerung an ihre gemeinschaftliche Abendmahlzeit.

Goethe's Mutter schenkte sie nach einer langen und interessanten Unterredung über deutsche Literatur, als einen Beweis ihrer Achtung der Mutter jenes hohen Genius, welcher den kleinen Weimarschen Hof zum Brennpunkt allgemeinen Interesses durch ganz Deutschland gemacht hatte, das schöne Halsband, welches sie eben trug. Auf solche Art Gunstbezeugungen und Vergnügen zugleich gewähren ist eine seltne Gabe. Es ist ein Segen des Himmels, wenn Talent und Wille mit Macht vereint sind, wie bei einer Herrscherin, die wie die Königin Luise stets erfüllt von den Pflichten ihrer hohen Stellung und dabei stets bereit war, dem Zuge der Sympathie zu folgen.

Goethe's Mutter ehrte ihre hervorragenden Talente und Tugenden, konnte aber nicht in höherem Grade von Anerkennung ihrer edlen Eigenschaften durchdrungen sein, als es die arme Bäuerin war, als sie mit überströmenden Augen den huldreichen Händedruck von der Königin empfing.

Da der König im Jahre 1798 nur einen Theil seines Reichs, nämlich, die Provinzen Kur- und Neumark, Pommern, Preußen und Schlesien, besucht hatte, bereitete er sich, die ausgesprochenen Wünsche seines treuen Volkes in den andern Provinzen zu erfüllen, indem er, begleitet von seiner geliebten Gemahlin, die Reise durch den übrigen Theil seines Reiches antrat.

Sie verließen Potsdam am 25. Mai 1799, gingen zuerst nach Magdeburg und von dort nach Westphalen und den fränkischen Fürstenthümern, von wo aus sie den verschiedenen Gliedern ihrer Familie in Kassel, Hildburghausen, Hanau, Weimar und Dessau, Besuche abstatteten. Auch auf dieser Reise fesselte die geliebte Königin Aller Herzen durch ihre herablassende Güte und Anmuth und knüpfte Bande, welche so viele treue Herzen durch die innigste Zuneigung und Treue mit ihr vereinigten. Stets war sie eifrig bemüht, für das Glück ihrer Unterthanen zu sorgen und ihre Interessen zu wahren, weßhalb sie denn auch überall als Wohlthäterin und der Schutzgeist des Königreichs empfangen ward.

Auf dieser Reise, deren Einzelnheiten wir als denjenigen der frühern zu ähnlich, übergehen, hatte sie die Freude, ihre geliebten Brüder und Schwestern wiederzusehen. Das königliche Paar besuchte Frankfurt a. M. am 25. Juni, und die süße Erinnerung, welche sich an den Ort ihres ersten Zusammentreffens

knüpfte, und der Gedanke an die, dadurch entstandene, so überaus glückliche Verbindung, trug viel dazu bei, ihr den kurzen Aufenthalt in dieser Stadt angenehm zu machen.

Es bot sich der Königin vielfache Gelegenheit, ihre natürliche Großmuth zu zeigen und Kunst und Künstler zu beschützen. Leutselig gegen Jeden, war sie gütig gegen den Bittenden, mitleidig gegen den Hilfsbedürftigen. Wo sie sich auch zeigte, verbreitete ihre Gegenwart ungetheiltes Entzücken, und Jeder, dem das Glück zu Theil ward, sich mit ihr zu unterhalten, staunte über ihre Kenntnisse. Die Plätze, an denen sie geruht, sind geheiligt, und ihren verschiedenen Lagen gemäß, verschönt worden, man hält sie für Gegenstände des Interesses und der Verehrung, die noch der Nachwelt werth sein werden. Was Goethe so schön sagte — die Stelle, die ein guter Mensch betrat, ist heilig, — kann mit vollem Recht auf sie angewendet werden.

Am 8. Juli begrüßten die Einwohner Berlins ihre geliebte, so lang entbehrte Landesmutter bei ihrer Rückkehr in die Heimath und zu ihren Kindern. Auf der ganzen Reise hatte sich kein Unfall ereignet, ausgenommen auf dem Wege nach Weimar, wo im Herabfahren von einem steilen Berge, die Hemmkette am Wagen der Königin riß. Die Folgen hätten schrecklich sein können, hätte nicht der Postillon die Pferde niedergeworfen wodurch der Wagen aufgehalten ward. Die Aufmerksamkeit, welche die Königin auf ihrer Reise den Kunstwerken geschenkt, die Art, mit der sie jeden Plan zu Beförderung der Industrie ermuthigte, und der Beistand, den sie Künstlern, die reicher an Talent als an Geld waren, gezollt hatte, ward bald allgemein bekannt und feuerte Jeden zu frischer Thätigkeit und neuem Eifer an, um auf ähnliche Weise ausgezeichnet zu werden.

Eine freigebige Beschützerin alles Schönen in der Kunst, nahm sie das lebhafteste Interesse an der Beförderung des Talents und bemühte sich, durch alle, ihr zu Gebote stehenden Mittel und durch die ehrenvollsten Auszeichnungen, zu größern Anstrengungen anzuspornen. Dabei war sie die tröstendste Freundin der Leidenden, und ein helfender Engel der Armen und Kranken, denn nichts konnte ihrem gefühlvollen Herzen so aufrichtige Freude gewähren, als eben den Nothdürftigen beizustehen oder den Unterdrückten zu helfen.

Es würde zu weit führen, wollten wir die vielen bekannt gewordnen Handlungen der Wohlthätigkeit der hohen Verklärten erzählen, doch mögen einige wenige hier angeführt werden. Unter den zahlreichen Gesellschaften, die gewohnt waren Sonntags im königlichen Park zu Charlottenburg spazieren zu gehen, woselbst Jedem der freie Eintritt gewöhnlich gestattet war, sahen der König und seine Gemahlin vom Fenster aus, eine Anzahl Waisenkinder. Sogleich ließ das Herrscherpaar sich erkundigen, welchem Waisenhause die Kinder angehörten, und nachdem ihnen gemeldet, sie seien Zöglinge der von Friedrich dem Großen gestifteten Anstalt, ward dem Vorsteher bedeutet, sich mit den Kindern, nachdem sie nach Herzenslust im Park umhergewandelt wären, in die Orangerie zu verfügen, woselbst dann die glücklichen Kinder, ungefähr siebzig an der Zahl, auf Befehl der liebevollen Landesmutter, mit einem vortrefflichen Abendessen bewirthet wurden. Dies ereignete sich im September **1799**.

In der Nacht vom **13**. October **1799**, ward die Königin zu Potsdam zur Freude der ganzen königlichen Familie, von einer Tochter glücklich entbunden, die am **8**. November getauft ward, und die Namen Friederike Auguste Caroline Amalie erhielt. Zum großen Schmerz der zärtlichen Mutter, starb diese Prinzessin jedoch am **31**. März des folgenden Jahres am Keuchhusten.

Die Eintracht des königlichen Paars war so groß, daß selbst bei kleinem Meinungs-Zwiespalt, ihre Gefühle stets übereinstimmten, und sie demonstrirten diese Gefühle stets im zärtlichsten Scherze.

Eine häusliche Scene, die in Potsdam vorfiel, darf nicht unerwähnt bleiben.

Der König war gewohnt, sein Frühstück in den Gemächern der Königin einzunehmen, wie beschäftigt er auch immer sein mochte, selbst wenn er nur wenige Augenblicke für diese Mahlzeit übrig hatte, die in der Regel aus frischem Obst oder ganz einfachen Speisen bestand. Einmal sah er beim Eintritt einen sehr hübschen Kopfputz auf dem Arbeitstische seiner Gemahlin liegen. Scherzend fragte er sie nach dem Preise dieser, ihm ganz neuen Haube. Es ist nicht immer gut, erwiderte die Königin, gleichfalls scherzend, wenn die Männer den Preis des Damenputzes wissen, sie verstehen sich nicht darauf und finden immer Alles zu theuer. — Mag sein, aber Du kannst mir doch den Preis von

dieser Haube sagen, ich möchte ihn so gern wissen. — O gewiß, ich kaufte sie sehr billig und gab nur vier Thaler dafür. — Nur! — ein fürchterlicher Preis für solch' ein Ding, was für eine Summe Geldes das ist! Während der König noch fortfuhr, diesen Gegenstand satyrisch zu behandeln, sah er einen hoch bejahrten Invaliden, einen Veteran der Garde vorübergehen. Der König winkte, und als der alte Soldat in das Zimmer trat, sagte er zu ihm: — Die Dame dort auf dem Sopha hat sehr viel Geld, nun was denkt Ihr wohl, das sie für die kleine Haube bezahlt hat, die dort liegt? Ihr müßt Euch nicht durch das schöne rosa Band blenden lassen, sondern sagen, was sie nach Eurer Ansicht werth ist. Nachdem der alte Soldat, der sich natürlich nicht auf so etwas verstand, die Achseln gezuckt und etwas nachgedacht hatte, sagte er: „Nun ich denke, einige Groschen kann sie wohl kosten." „Da haben wir's," rief der König, „Groschen! in der That, das Ding kostet vier Thaler! Nun geht, und bittet die hübsche Dame um ebensoviel, sie kann Euch wohl dasselbe geben, als sie für eine Haube ausgiebt." Lächelnd öffnete die Königin ihre Börse, und gab dem Veteranen mit einigen huldvollen Worten vier Thaler. „Und jetzt," sprach sie dann, schlau lächelnd, und des Königs lustig satyrischen Ton nachahmend, „seht Ihr jenen vornehmen Herrn, Alles was ich habe, empfange ich von ihm, und er giebt sehr reichlich. Nun geht zu ihm und bittet ihn um das Doppelte der von mir empfangenen Summe, er kann Euch schon acht Thaler geben." Der König gestand lachend, daß er in seiner eignen Falle gefangen sei, gab die Summe, die seine Gemahlin ihn, durch ihre Verschwendung wie er es nannte, so scherzhaft zu geben gezwungen hatte, und wünschte dem alten Invaliden von Herzen Glück zu seinem Geschenke.

Die Geschichte ward, wie sich von selbst versteht, im Vorzimmer wieder erzählt, und mit schallendem Gelächter aufgenommen.

Der Veteran hieß Christian Brandes, er selbst erzählte diese Anecdote dem Bischof Eylert und fügte noch hinzu, daß der König, als er nach der Königin Tode nach Potsdam zurückkehrte, ihn wieder gesehen, sich seiner erinnert, und während er ihm ein Geschenk gereicht, mit sorgenvoller, trauriger Miene zu ihm gesagt habe: „Brandes, erinnerst Du Dich noch? . . . ." worauf er sich schnell abgewandt.

Bei diesem gegenseitigen Verstehen, dieser reinen Neigung, war es natürlich, daß auch das unscheinbarste Blümchen auf ihrem Lebenspfade Honig gab, zur Freude derer, die so befähigt waren ein Glück zu genießen, das keiner fremden Hilfe bedurfte.

Als die königlichen Kinder heranwuchsen, wurden sie für ihre zärtlichen Eltern die Quelle reinster, höchster Freuden. Der König und die Königin waren einander in ihrem häuslichen Zirkel so unentbehrlich, daß keiner ohne die Gegenwart des Andern ungetrübt glücklich war. Aber diese Zärtlichkeit offenbarte sich nie in sentimentalem zur Schau Tragen, sondern war stets wahr und warm. Der König bemühte sich, jede Angst und Sorge die ihn traf, der Königin durch die innigste Fürsorge so lange als möglich zu verbergen, und die Königin war so vollkommen von dieser wachsamen Liebe überzeugt, daß sie nur in ihr und durch sie lebte. Stets trug sie sein Portrait als ihren Lieblingsschmuck, und als sie einst ersucht ward es zum Copiren zu leihen, weil ein danach gravirtes Bild ein werthvolles Werk als Titelkupfer schmücken sollte, gab sie es mit diesen Worten: „Ich besitze nur dieses eine gute Portrait des Königs, und da ich es beständig am Busen trage, würde es mich schmerzen, sollte ich mich auf längere Zeit davon trennen, doch will ich mich den Wünschen des Herausgebers nicht widersetzen, sondern freudig das Opfer bringen, mein liebstes Kleinod kurze Zeit entbehren zu müssen."

Als die Königin einst, bald nach ihrer Thronbesteigung, erst spät am Abend bei einem Feste erschien, welches mit ihrer Gegenwart zu beehren sie versprochen hatte, entschuldigte sie sich bei dem Festgeber, dem Kabinets-Minister, mit folgenden Worten: „Dringende Geschäfte hielten meinen Mann zurück und ohne ihn konnte ich nicht kommen." Dieser Ausdruck weiblicher Fügung war sicherlich nicht nur conventionelle Sitte, sie gab sich ihren natürlichen Gesinnungen hin, indem sie ihr eignes Thun den wichtigeren Beschäftigungen des Königs unterordnete, und zwar mit so holder Sanftmuth, daß jede Häuslichkeit die sie verschönte, zu beneiden gewesen wäre. Wir gebrauchen das Wort Sanftmuth statt des englischen temper, jedoch der Verfasser des Buchs, Briefe eines Verstorbenen, welches von Goethe als klassisches Werk sehr geschätzt ward, gebraucht ein englisches Wort, und fügt hinzu daß es im

Deutschen kein so ausdrucksvolles Wort, als das englische Wort — temper — gäbe, dieses englische — temper — sagte er, ist unübersetzbar, nur eine Nation die das Wort comfort besitzt, konnte es erfinden, denn — temper — ist für den geistigen Genuß, was comfort für den materiellen. Es ist gleich einem milden Frühlingsmorgen, welcher allgemeine Heiterkeit und Freude einflößt.

Der Königin Einfluß auf ihre unmittelbare Umgebung war gewiß sehr groß, dennoch überschritt sie nie ihren eignen Wirkungskreis und mischte sich nie in politische Angelegenheiten. Gewiß hätte der König sie nicht so hoch geschätzt, wäre sie fähig gewesen sich einzuschmeicheln oder durch indirecte Mittel Einfluß auf ihn zu erlangen. Er hielt sehr auf sein Vorrecht, und die Königin sah dies so wohl ein, daß, wenn man sie zuweilen ersuchte mit dem Könige, über Sachen zu sprechen die den Staat angingen, oder, ihm eine Bitte vorzutragen, sie zu erwidern pflegte: „Sie müssen selbst mit dem Könige darüber sprechen, zu erlangen was gerecht und billig ist, bedarf es bei ihm keiner Fürsprache."

Eines Tages wünschte der König sehr, ein wichtiges Geschäft zu beenden, und als er sich deßhalb in sein Kabinet begab, befahl er seinem Adjutanten, im Vorzimmer zu bleiben, und nicht zu gestatten, daß ihn Jemand störe, es sei wer es wolle. Der Adjutant v. L., (der diese Anecdote selbst erzählt hat,) erklärte Allen, die diesen Morgen um eine Audienz nachsuchten, des Königs Willen, doch war kaum eine Stunde vergangen, als ein fremder Prinz ankam, mit dem der König etwas Wichtiges zu berathen, und ihn deßhalb sobald als möglich zu sehen gewünscht. Da der Adjutant diesen Umstand wußte, glaubte er in diesem Falle eine Ausnahme machen zu dürfen, und ging, um den Prinzen zu melden. Ungeduldig auffahrend rief der König: „Ich hatte ja unbedingt jede Störung verbeten . . . Man wird den ganzen Tag zu Tode geplagt, das ist unerträglich." Der sehr verlegene Adjutant fragte, ob er den königlichen Gast fortschicken solle? Das ließ sich natürlich nicht thun, und der König empfing den hohen Gast, wenngleich ungern. Als der König am Abend neben der Königin im Theater saß, sagte sie freundlich, und wie immer seine Gefühle theilend: — „Es hat mir leid gethan, daß Du diesen Morgen gestört bist und also Deine Arbeit nicht vollenden konntest, was war die Ursache,

und wer belästigte Dich?" „Wer die Ursach war," erwiderte ihr der König, und blickte freundlich nach dem Adjutanten, „v. L. kann Dir's sagen, und zugleich das Resultat mittheilen, denn er hatte die ersten Früchte meines Unwillens zu ertragen." — Von dieser Zeit an, erzählte der Adjutant, behandelte mich der König fortwährend noch mit vermehrter Güte.

Ermüdet, und oft gereizt durch die Tagesgeschäfte, eilte der König stets mit verlangender Sehnsucht nach der Pfaueninsel, um dort die Nachmittags- und Abendstunden in ungestörter Ruhe im Kreise seiner Familie zu verleben. Sobald er über die Fähre setzte, pflegte er seinen Militairrock aufzuknöpfen, als wolle er seine Brust durch freieres Athmen erleichtern. Wenn er gelandet, ging er, die Hände auf dem Rücken, langsam in sein Ankleidezimmer, wo er sich umkleidete. Dann nahm sein Gesicht einen vollkommen ruhigen Ausdruck an. Nachdem er mehre Stunden in seinem Kabinet zugebracht, theils Papiere lesend die zu seiner Ansicht bereit lagen, theils mit dem Bleistift Randnoten machend, die gewöhnlich die Hauptpunkte der zu gebenden Antworten enthielten, ging er in's Freie, und dort muß man ihn gesehen haben, um zu wissen, wie glücklich selbst ein, von Staats-Angelegenheiten gedrückter König sein kann, wenn er ein reines Herz und ein erhabenes Gemüth besitzt. Gewöhnlich mit einem Buche in der Hand, durchschritt er die Insel sowohl der Länge, als auch der Breite nach, lesend, nachsinnend, die Landschaft betrachtend, gegen einen Baum gelehnt, oder auf einer ländlichen Bank sitzend, sich mit dem Schäfer unterhaltend oder sich mit den vorübergehenden Kinden amüsirend. Hier verlebte er viele glückliche Jahre, mit seiner schönen, edlen Gemahlin alle Freuden eines Gatten und Vaters genießend. Die, welche Augenzeugen von der Frische der Gefühle, und der Seelen-Harmonie gewesen, die sich im ganzen Benehmen des hohen, jugendlichen Paars aussprach, erzählen mit Entzücken davon.

Hören wir eine der Anekdoten aus dieser Zeit.

An einem schönen Sommertage d. J. 1799 ruderten sich zwei reisende Engländer nach der Pfaueninsel. Sie wußten nicht, daß die königliche Familie sich dort befand, und ahneten nichts von dem Verbote, welches für diese Tage jeden andern Besuch ausschloß. — Sie waren auf einer, etwas von der

Fähre entfernten Stelle der Insel gelandet und wandelten umher, als der Hofmarschall v. Massow sie entdeckte, und ihnen befehlen ließ, die Insel augenblicklich auf demselben Wege wieder zu verlassen. Die Engländer machten jedoch einen kleinen Umweg, und begegneten einem Herrn und einer Dame, die ohne alle Begleitung waren, und deren Anzug und Benehmen so einfach war, daß die Fremden sie für ihres Gleichen hielten.

Als sie zusammen kamen, sagte der unbekannte Herr: Wie gefällt Ihnen die Insel? und als sie ihr Entzücken über deren Lage und Schönheit aussprachen, lud die Dame sie mit großer Leutseligkeit ein, sie zu begleiten, indem sie ihnen alle Merkwürdigkeiten zeigen könnten. — Wir würden freudig Ihren gütigen Vorschlag annehmen, entgegneten die Engländer, hätte uns nicht Herr v. Massow befohlen, die Insel augenblicklich zu verlassen, denn die höchsten Herrschaften sind hier. — Nun, ganz so schlimm ist die Sache nicht, erwiderte die Dame, kommen Sie nur, Herr v. Massow ist unser intimer Freund, und wir wollen Ihre Entschuldigung bei ihm übernehmen. —

Die Vier unterhielten sich nun sehr lebhaft, die Dame sprach mit Enthusiasmus über England, und amüsirte sich über die kritischen Bemerkungen in den Antworten der Fremden. So kamen sie zum Schlosse, und wer schildert das Staunen der Engländer, als ein Kammerherr sich ihren Begleitern näherte, und im ehrerbietigsten Tone das Frühstück meldete. Jetzt erst bemerkten sie, daß sie sich in der Gesellschaft des Königs und der Königin befanden und versuchten, sich zu entschuldigen. Aber die Herablassung der Königin milderte ihre Besorgniß, zu familiär gewesen zu sein, und was noch von Furcht blieb, schwand gänzlich, als der König sagte: „Treten Sie ein, meine Herren, Sie werden doch mit uns frühstücken? Nach solchem Spaziergange werden, wie ich glaube, einige Erfrischungen ganz angenehm sein."

Am **14.** August **1800** reis'te der König zur Musterung der Truppen in Schlesien ab, und die Königin, welche das Reisen sehr liebte, begleitete ihn.

Stets war sie gewohnt gewesen, sich ihrem Entzücken über Naturschönheiten ganz zu überlassen, und ihr Enthusiasmus dafür war so rein, daß sie

in den edelsten Werken der Schöpfung tausend Gegenstände reiner Freude fand.

Für sie war die ganze Schöpfung ein wunderbar mächtiger, zur Anbetung des Schöpfers anfeuernder Tempel. Der Auf- und Untergang der prächtigen Sonne, das reine stille Licht des Silbermonds, das herrlich glänzende Firmament in sternhellen Nächten, gewährten ihr in jenen ländlichen Gegenden, wo der Schäfer seine Heerden weidet, der Bauer, glücklich in der Beschäftigung, zu der er geboren, zufrieden seinen Boden pflügt, und die klare, durchsichtige Atmosphäre dem Auge gestattet, bis zu den äußersten Grenzen einer weiten, durch Gebirgsketten begränzten Fläche zu schweifen, — ein süßeres Vergnügen als Bälle und strahlende Feste in der Residenz. Dann nahm die Königin gern ihr frugales Mahl unter den schattigen Bäumen des Waldes ein, und während der dazu nöthigen Vorbereitungen, hüpfte ihr Herz in unschuldiger Lust. Der König, der ihr stets die Anordnung überließ, weil sie die Kunst besaß, Alles auf die bestmöglichste Weise einzurichten, pflegte mit seinem Freunde Köckeritz vergnügt zuzuschauen, und weidete sich an dem Glücke seiner Luise. Die, welche diesen ländlichen Vergnügungen beiwohnten, waren gewöhnlich sehr heiter, denn der König zeigte zuweilen große Lebhaftigkeit des Geistes. Unter glücklichen Umständen scherzte er auch wohl, und besonders gern mit der lebhaften und anmuthigen Königin, die jedoch durch ihre passenden Antworten und witzigen Ausfälle, die man füglich — ein Spiel der Ideen — nennen konnte, stets das Uebergewicht behielt.

Wenn bei dem Einzuge des Herrscherpaares in kleine Städte und Dörfer die lauten Zurufungen der Menge zu stürmisch waren, pflegte der König sein Volk mit einem ernsten, wohlwollenden Gesichte zu grüßen, aber endlich ermüdet, legte er sich ruhig in den Wagen zurück, und sagte: „Nun, Luise, mußt Du sie statt meiner begrüßen, und Du kannst es auch besser, aber ich begreife nur nicht, wie Du es so lange aushältst.“ Dann antwortete sie: „Sieh nur die guten, einfachen Leute an, wie treue Zuneigung spricht aus ihren Augen! ....“ Das Herz der Königin war bei solchen Gelegenheiten zu sehr von dankbarer Rührung bewegt, um Ermüdung zu fühlen. Auf dieser Reise lernte die Königin mehr den Charakter der Schlesier kennen, und besuchte auch die merkwür-

digsten und interessantesten Punkte der Provinz. Sie war ganz entzückt von den Aussichten, die dieses Gebirgsland gewährt, von dem Gipfel jedes Hügels schien ihr die Natur einen verschiedenartigen Anblick zu bieten. Ganz ungemein erfreute sie die ausgedehnte Aussicht von der Riesenkoppe aus; dort verweilte die Königin lange, ganz in schweigende Anbetung über die Wunder der Schöpfung versunken.

Am 16. August ward die alte Burg Kynast erleuchtet, welches von Hirschberg aus gesehen, einen herrlichen Anblick darbot. Am selben Abend ward ein Ball im Cursaale gegeben, den die Königin mit dem Grafen von Schafgotsch eröffnete.

Am folgenden Morgen erstiegen die Herrschaften den Kynast, und besichtigten das Innere der Ruine. Am 18ten besuchten sie die Koppe, der König zu Pferde, die Königin in einem leichten Wagen. Da es ein vorzüglich klarer Tag war, gewährte Böhmen und unten das Hirschberger Thal, einen wahrhaft herrlichen Anblick. Auf böhmischer Seite waren die Banner des Grafen Schafgotsch (von böhmischer Abkunft), und Bergleute des Grafen von Morzin, dessen Herrschaften dort an Schlesien gränzen, mit Fahnen und Kanonen auf dem benachbarten Gebirge aufgestellt, um das Herrscherpaar mit dreifachem Abfeuern des Geschützes zu begrüßen.

Unbeschreiblich waren die Freudenausbrüche des sie begleitenden Volks, welches sie bis an die höchste Spitze, die nur zu Fuß erstiegen werden kann, geleitete.

Ein Augenzeuge beschreibt diese reizende Ausflucht folgendermaßen:

„— Die Königin legte einen Theil der Reise zu Pferde in Amazonen-Costüm zurück, sie leitete ihr Roß mit leichter aber sicherer Hand den steilen Aufgang hinauf, und mit all der Lebendigkeit, welche die reine Bergluft ihr stets einzuhauchen schien. Der König ritt dicht neben ihr, weil er zu verhüten wünschte, daß sie eher etwas von der Aussicht sähe, bis sie oben angekommen sein würde. Scherzend suchte sie seine Absicht oft zu vereiteln, indem sie bald rück-, bald vorwärts blickte, und dabei schlau bemerkte, — daß sie ihn doch zuweilen ansehen müsse!

Der letzte Theil des Berges mußte, wie gesagt, zu Fuß bestiegen werden,

es ist die höchste Spitze in Norddeutschland, und 4950 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben. Die Augen der, aus der ganzen Umgegend herbeigeeilten Menge richteten sich gerührt auf ihren König, als er, auf der höchsten Spitze angelangt, mit einem Gefühle tiefer-religiöser Verehrung sein Haupt entblößte, und die Königin mit gefalteten Händen, wie zum Gebet, ihm schweigend zur Seite stand. Die Wirkung dieser feierlichen, wenngleich stummen Anrufung des Höchsten, offenbarte sich in der Ehrfurcht, die das versammelte Volk durchdrang, und als würdiges Lob- und Dankopfer für soviel Großes und Erhabenes gelten konnte.

Dieser Augenblick war einer der gesegnetesten und feierlichsten meines Lebens, mir schien es, als sei ich weit über die Erde erhaben und meinem Gotte näher, hat die Königin später oft gesagt.

Nach dieser ersten Pause der Andacht, erhob sich ringsum ein Jubelgeschrei der Treue, das nur durch den Donner der, auf den nahliegenden Bergen gelösten Kanonen gedämpft, und durch ein Echo wiederholt ward, welches den Ton verlängerte, bis er nach und nach in weiter Entfernung erstarb. Die Königin sagte, es sei zu viel für's Herz, um es auf einmal zu ertragen. Auf dem Rückwege wäre sie fast umgeworfen, und kam nur so eben davon. Der Adjutant war sehr erzürnt, aber seine Herrin reichte dem Postillon ein größeres Geschenk als gewöhnlich, um ihn für den gehabten Schrecken zu entschädigen."

Am 19ten begaben sich ihre Majestäten nach Waldenburg, dem Eingange der Stollen, die Fuchsgrube genannt, zu der man in Böten gelangen kann. An der Oeffnung der Höhle hielten sie an, um den Schlund zu betrachten, durch den der Strom hervorkommt, worauf die beiden Souveraine das Boot bestiegen, welches sie bei ihrer unterirdischen Reise tragen sollte.

Die Grube war in der Entfernung von 10 zu 10 Lachtern durch Wachskerzen erhellt, die an den Seitenstößen befestigt waren. Ungefähr siebenzig Lachter von der Oeffnung erklang aus einem, mit Bergleuten besetzten Kahne, die Musik eines, zu dieser Gelegenheit gedichteten Liedes, nach der Melodie des Reichard'schen Gedichts: „Willkommen, schöner froher Tag!"

In einiger Entfernung von der Oeffnung des Stollens, glühte die transparente Inschrift:

„Wer ist der Schutzgeist dieses Schattenreichs?"

Durch die sieben verschiedenen Flächen der Gruben fuhr das königliche Paar nach den Kohlenwerken, und besah die Vorrichtung zur Steinkohlenbeförderung durch Pferde. Das Besondere der ganzen Fahrt, die Gruppen der Bergleute, der unterirdische Streifzug, die in Bereitschaft gehaltenen Grubenanzüge, Alles machte einen überraschenden Eindruck auf der Königin Einbildungskraft, der ihr lange lebhaft im Gedächtniß blieb. Die, durch ihre Leutseligkeit und Sanftmuth hervorgebrachte Wirkung, und die Theilnahme, welche sie durch ihre herablassenden Fragen bewies, hinterließ bei den armen Land- und Bergleuten jenen Eindruck, den nur wahres Wohlwollen einzuflößen vermag.

Als nach einem Zeitraum von 20 Jahren, Fürst Radzivil dieselbe Excursion machte, fragte er, ob noch einer von den Leuten zugegen sei, die damals dabei gewesen? Ein ehrlicher alter Bergmann erwiderte in seinem derben, einfachen Dialekte: „Ja, Ew. Durchlaucht, mehr als die Hälfte von uns, die am Leben sind, hatten diese Ehre, und drei von uns sind jetzt mit Euch. Ich saß am Steuerruder, und konnte der Königin liebliches Gesicht beim Schein der Lampen sehen. Ach, in meinem ganzen Leben sah ich kein solches Gesicht. Sie sah vornehm aus, wie eine Königin aussehen sollte, aber sie war wie ein Kind, und lächelte so süß, o so süß, ja, gerade wie meine selige Mutter. Als der Psalm anhob: „Lobet den Herrn, den mächtigen König der Ehren . . ." nahm die Königin des Königs Hand, und sagte leise: „mein Lieblingspsalm." Darauf wendete sie sich zu mir, und sprach: „Langsamer, mein guter Steuermann." Die Herrschaften beschenkten uns Alle, mir aber gab die Königin mit ihrer eignen Hand ein kleines Papier mit zwei neuen holländischen Dukaten, und ich gab sie meiner Frau, die trägt sie nun als Halsband, wenn sie zur Kirche geht, oder das Abendmahl nimmt, denn was die Königin anrührte, ist heilig. Ach, mein Herr, in der That, das war eine Frau, . . . sie that Alles freundlich und liebte uns Alle, weßhalb nahm der gute Gott sie so bald von uns weg! Sie nahm ihren Bergmanns-Anzug mit sich, um sich an uns zu erinnern, wie sie sagte."

Bei diesen Worten rollten Thränen über die Wangen des Alten, und standen in den Augen der Andern, die bei dem Besuche der Königin zugegen gewesen waren.

Doch kehren wir zu unsrer Erzählung zurück.

Von den Steinkohlenwerken aus, setzten ihre Majestäten am selben Tage ihre Reise bis Fürstenstein fort, wo Graf Hochberg auf den Trümmern der Vorstinburg, — einer lange zerstörten Bergfeste, ein gothisches Gebäude hatte aufführen lassen. Dieses neue Gebäude war mit viel Geschmack im Style der alten Ritterburg erbaut, Turnierplatz, Burggraben, Zugbrücke, Fallgitter, Alles ist vorhanden, und ganz in Uebereinstimmung mit dem Zeitalter, welches das Ganze repräsentirt.

Sowohl dies, als die malerische Lage in einer wild romantischen Waldgegegend auf schroffen, senkrechten Felsen, die jeden Eingang zur Festung zu verhindern schienen, führte die Phantasie der Königin zum Zeitalter ritterlicher Tapferkeit zurück, als sie plötzlich wie durch Zauberei, bei einer scharfen Biegung durch den Anblick eines herrlichen bebauten, waldigen Thales überrascht ward, welches sich durch seine Ueppigkeit und Schönheit auszeichnete.

Graf Hochberg hatte diese günstigen Umstände zu neuer Ueberraschung für die Königin benutzt, auf der Warte wehte das Hochbergsche Banner, von einem gepanzerten Krieger bewacht.

Auf einer, amphitheatralisch errichteten Schaubühne, dem Schloßthore gegenüber und um den Turnierplatz, saßen viele tausend Zuschauer. Im Schlosse selbst, erblickte man Ritter, Herolde und Knappen. Als die Trompeter auf der Warte, die Ankunft der Fremden verkündeten, ward Lärm geblasen, und nachdem das königliche Paar einen dem Burgthore gegenüber errichteten Balkon erstiegen hatte, ward die Zugbrücke niedergelassen, und die, von Trompetern begleiteten Herolde ritten aus der Burg, um sich zu erkundigen, wer die neuangekommenen Gäste seien.

Nachdem gemeldet, daß es ihre preußischen Majestäten wären, schritt der Bannerträger, von den Rittern gefolgt, bis an den Balkon, und nach einer, im wahren Geiste des Ritterthumes gehaltenen Rede, erbat er die Erlaubniß ihrer Majestäten, daß zum Zeichen der Freude und Ergebenheit bei einer solchen

Gelegenheit, ihre Edlen ein Turnier halten dürften. Nach ertheilter Erlaubniß begannen die Ritter ihre feierlichen Vorbereitungen, und defilirten, den Bannerträger an der Spitze, vor den Herrschaften vorbei, und als, der alten Sitte gemäß, die Banner vor dem königlichen Paare aufgepflanzt waren, begann das Lanzenbrechen, nach den Gebräuchen des Mittelalters, und ward mit großer Ordnung und Geschicklichkeit durchgeführt. Aus den Händen der schönen graciösen Königin empfingen die Sieger ihre ritterlichen Belohnungen, zwei an Ketten hangende goldene, und zwei an Bändern befestigte silberne Medaillen mit den Büsten des königlichen Paars.

Die Ritter, welche den Preis erhielten, waren: Ritter Czettritz, der Schwarzwälder, Ritter Malzan der Lisner, Ritter Tschirsky der Domanzer und Ritter Temsky der Otterndorfer, sämmtlich nach ihren Gütern benannt.

Höchst anmuthig hing die Königin den knieenden Edlen den Preis ihres Sieges um, und stattete ihnen dabei ihren Dank für ihre treuen Dienste ab. Ein feierliches Schweigen herrschte während dieser interessanten Ceremonie, die ein lebhaftes Bild vergangener Tage, sowie der Gewohnheiten und Uebungen unsrer Vorfahren darbot.

Nach dem feierlichen Abzuge der Ritter, ward das Herrscherpaar, die Banner an der Spitze, in die Burg geführt, wo die versammelten Ritter sie auf der Brücke empfingen, und durch einen, von ihren hochgehaltenen Lanzen gebildeten Bogengang leiteten.

Der König und die Königin verweilten bis zum Anbruch der Nacht; Abends war das fünf Stockwerk hohe Schloß und der Burghof glänzend erleuchtet und gewährte einen herrlichen Anblick.

Dieses Fest schloß mit einem Balle, bei welchem die Ritter im Costüm blieben, und es zeichnete sich als eins der geschmackvollsten und geistreichsten Feste neuerer Zeit aus. Das Fenster, von dem aus die Königin die herrliche Aussicht genoß, wird noch jetzt — Luisens-Aussicht — genannt.

Am 9ten September, nachdem ihre Majestäten noch viele andere Orte in der Provinz besucht, und der König die verschiedenen Truppen gemustert hatte, langten sie gesund und heiter in Charlottenburg an.

Einen großen Theil der drei vorhergehenden Jahre hatte die Königin, um den Wünschen ihres Volks nachzukommen, auf Reisen durch die verschiedenen Provinzen verlebt, und sich durch ihr verständiges Bemühen, das wahre Glück und Interesse ihrer Nation zu fördern, die Zuneigung und Verehrung Aller erworben. Das Jahr 1801 verlebte sie in Uebereinstimmung mit ihren natürlichen Neigungen, nämlich im Schooße ihrer Familie, und im Genusse jener reinen Freuden, die ihr Herz ihr gewährte. Willig gab sie den Pomp und das Gepränge auf, wozu ihr Einzug in die verschiedenen Städte überall und stets das Signal gab, und fand ihr Glück in der ununterbrochenen Heiterkeit des häuslichen Lebens, der treuen Liebe ihres zärtlichen Gemahls, der sich mehr und mehr entfaltenden Talente ihrer hoffnungsvollen Kinder, der Neigung edler Verwandten und der täglich wachsenden Verehrung und Anbetung ihrer ganzen Nation.

Im Jahre 1801 unternahm die Landesmutter nur einen kleinen Ausflug, sie begleitete nämlich den König nach Magdeburg, als derselbe Ende Mai die Truppen daselbst musterte.

Die Gräfin von Berg spricht von diesem Jahre wie folgt:

Die hohen Herrschaften residirten mit ihrer Familie und einem kleinen Kreise ihres Hofhaltes fast das ganze Jahr in Potsdam, Paretz und Charlottenburg. Hier war der Königin ganzes Dasein den ersten und heiligsten Pflichten ihres Geschlechts gewidmet, und sie erfüllte ihren Beruf als Mutter und Weib, mit der ihr eignen Wahrhaftigkeit und Grazie. Aber nicht allein ihr Herz empfand diese Zeit der Muße wohlthätig, sondern auch ihr Geist reifte und entwickelte sich. Sie las sehr gern, und die Worte einer Dame, die eine große Beobachtungsgabe besaß, und deren Urtheil wir hier folgen lassen, werden uns über die Studien der Königin belehren.

Herder, in dessen Geiste sich die Lehrsätze Plato's und Christus zugleich widerspiegelten und erläuterten, zog vorzüglich ihr jugendliches Gemüth an. Seine flüchtigen Aufsätze und Briefe zur Beförderung der Humanität, seine Terpsichore und seine Adrastea waren ihre beständigen Begleiter auf allen Reisen. Goethe, dieser vollkommene Kunstkenner und gelehrte Kritiker der Literatur, dessen antike Geistesfrische vorzüglich den ihrigen ansprach, weil sie selbst

diese Eigenschaft in hohem Grade besaß, erregte ihre tiefe Bewunderung. — Auch Schiller, der in seinen Dramen die tiefsten Tiefen des menschlichen Herzens aufgedeckt, und uns durch die Gewalt seines reichen und unendlichen Genius in den Tönen der erhabensten moralischen Philosophie angeredet hat, mußte nothwendiger Weise einen tiefen Eindruck auf solch' ein Gemüth machen. Sie las seine Geschichte der Niederlande und des dreißigjährigen Krieges mit großer Aufmerksamkeit, denn das Studium der Geschichte hatte stets ihren durchdringenden und nachdenkenden Geist angezogen. Im Fache der schönen Literatur gab es wenig der Königin Unbekanntes, und sie hatte ein eigenthümliches, wunderbares Talent, sich anzueignen und zu behalten, was sie jemals gehört oder gelesen und der Aufmerksamkeit werth fand.

Demungeachtet hatte die Königin nicht viel Zeit zum Lesen, denn ihre Zeit war sehr durch die verschiedenartigen Pflichten ihrer hohen Stellung in Anspruch genommen, aber von dem, was sie gelesen, ging ihr keine irgend bedeutende Stelle verloren, und sie wußte Alles in der ihr eigenen Manier am rechten Orte anzuwenden. Alle oberflächliche Kenntniß achtete die Königin sehr gering, weil es ihrer klaren Einsicht nicht entgehen konnte, daß der Unterricht der Frauen, wenn er auf guten Grund gebaut und auf passende Gegenstände gerichtet wird, ihren Charakter in jeder Beziehung, als Gattin, Mutter und Bürgerin erheben und zieren muß. Deshalb war ihr das zu jener Zeit vorherrschende prahlerische und modische Erziehungssystem, welches von den wahren Grundsätzen der Bildung des weiblichen Gemüths ganz abwich, indem es nur Dünkel und eine Art flachen Witzes erzeugte, besonders zuwider.

Was Goethe die Prinzessin Leonore in seinem Tasso sagen läßt, kann so wohl auf die Königin angewendet werden, daß wir unsere Leser auf das Gespräch zwischen der Prinzessin Leonore und Leonore Sanvitale aufmerksam machen, woselbst es in der ersten Scene des ersten Aktes heißt:

Auch kann ich Dich versichern, hab' ich nie
Als Rang und als Besitz betrachtet, was
Mir die Natur, was mir das Glück verlieh.
Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen,

Es sei ein Urtheil über einen Mann
Der alten Zeit und seiner Thaten Werth;
Es sei von einer Wissenschaft die Rede,
Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menschen nutzt, indem sie ihn erhebt,
Wohin sich das Gespräch der Edlen lenkt,
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen.
Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust
So freundlich und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe spielt;
Gern, wenn die fürstliche Begier des Ruhms,
Des ausgebreiteten Besitzes Stoff,
Dem Denker wird, und wenn die feine Klugheit
Von einem klugen Manne zart entwickelt,
Statt uns zu hintergehen, uns belehrt.

In das Jahr **1801** fiel das hundertjährige Jubiläum der großen Epoche in den Annalen des Hauses Brandenburg, welche den Kurfürsten Friedrich I. zum Könige erhob. Der Tag seiner Krönung ward nicht allein bei Hofe, sondern im ganzen preußischen Staate, auf eine der Wichtigkeit dieser Begebenheit entsprechende Weise gefeiert.

Unter den vielen fürstlichen und hohen Gästen am Berliner Hofe, gereichte es der Königin zur größten Freude, den Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin und dessen Gemahlin, die Großfürstin Helene, eine Tochter Kaiser Paul's, zu empfangen. Sie verweilten sowohl im Januar, bei ihrer Reise nach Petersburg, als auch im October desselben Jahres bei ihrer Rückkehr einige Zeit in Berlin. Im Mai empfing die Königin durch den russischen Gesandten am preußischen Hofe, Baron von Krüdener, die kostbaren Insignien des Großkreuzes des St. Katharinen-Ordens, im Namen der verwitweten Kaiserin von Rußland.

Am 29. Juni **1801** ward der geliebten Landesmutter ein vermehrter Anspruch an ihre mütterliche Sorgfalt, durch die Geburt ihres dritten Sohnes, der in der Taufe die Namen Friedrich Carl Alexander erhielt.

Die Bürger der kölnischen Vorstadt zu Berlin, hatten von Preußens erster Königin, Sophie Charlotte, eine Fahne bekommen, als sie dem Könige bei der

Rückkehr von seiner Krönung aus Königsberg, entgegengingen. Nachdem diese Fahne hundert Jahr hindurch von ihrer Compagnie gebraucht war, ward sie am 13ten August 1801 in der St. Sebastians Kirche aufgestellt. Die Königin erfuhr es, und mit ihrem gewöhnlichen Interesse an Allem was ihr Volk betraf, glaubte sie, es würde die Bürger erfreuen, wenn sie ihnen diese Fahne durch eine neue ersetzte. Demgemäß überreichte sie dem Präsidenten eine neue und ersuchte ihn, sie der Corporation in ihrem Namen zu übergeben.

Bei der Uebergabe dieses werthvollen Geschenks machte der Präsident bekannt, daß der König den treuen Einwohnern der Kölner=Vorstadt auf ihren ausdrücklichen Wunsch gestattet habe, diesen Stadttheil, zur steten Erinnerung an die Liebe und Anhänglichkeit gegen ihre vortreffliche Landesmutter, die Luisenstadt zu nennen.

Zu Ende Mai 1802 begab sich der König zu einer Truppenmusterung nach Stargard in Pommern und nach Königsberg i. P., auf welchen Reisen ihn die Königin begleitete.

Die Ritterschaft der Provinz Pommern hatte in einem Garten zu Stargard zwei Salons errichten lassen, die zum Empfang des Königspaars von einem Berliner Decorateur auf das Geschmackvollste verziert waren, und wo die hohen Herrschaften sehr feierlich empfangen wurden. Auch den Ball und das Banquet, welches dort stattfand, beehrten sie mit ihrer Gegenwart. Gegen Abend ward der Garten glänzend erleuchtet und ihre Majestäten verließen ihn erst nach Mitternacht. Am folgenden Abend war ein großer Theil der Ball=Gesellschaft in denselben Salons versammelt, um sich von den Vergnügungen des vorigen Abends zu unterhalten, und sich noch an der Erinnerung der Freundlichkeit und Herablassung ihrer Majestäten zu erfreuen, als sie plötzlich durch den Eintritt ihrer geliebten Souveraine überrascht wurden, die huldvoll und gütig bis 10 Uhr verweilten und dann zu Fuß in ihr Quartier zurückkehrten, augenscheinlich in der Absicht, ihren gehorsamen und anhänglichen Unterthanen in Pommern durch dieses Vertrauen in ihre Treue, eine Freude zu bereiten.

Am 30sten Mai hielt das königliche Paar seinen Einzug in Graudenz.

Die Neugierde, die Königin zu sehen, welche noch nie dort gewesen, war so groß, daß selbst Matronen, Greise und Kinder ihre Wagen umringten.

Um den Wunsch der Menge, ohne Gefahr für diese, zu erfüllen, trat die Königin sogleich an ein offenes Fenster, und zeigte sich dann im Laufe des Tages noch einmal dem erwartenden Volke. Während sie den Wünschen ihrer Unterthanen auf diese Weise nachkam, bemerkte sie unter den Zuschauern eine Frau, die ihren Säugling hoch empor halten mußte, um ihn im Gedränge zu schützen. Die Königin redete sie mit der größten Herablassung an, und nahm solchen Antheil an diesem Gefühle mütterlicher Angst, daß alle Anwesenden mit der innigsten Rührung erfüllt wurden. Einem alten Manne, dessen äußere Erscheinung große Armuth verrieth, ließ sie etwas Geld reichen, und bat, daß man die Truppen im Lager mit einigen Erfrischungen versorgen möge. Jeder wußte diese Beweise von vorsorglicher Liebe zu schätzen.

Am 4. Juni kam die Königin in Königsberg an, und stieg im Schlosse ab, während der König das Stadthaus in Kalthof zu seinem Absteigequartier während der Zeit seines Aufenthalts wählte, weil es bequemer für ihn war, dem Uebungsplatze der Truppen nahe zu sein. Die getreuen Einwohner Königsbergs bezeigten ihre Freude über die Anwesenheit ihrer geliebten Königin durch Feste aller Art, unter andern war auch eine Lustfahrt auf dem Pregel arrangirt, und zwar nach dem, ungefähr eine Meile von der Stadt belegnen Landschlosse Holstein. Die vortrefflichsten Anordnungen waren zu dieser Excursion getroffen, der laute Jubel der an beiden Seiten des Ufers versammelten Volksmenge, die von allen Fahrzeugen flatternden Wimpel, der Donner der Kanonen, die lustige Janitscharen-Musik auf den das Fahrzeug der Herrschaften begleitenden Booten, Alles trug dazu bei, ein herrliches und belebtes Schauspiel zu gewähren.

Am 7. Juni fuhren ihre Majestäten durch den Strand, das kurfürstliche Sandufer genannt, nach Memel.

Als sie das reichgeschmückte Schiff bestiegen, welches zur Ueberfahrt über das Haff bereit war, näherte sich ein anderes Boot mit zwölf jungen Litthauerinnen in ihrer malerischen Nationaltracht dem königlichen Fahrzeuge, unter fröhlichem Gesange. Sie überreichten der Königin viele Proben Litthauer Fa-

brikate, welche sie dankend und voll Anmuth annahm. Die Landesmutter legte ihr Wohlwollen gegen die Stadt auf vielfache Weise an den Tag, namentlich indem sie ein besonderes Interesse für die, ihr von den Litthauerinnen überreichten saubern Arbeiten zeigte. Sie hatte soviel litthauisch gelernt, um den Wunsch äußern zu können, daß die Landestracht nicht nach und nach ganz verändert, und gar außer Gebrauch kommen möchte.

Als die Litthauerinnen sahen, daß die Königin sich so lebhaft für sie interessirte, zeigten sie sich ihr zu Pferde. Die Frauen dort reiten ohne Ausnahme, und zwar wie die Männer; dabei tragen sie ein weißes wollenes, am Rande mit breiter Borte verziertes Gewand, welches wie ein Mantel über die linke Schulter fällt und auf der rechten mit einer großen runden Schnalle befestigt ist. Diese ganze Erscheinung war für ein nicht an solches Schauspiel gewöhntes Auge höchst sonderbar. Die Königin besaß die glücklichste Gabe, sich in die National-Gewohnheiten ihres Volks hinein zu leben, und da sie über alle Ziererei erhaben war, nahm sie nie Anstoß an irgend einer an sich unschuldigen Landessitte, wie eigenthümlich diese auch Andern scheinen mochte. Die natürliche Folge dieser liebenswürdigen Gemüthsart war die innige Zuneigung, welche sie den Landleuten der ganzen Provinz einflößte.

Die, welche berechtigt waren, sich Freunde der Königin zu nennen, liebten sie zärtlich. Die Prinzessin Helene, Schwester des Kaisers Alexander von Rußland, gehörte zu diesen. Diese Freundschaft endete nur mit dem Leben der reizenden Fürstin, und so begann wahrscheinlich durch sie das seitdem stets herrschende gute Vernehmen zwischen dem russischen und preußischen Hofe.

Der Kaiser Alexander benutzte das Verweilen der Königin in der Nähe seines Staats und traf am 10. Juli in Memel ein, um die persönliche Bekanntschaft der Majestäten zu machen.

Die Souveraine speis'ten Mittags bei offner Tafel, Jedem war freier Zutritt gestattet, wovon selbst der geringste Landmann keine Ausnahme machte. Bauermädchen, die von zärtlicher Ergebenheit für die Königin durchdrungen waren, boten ihr ländliche Arbeiten als Opfer der Liebe an, wogegen ihnen die herablassende gütige Landesmutter oft Kuchen und Wein reichen ließ.

Am 12ten gaben die Schiffseigenthümer in Verbindung mit der Kaufmannschaft einen Ball, den der Kaiser mit der Königin Luise eröffnete.

Hierauf kehrte der Kaiser in sein Reich zurück, und am selben Tage rei'ste auch das preußische Herrscherpaar ab, und zwar über Rastenburg.

Die Einwohner Memels ersuchten die Regenten vor deren Abreise um die Erlaubniß, die Straßen in denen der Kaiser und die Königin gewohnt, die Kaiser= und die Luisen=Straße nennen zu dürfen, welche Bitte ihnen von dem Könige auf das Bereitwilligste gewährt ward, da ihn jeder Beweis von Ehrfurcht für seine Gemahlin beglückte.

In Tilsit wurden König und Königin mit Gaben litthauischer Industrie empfangen, und das Volk stimmte Nationallieder an.

Bei der Mittagstafel ließ die Königin einige Frauen in ihrem Hochzeits=Costüm erscheinen, beschenkte sie gnädig, und versicherte sie, daß sie ihre Ergebenheit und Treue nie vergessen werde. Durch diese kleinen Züge rücksichtsvoller Beachtung der Gefühle ihrer Unterthanen, die ein freundliches Wort oft weit höher achten als irgend ein Geldgeschenk, ward sie der Abgott der ganzen Provinz, und in gleichem Maaße als theilnehmende Freundin, wie als Herrscherin verehrt.

Vom 22sten bis zum 26sten verweilte das hohe Paar in Warschau, von wo aus sie sich nach Kalisch und Posen begaben, und nach kurzem Verweilen daselbst, über Meseritz nach Berlin zurückkehrten.

Ein Zeitgenosse beschreibt die Sensation, welche die hohe Verklärte auf dieser Reise erregte, folgendermaßen:

Die Königin erschien wie ein Schutzengel. Ihr bloßer Anblick hatte uns sie lieben gelehrt, ehe noch die Erfahrung uns mit ihrer vollkommnen sittlichen Größe bekannt machte, die sich bald in all' ihrem Glanze zeigte. Die hohe Stellung gab ihr Ansprüche auf unsere Huldigung, während ihr persönlicher Werth sie uns achten lehrte. Ihre, wenngleich ungewöhnlichen Siege, waren im Vergleich zu ihren Tugenden, nur Nebensache.

Am 22. Februar 1803 ward die königliche Familie durch die Geburt der vierten Tochter — des siebenten Kindes — mit welchem die glückliche Ehe des

hohen Paares gesegnet war, vermehrt. Diese Prinzessin erhielt die Namen Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene.

Um die Freude der Nation über die glückliche Niederkunft der Königin zu beweisen, gab der Adel einen prächtigen Maskenball im neuen Concertsaale des Theaters. Prinz Louis von Preußen und Fürst Radziwil waren, als nahe verwandt mit der geliebten Regentin, die ersten auf der Liste.

Im Herbst desselben Jahres kam der, dem gebildeten Theile Deutschlands so wohl bekannte, durch den merkwürdigen Gang seiner Bildung berühmte Dichter Gottlieb Hiller, der der Sohn eines ganz gewöhnlichen Fuhrmanns im sächsischen Erzgebirge war, nach Berlin. Hier erregte er die besondere Aufmerksamkeit des Fürsten Radziwil, auf dessen Wunsch er dem Könige und der Königin vorgestellt ward. Als er das Vorzimmer betrat, kam ihm die hohe Frau mit der größten Leutseligkeit entgegen, und redete ihn zuerst an. Um ihm Muth einzuflößen und die ihm eigene Blödigkeit zu verbannen, redete sie über, ihm wohlbekannte Gegenstände, bis hernach auch der König dazutrat, und sich nun Beide auf das Gnädigste und Herablassendste mit ihm unterhielten.

Am folgenden Morgen erhielt er im Namen der Majestäten zehn Friedrichs'd'or, und die wohlwollende Beschützerin jedes Talents hatte mit der Zartheit die sie stets entfaltete, indem sie auf den Geschmack und die Gefühle Anderer einging, zwei zu seiner Trauung bestimmte Ringe beigefügt. Hiller verwahrte sie in einem vierfachen Umschlage, und schrieb einige Verse darauf.

Der Königin lebhafter Charakter war stets eine Quelle des Vergnügens für den König, dem, obgleich sein äußeres Wesen ernst war, ein reicher Vorrath satyrischer Laune zu Gebote stand, wenn es ihm gefiel, sie zu zeigen. Die lakonischen Ausdrücke, deren er sich zu bedienen pflegte, waren häufig schon an sich Epigramme. Dieser Hang zur Satyre mag den anscheinenden Widerspruch zwischen des Königs Neigung für ernste und zurückgezogene Beschäftigungen, und die fortwährende Wiederkehr von scheinbar unbedeutenden Darstellungen, die auf königlichen Befehl, entweder im Schlosse oder in Gegenwart ihrer Majestät und der königlichen Kinder stattfand, erklären. Fast täglich ward bei Tafel eine neue oder sonderbare Ausstellung besprochen, weil der König sich lebhaft für Alles was in der Hauptstadt vorging interessirte, und sich von Allem

genau Bericht erstatten ließ. Der lebhafte Geist der Königin schmückte diese Gegenstände aus, und der König war, besonders wenn vom Drama die Rede war, für welches er eine entschiedene Vorliebe hatte, in seinem Element. Der Hof ward nicht allein durch theatralische Vorstellungen, Concerte und Bälle belebt, sondern beschützte auchjede außergewöhnliche Erscheinung. Taschenspieler, Bauchredner, Seiltänzer, Zwerge, Riesen, ja jede an sich possenhafte Sache, ward gleich sehr von dem gelassenen, lakonischen Könige, wie von der offnen, heiteren Königin goutirt. Während der Monarch in diesen trivialen Gegenständen Aehnlichkeiten mit dem Drama des großen Lebens fand, umspielte ein ironisches Lächeln seinen Mund.

Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige genannt worden, und die Königin bestrebte sich auf das Angelegentlichste, sich die strenge Pünktlichkeit ihres Gemahls anzueignen. Sie war ein Muster der Ordnung und Regelmäßigkeit, welches wohl von Damen untergeordneten Ranges nachgeahmt werden könnte. Diese Art harmonischer Ordnung in dem königlichen Haushalte trug nicht wenig zum täglichen Genusse bei, denn diese scheinbar unbedeutenden Aufmerksamkeiten bringen weit größere Wirkungen hervor, als man sich gewöhnlich einbildet. Wie oft ist die Freude des ganzen Tages durch Mangel an Pünktlichkeit irgend eines Familiengliedes gestört! Stets war die Königin bereit, ihren Theil zum Vergnügen beizutragen und fügte sich aufs Freudigste den kleinen Eigenheiten des Königs. Er fühlte dies wohl, und schonte sich zu Zeiten selbst nicht in seinen ironischen Ausdrücken; so saß er z. B. eines Tages dem Inspector der königlichen Gallerien, Geheimrath Ternite, beim Portraitiren, und dieser hat uns folgende Unterhaltung aufbewahrt. Er sagt:

„Als der König sich gesetzt hatte und ich im Begriff war, anzufangen, bemerkte ich, daß er einen alten abgenutzten Rock von gewöhnlichem Tuch trug, und ich ersuchte Se. Majestät, dem Kammerdiener zu befehlen, für die nächste Sitzung eine passendere und bessere Uniform in Bereitschaft zu halten. Der König erwiderte: „Ich weiß nicht, Ternite, was Sie wollen. Wie kann mein Rock Sie ärgern? Er ist ja noch sehr gut und mein besonderer Liebling. Mein guter alter verstorbener Heinrich hat stets große Sorgfalt auf ihn verwandt. Haben Sie deßhalb Respekt, denn nach einigen Jahren, wenn er abgetragen sein

wird (hier lächelte der König ironisch), werde ich ihn Ihnen auch als Andenken an mich schenken. Was meinen Sie dazu? Aber Sie würden ihn nicht tragen, das weiß ich wohl, — mit mir ist das anders, — Sie können auch einen neuen Rock bestellen, und denselben tragen, sobald Sie Geld haben ihn zu bezahlen, ohne vorher erst Jemand um Erlaubniß fragen zu müssen, das kann ich nicht. Wenn ich nicht die Groschen spare, werden meine Unterthanen keine Thaler haben."

Dies ward theilweis im Scherz gesprochen, doch führte der König den Grundsatz auch im Ernste durch, denn jede leichtfertige Verschwendung ärgerte ihn, und jede unnütze Ausgabe verdroß ihn, und er gab das zu verstehen. Eine Sache nutzlos verderben zu sehen konnte er nicht ertragen. Als er einst von der Parade kam, bemerkte er voll Unwillen, daß die Feder seines Hutes durch den Regen vollkommen aufgeweicht war. Der Diener bemerkte:

Mit nur sechzehn Groschen ist die Sache wieder hergestellt. Nun, sagte der König, wenn wir bei Allem was wir vielleicht kaufen möchten, sagen wollten, es kostet nur so viel, könnten wir leicht Alles verbringen und Vieles kaufen. Weißt Du, daß für sechzehn weggeworfene Groschen wie diese hier, eine arme hungrige Familie eine Mahlzeit halten könnte?

In allen Dingen beseelte das königliche Paaar derselbe einfache. Geschmack und dasselbe Interesse für jeden ihrer Unterthanen, und diese Güte machte sie so populair.

Obgleich die Laune des Königs nicht stets so heiter war als die der Königin, bemühte er sich dennoch immer, jeden schmerzlichen Eindruck zu verwischen und zu verbannen.

Ein Beispiel davon mag hier angeführt werden.

Auf seinen Reisen nach Breslau zur Truppenmusterung, pflegte er gewöhnlich in einer niedlichen abgelegenen Hütte zwischen Grüneberg und Crossen einzukehren, und sein Frühstück im Schatten einer schönen alten Eiche zu genießen. Das Frühstück bestand aus ganz frischen Eiern, frischer Milch, frischer Butter und selbstgebackenem Brote.

Dies Alles lieferte der Bauer. Einst war das Brot sauer und ganz ungenießbar, der Diener trug Sorge diesem Mangel abzuhelfen, und besorgte

schönes weißes Brot zur nächsten Reise, welches er, wie gewöhnlich, auf den Frühstücktisch unter der Eiche legte. Dies Mal jedoch war das Bauerbrot ganz vorzüglich, und der Monarch schob das Weißbrot mit folgenden Worten zurück:

„Wozu dieser Ueberfluß? Du weißt, ich liebe das nicht, und dennoch bleibst Du dabei! Auf dem Lande sollte man einfach leben, und wie die Landleute selbst. Man muß das Gefühl der Bauern respectiren und deßhalb will ich essen wie sie. Jedes Schmälern schmerzt. So etwas darf nie wieder geschehen."

Der Diener, welcher gehofft hatte, sich seines Herrn Zufriedenheit zu erwerben, schwieg, erklärte indessen später dem General v. Witzleben, weßhalb er das Weißbrot gebracht habe, und dieser erzählte es dem Könige beim Weiterreisen im Wagen. Als derselbe Diener beim Mittagsessen aufwartete, sagte der König, — wie immer, gleich bemüht einen Schmerz zu vergüten den er verursacht, — freundlich den Diener anblickend: „— Diesen Morgen gut gemeint, that Dir zu viel, — danke, und dies (hierbei überreichte er ihm eine goldne Uhr) zur Erinnerung an diesen schönen Morgen unter der Eiche."

Auf der königlichen Tafel erschien nie ein einziger kostbarer Luxusartikel; sie ward wie die eines Privatmannes servirt, weil der König sich wenig aus den Freuden der Tafel machte. Ganz außergewöhnlich war es deßhalb, als der Monarch einst beim Diner einen Gast fragte: „Wie finden Sie diese Suppe?"

Der Gast erwiderte: „Heute wie immer, Ew. Majestät, wenn ich die Ehre habe, hier zu speisen, sehr gut."

„Wofür halten Sie dieses Zwirngewebe?"

„Für Nudeln, Ew. Majestät, für sehr guten Nudelteig."

„Köstlich," rief der König herzlich lachend, „Teig. Ich muß Ihnen etwas Näheres davon erzählen, es sind chinesische Vogelnester, die mir meine Schwester, die Königin der Niederlande, als Geschenk überschickt hat. Jedes Nest kostet einen Dukaten. Abscheuliche Verschwendung, so viel für solch ein Ding zu geben. Aber die Leute haben zuweilen ihren Kopf voll von Grillen und Vogelnestern. Sie haben Recht, Nudeln thun ganz dasselbe und die Armen haben nicht einmal Gelegenheit, diese zu kosten."

Diese Anecdoten, von dem Rocke, der Feder, dem Brote und den Vogelnestern, beweisen hinlänglich, daß der König von dem Grundsatze ausging, für

seine eigene Person alle unnützen Ausgaben zu vermeiden, und es für seine Pflicht hielt jede Art von Verschwendung zu mißbilligen.

Bischof Eylert sagt:

„Ich hatte eine Predigt über den Text von Christus eignen Worten — Sammelt nun die übrigen Brocken, auf daß nichts umkommen möge, — gehalten, und der König sagte:

„Das war heute eine Predigt nach meinem Geschmacke, wer den Thaler haben will, darf den Groschen nicht verachten, das ist das ganze Geheimniß. Aber wenn man ökonomisch sein will, muß man stets bei sich selbst beginnen."

So dachte und handelte dieser König, der so wenig für sich, so viel für Andere that, und durch diese strenge Sparsamkeit rettete er den damals so tief verschuldeten preußischen Staat vom gänzlichen Verderben.

Als einst bei der Königin in Magdeburg, wo sie oft und gern eine kurze Zeit verweilte, große Cour war, befand sich außer den, bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich anwesenden, ihr bekannten Personen, auch eine, ihr fremde Dame, die ihr als die Frau des Major . . . . . . vorgestellt ward. Sie war die Tochter eines höchst achtungswerthen, sehr reichen Magdeburger Kaufmanns, der gleichfalls der Sohn eines Kaufmanns war. Die Königin, diesen Umstand nicht wissend, fragte sie mit unbefangener Herzlichkeit: „Was für eine Geborene sind Sie?"

Blöde und verlegen in Gegenwart der Königin und dieser hohen Versammlung, an die sie durchaus nicht gewöhnt war, entgegnete die Arme stammelnd: „Ach Ew. Majestät, ich bin gar keine Geborene."

Ein verächtliches Lächeln der übrigen Damen war das Resultat dieser Antwort. Als hätte sie es nicht gehört, überging die Königin dieses Lachen mit Stillschweigen, als jedoch eine Dame von hoher Abkunft in spöttischem Tone sagte: „Also eine Mißgeburt!" regte sich der Unwille in ihrem reinen gefühlvollen Herzen und sie konnte es nicht so hingehen lassen.

Sie erhob ihr schönes, mit dem königlichen Diadem geschmücktes Haupt, wie sie stets zu thun pflegte, wenn sie aufgeregt war, und indem der heitere Ausdruck ihres Gesichts unverändert blieb, leuchtete aus den lieblichen Zügen

die Hoheit ihres Geistes, als sie sprach, und zwar so laut, daß der ganze Kreis es hören konnte:

„Ach liebe Frau Majorin, Sie haben mir mit einem unschuldigen Sarkasmus geantwortet. Ich muß bekennen, daß, wenn bei der gewöhnlichen Redensart — von Geburt sein, — das, sich auf vornehme Geburt begründende Vorrecht verstanden ist, ich nie im Stande gewesen bin, eine vernünftige oder sittliche Bedeutung daran zu knüpfen, da wir Alle ohne Ausnahme gleich geboren sind. Gewiß feuert der Gedanke, von ehrenwerther Abkunft zu sein, uns an, jede gute Regung zu verdoppeln und sorgfältiger jedes edle Samenkorn zu pflegen, und wenn unsere Vorfahren sich durch Verdienste und Tugenden auszeichneten, wer wird das nicht achten und ehren? Aber das ist, Gott sei Dank, in allen Lagen zu finden, und selbst den niedrigsten Klassen sind einige der größten Wohlthäter des Menschengeschlechts entsprossen. Aeußere Auszeichnung des Ranges kann man ererben, aber die der persönlichen Verdienste, — also den wahren Zweck des Lebens, muß sich Jeder selbst erringen. Ich danke Ihnen, liebe Frau Majorin, daß Sie mir Gelegenheit gaben, meine Gedanken über diesen nicht unwichtigen Gegenstand unumwunden zu äußern, und wünsche Ihnen viel Glück in der Ehe, dessen Quelle stets nur im Herzen gefunden wird."

Gewöhnlich trug die Königin einen kleinen Fächer in der rechten Hand, den sie zuweilen leise bewegte; indem sie jedoch die eben erzählten Worte sprach, hob und senkte sie ihn in Uebereinstimmung mit ihren Gedanken und Gefühlen mit mehr als gewöhnlicher Lebhaftigkeit. In der Art, wie sie diesen Fächer bewegte, lag, wie in Allem was sie that, ein eigener Reiz, und indem die aufgeklärte Regentin mit diesem kleinen Fächer das Signal zur Entlassung gab, und die versammelten Magdeburger bedeutend anblickte, war keine derselben beleidigt, aber die Niedrig-Geborene fühlte sich wie neugeboren, und sie, die auf der höchsten Stufe stand, hatte Allen die ihnen gebührende gesetzliche Stellung angewiesen. „O wie schön, wie herrlich ist es, wenn die, welchen Gott die höchste Macht gegeben hat uns zu beherrschen, auch in gleichem Grade von Verstand und Menschenliebe beseelt sind und wenn sie, durch Gottes Gnade, den Stempel seines Bildes tragen!"

Ungewöhnlich gewandt in schnellen Antworten und äußerst geschickt, einen verkehrten Ausdruck in etwas Bedeutendes oder Witziges zu verwandeln, wandte sie manche Demüthigung von unwissenden Personen ab. Spott, ganz besonders jenen Spott, der etwas darin sucht einen würdigen Gegenstand zu verkleinern, und einem guten Gemüthe peinlich ist, verabscheute sie, und war stets bemüht die Wirkungen desselben zu schwächen oder abzuwenden, wenn es ihr irgend möglich war.

Hören wir einen Beweis ihrer herrlichen Gemüthsart in dieser Hinsicht, den der Prediger des Ortes, woselbst die Anekdote vorfiel, erzählte.

Die Königin verweilte gern in dem nahen Freienwalde, und blieb lange unter dem Schatten der hohen Eichen und Buchen, wenn sie an den Brunnen dieses Badeortes trank. Eines Tages, als sie nach Tische einen besonders guten Kaffee bekommen, gab sie die Tasse dem hinter ihr stehenden aufwartenden Diener mit der Bemerkung zurück: „Nirgends trinkt man so guten Kaffee als in Freienwalde."

„Das ist wahr, Ew. Majestät," entgegnete der Diener, „das Moral-Wasser macht ihn so gut."

Ein schallendes Gelächter ertönte durch den ganzen Salon, und der arme Mann, welcher die Ursache nicht begriff, stand beschämt, verwirrt und in der größten Verlegenheit da. Die Königin lächelte auch, faßte sich jedoch sogleich und sagte: „Ich glaube, wir haben unsern guten Heinrich nicht ganz verstanden, (dieses war der Name des alten aufrichtigen Dieners, der sowohl vom Könige als von der Königin, wegen seiner Treue sehr geschätzt ward) mir scheint, er beabsichtigte uns eine moralische Wahrheit einzuschärfen. Die, welche dieses Mineral-Wasser mit guter Wirkung gebrauchen wollen, müssen, wie an allen Badeorten wo die Gesundheit der Haupt-Gegenstand ist, einfach, mäßig und ruhig leben, so daß diese Wasser eben so sehr moralische als mineralische sind. Mein guter Heinrich, ich bitte um ein Glas dieses moralischen und mineralischen Wassers." Dann fragte sie den Geistlichen des Orts, Heyne — „Ist es nicht so, Ew. Hochehrwürden, fassen Sie es nicht auch in dieser Weise auf?"

Der alte Diener konnte jetzt sein Haupt wieder erheben und sagte bescheiden und dankbar: „Niemand versteht mich besser, als unsre gute Königin.“

Bei einem glänzenden militairischen Feste, welches in der Garnison-Kirche gefeiert ward, und wobei die Majestäten und die Staats-Minister zugegen waren, kam eine sehr anständig aussehende Frau zu spät, um irgend einen Platz in der schon überfüllten Kirche zu bekommen. Gänzlich unbekannt mit der Localität, trat sie zufällig in die Reihe, welche gerade zu der Kapelle der Königin führte und machte, ohne zu wissen wem er gehörte, die Thür auf. Verwirrt durch das glänzende Gefolge, welches sie schon in ihre Andachtsübung versenkt sah, wollte sie sich zurückziehen, als eine Dame des Hofes, ihrem sanften und demüthigen Charakter treu, ihr einen Platz in der letzten Reihe der Sitze anwies. Die Frau nahm ihn an und beging dadurch in den Augen der Oberhofmeisterin einen unverzeihlichen Verstoß gegen die Etikette. Diese eilte, sobald die Königin den Stuhl verlassen hatte, ganz außer sich zu der Fremden, und fragte, wie sie es hätte wagen können sich in einen Platz einzudrängen, der Ihrer Majestät gehöre und dadurch die Würde der Königin zu verletzen. Umsonst waren alle Versicherungen, daß es unabsichtlich geschehen, keine Entschuldigung half; obgleich sie ihres Mannes Stellung als achtungswerthen Bürgers Potsdams erwähnte, ward sie behandelt, als hätte sie sich des Hochverraths schuldig gemacht. Bischof Eylert sagt: In Thränen gebadet kam die Arme zu mir, untröstlich in dem Gedanken, man könne sie fähig halten, absichtlich gegen den der Königin schuldigen Respect zu verstoßen, da sie gegen diese die größte Ehrfurcht hege. Während sie noch bitterlich weinte, kam Graf Brühl, ein Herr vom Hofe, um mir zu sagen, daß die Königin mit mir zu sprechen wünsche und zwar womöglich gleich. Als ich in das Zimmer trat, kam mir die hohe Frau eilig entgegen und rief im Zustande höchster Bewegung: „Sagen Sie mir um's Himmels willen, was ist in der Kirche vorgefallen? Ich habe eben mit großem Verdruß gehört, daß eine ehrenwerthe Frau, die Frau eines Potsdamer Bürgers, von der Oberhofmeisterin hart behandelt worden ist. Vielleicht weil sie während des Gottesdienstes in meinem Stuhle saß? Es ist wohl bekannt, was der König und ich von den Ceremonieen der Hof-Etikette halten, sie können nicht gänzlich unbeachtet bleiben, aber ein gewisser Unterschied

kann wahrlich gemacht werden, und zwar ganz besonders in einer Kirche, im Dienste des Höchsten. Ich werde untröstlich sein, bis ich die Arme gerechtfertigt sehe, und bitte Sie daher, diese Angelegenheit zu ordnen. Essen Sie heute bei uns auf der Pfaueninsel und bringen Sie mir die Versicherung, daß die gute Frau beruhigt ist. Es wird mir Freude machen dieselbe persönlich kennen zu lernen, deßhalb führen Sie sie mir morgen zu."

Alle Strenge widerstrebte der Königin, denn ihr reges Mitgefühl ließ sie die Leiden Anderer wie ihre eignen fühlen. Ihr Kammerherr, — Baron von Schilder — ein vortrefflicher Mann, der in Glück und Ungemach seinen Pflichten stets treu blieb, und in seiner Eigenschaft als Kammerherr, der Königin Rathgeber und Beistand in Werken der Barmherzigkeit bis an ihr Ende war, — sagte: „Sie war nicht im Stande nur den Gedanken an Leiden ohne ein Gefühl des Schmerzes zu ertragen, ein Ausdruck von Melancholie beschattete dann ihr liebliches Gesicht, gleichwie eine vorüberziehende Wolke das sanfte Licht des glänzenden Mondes verdunkelt."

Es verging fast kein Tag, ohne daß sie Bittschriften von fern und nah erhielt, und ihr natürliches Gefühl trieb sie an, den Nothleidenden zu helfen und ihnen beizustehen. Ihr Privatsecretair, der Kabinetsrath von Niethe, sagt:

„Gewöhnlich beantwortete die Königin die Bittschriften, und ihre Wohlthaten waren stets von einigen freundlichen Worten begleitet."

Die Worte der heiligen Schrift: — Gott liebt einen fröhlichen Geber — waren in Wahrheit auf sie anzuwenden. Ihre Art zu geben war liebevoll und theilnehmend, daß Niemand eine Demüthigung darin finden konnte, Geld von ihr zu empfangen. Besonders mitleidig war sie gegen arme vernachlässigte Kinder und nothleidende Wöchnerinen, denn sie konnte nicht ruhen, bis sie wußte, daß diese gehörig verpflegt waren.

Bischof Eylert sagt:

„Während der Königin Aufenthalt in Potsdam, sandte sie mir oft Petitionen der zahlreichen Bittsteller, die sich an sie wandten, damit ich dieselben in Erwägung zöge, und häufig ward mir das Glück, der Vollstrecker ihres Willens zu sein. Sie sagte, daß Entfernung des drückenden Mangels Thätigkeit und Industrie am besten und sichersten befördere, und fügte mit ächt weiblicher

Milde hinzu: — Wir wollen nicht fragen, ob diese armen Leute den Beistand stets verdienen, wer ist im Stande Andere zu kennen und richtig zu beurtheilen? Die Grenzen, welche verdientes oder unverdientes Leiden scheiden, sind schwach gezogen und fließen leicht zusammen. Wie ertheilt der Herr uns seine reichen Segnungen? Ist er nicht voll Mitleid, Erbarmen und Gnade?"

Diese frommen Gefühle und der rege Eifer, beizustehen, gingen so weit, daß wenn sie am Fenster stand, und unter den Vorübergehenden Jemand entdeckte, der bekümmert oder niedergeschlagen aussah, sie sich nicht enthalten konnte nach der Ursache zu forschen und Hilfe anzubieten.

Als die Königin einst in einem der Potsdamer Gärten spazieren ging, bemerkte sie einen bleichen erschöpften Mann auf einer Bank sitzen. Da er ärmlich gekleidet war, hielt die hohe Frau ihn für bedürftig und sandte ihm durch ihren Kammerdiener vier Friedrichsd'or. Er war indessen ein achtungswerther Potsdamer Handwerker, welcher, lange krank gewesen, nun jetzt seine Kräfte in der frischen Frühlingsluft stärken wollte. Mit der größten Ehrerbietung schlug er die Gabe aus. Unterdessen war die Königin weiter gegangen, kaum hatte man ihr jedoch den wahren Zusammenhang der Sache berichtet, als sie, fürchtend, der Irrthum könne den Kranken verletzt haben, ein Gedanke, den sie nicht ertragen konnte, — sogleich zurückkehrte, und freundlich zu dem Mann sagte: „Jetzt müssen Sie mir erlauben, daß ich etwas für Ihre Gesundheit thun darf, kommen Sie täglich in das Schloß, dort sollen Ihnen gute und leichte Speisen gereicht werden, die Sie vielleicht zu Hause nicht so gut gekocht bekommen können. Der König liebt seine guten Potsdamer Bürger und ich stimme ihm darin herzlich bei." Mit dankbarer Rührung nahm der Handwerker Namens Leaden der Königin rücksichtsvolle Güte an und empfing mehre Wochen lang, täglich nahrhafte, den Appetit genesender Personen befördernde Speisen aus der königlichen Küche.

Den beständigen Anforderungen zu genügen, welche an der Königin Wohlthätigkeitssinn gemacht wurden, reichte die Summe nicht hin, die sie durch den Schatzmeister Wolker vierteljährlich aus des Königs Kasse empfing. Sie bat deßhalb um einen Vorschuß, aber der Schatzmeister, ein derber und in seinen Rechnungen bis auf das Kleinste gewissenhafter Mann, sagte:

„Verzeihen Ew. Majestät, jeden Monat müssen meine Rechnungen genau stimmen; wenn ich der Auszahlung vorgriffe, würde ein Defizit entstehen, und der König ungehalten werden. Es kann nicht sein, Majestät geben den Armen zu viel, das kann nicht so fortgehen."

Sanft erwiderte die Königin:

„Mein guter Wolker, ich liebe meine Kinder, das Wort Landeskind hat einen süßen Klang für mein Ohr, und der Gedanke, mit meinem besten Freunde, dem Landesvater, als Landesmutter verbunden zu sein, ist für mich eine Quelle wahrhaften Entzückens. Ich kann und will nicht aufhören, so oft es in meiner Macht steht, Allen zu helfen, die meiner Hilfe bedürfen."

„Nun gut," entgegnete der Schatzmeister, „so muß ich es dem Könige sagen."

„Thun Sie es, er wird gewiß nicht böse sein."

Und der zärtliche, glückliche Gatte ward nicht böse, denn er fühlte und that ganz dasselbe für sein Volk, und bald darauf fand die Königin das Schubkästchen ihres Schreibtisches wieder angefüllt.

„Welcher Engel," sagte sie zum Könige, „hat das Fach wieder gefüllt?"

„Es giebt Legionen von Engeln," entgegnete ihr dieser, „ich weiß nicht wie sie alle heißen, und kenne nur e i n e n, aber Du kennst ja den schönen Vers, wo es heißt: Er giebt seinen Lieblingen seine Gaben im Schlafe."

Wenn eine auf Grundsätze und gegenseitiges Wohlwollen gegründete Freundschaft sich unerschüttert durch ein ganzes Dasein zieht, macht es den betreffenden Personen, wie der menschlichen Natur, gleiche Ehre; ganz besonders wenn dies der Fall zwischen königlichen Herrschaften und deren Vertrauten ist. So war es mit dem Könige und General Köckeritz, nur der Tod zerriß dies Freundesband, und des Königs Schmerz über den Verlust dieses Treuen offenbarte sich auf alle Weise. Schon in seiner Krankheit zeigte ihm der Monarch die wärmste Theilnahme, und schickte bei jedem Wechsel der Krankheit nicht nur wiederholt, sondern schrieb auch kleine tröstende Billetts, z. B.:

„Mit Bedauern höre ich, daß Sie noch leidend sind, und nicht schlafen können. Das warme Frühlingswetter wird, ich hoffe es, das beste Heilmittel sein. Daß es so sein möge, wünsche ich von ganzem Herzen."

Nur die, welche an Schlaflosigkeit leiden, kennen die Wirkung weniger wirklich freundlicher Worte von denen, die wir lieben. Vielleicht war die auf solche Weise ausgedrückte Theilnahme das beste Mittel, seinem Freunde einige Stunden ruhigen Schlafs zu verschaffen.

Als die Krankheit sich verschlimmerte, und der Patient sein Lager nicht mehr verlassen konnte, besuchte ihn der König täglich, und war eifrig bemüht, den Muth des Kranken zu beleben, der oft des Königs Hand minutenlang in der seinigen zu halten pflegte, und ihn mit Thränen dankbarer Rührung betrachtete. Zuweilen theilte sein hoher Freund diese Rührung, und die Beiden empfanden die Heiligkeit ihrer langen unveränderten Freundschaft. Als nach dem Tode des Generals sein Neffe dem Könige seine Aufwartung machte, um die Orden und Dekorationen des Verstorbenen zu überreichen, war der Monarch tief bewegt. Schweigend hielt er die Orden eine Zeitlang in der Hand, und sagte dann:

„Sie haben viel verloren, ich noch viel mehr, ich hoffte, er würde länger leben, doch Gott hatte es anders bestimmt.“

„Wir müssen uns an fremde Gesichter gewöhnen, ich sehe sie ungern um mich,“ pflegte er auszurufen. Wirklich betrachtete der König Fremde mit einer Art Mißtrauen, bis sie erprobt waren. Seine nächste Bedienung mußte stets erst die Probe bestehen; hatte er sich indeß einmal an sie gewöhnt, so betrachtete er sie nicht mehr blos als Diener und Instrumente seines Willens, sondern wenn sie alt und schwach wurden, sagte er:

„Sie müssen nicht weggeworfen werden, wie die Schaale einer ganz ausgepreßten Citrone.“

Ein solches Verfahren widerstrebte den christlichen Grundsätzen und der natürlichen Neigung des Monarchen. Den kleinsten ihm geleisteten Dienst nahm er dankbar auf. Seinen Privatsekretair, Wolker, der ihm früher viele Jahre als Kammerdiener gedient hatte, besuchte er oft in seiner Krankheit, und widmete ihm manche freundliche und tröstliche Aufmerksamkeit. Bischof Eylert sagt:

„Ich war beim Tode dieses treuen Dieners zugegen. Als der König das Zimmer betrat, ergriff er die Hand des Sterbenden, und dankte ihm für die Treue, mit der er ihm so lange gedient. Dann nahm er Abschied von mir

und sagte: „Es wird mir lieb sein, wenn Sie bei dem guten Manne bis zu seinem Ende bleiben, und ihn mit den Verheißungen der heil. Schrift trösten."

Dann verließ der König das Zimmer mit Thränen in den Augen. Wolkers Nachfolger empfing dieselben Beweise von Herablassung und Theilnahme bis zu seiner Todesstunde.

Bei Allem was der König sagte oder that, bestimmten ihn feste Grundsätze, die auf die, — durch seine schweigsame Natur sehr begünstigte — Gewohnheit des Nachdenkens basirt waren. Man konnte den König nie verdrüßlich nennen, seine lakonischen Antworten arteten nie in Derbheit aus, und seine nächste Umgebung liebte ihn mehr als sie ihn fürchtete. Gegen die Königin war er stets unermüdet in jenen namenlosen, auch ohne Worte zum Herzen sprechenden Aufmerksamkeiten. Es war eine Zuneigung, die sich ebensowohl in dem was er unterließ als in dem was er that zeigte. Die Königin war von der Achtung und Liebe ihres Gemahls überzeugt, und legte ihre Gefühle dankbarer Zuneigung in der ihr eignen, mehr demonstrativen Art an den Tag. Um des Königs Ansichten von den Pflichten der Ehe zu erläutern, mag hier ein Beispiel folgen. Eylert sagt:

„Ein dem Hofe nah' verbundenes, bis jetzt für glücklich gehaltenes Paar, drang auf Scheidung, und ich war aufgefordert, der Verhandlung beizuwohnen. Der Umstand ward in Gegenwart der Königin erwähnt, sogleich drückte sie den Wunsch aus, daß ich vermittelnd dazwischentreten und versuchen möge, die feindlichen Gatten durch religiöse Vorstellungen und die Schilderungen vergangenen Glücks zu versöhnen, und ihre bittern Gefühle der Entfremdung zu bannen. Als ich der hohen Frau die Nachricht brachte, daß es mir gelungen, der Prozeß zurückgenommen sei und die Verbindung jetzt wieder auf ihrer frühern Basis zu ruhen scheine, bezeigte die Königin großes Vergnügen und wünschte den Versöhnten alles mögliche Glück. Kopfschüttelnd bemerkte der König: „Von solchen zusammengeflickten Verbindungen erwarte ich nur wenig, solche Risse sind nicht zu verbergen, und Flecke gleich diesen nicht auszulöschen, sie erscheinen stets wieder durch die dünne Oberfläche. Wir müssen uns vor dem ersten Bruche hüten, sonst kann kein reines und gutes Einverständniß erhalten werden." Als er so sprach, betrachtete ihn seine Gemahlin mit Entzücken, und

er strich liebkosend über ihre Stirn und küßte ihre Hand, als er das Gemach verließ. Die Königin rief: „O welch' ein Mann!" — und ihre Augen strömten von Freudenthränen über. —

Mir war befohlen, den höchsten Herrschaften eine Predigt vorzulesen, welche ich in ihrer Gegenwart gehalten, und zwar über den Text des 16. und 17. Verses im ersten Kapitel des Buches Ruth, wo es heißt:

Rede mir nicht darein, daß ich Dich verlassen sollte, und von Dir umkehren. Wo Du hingehst, da will ich auch hingehen, wo Du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk und Dein Gott ist mein Gott.

Wo Du stirbest, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden, der Herr thue mir dies und das, der Tod muß mich und Dich scheiden.

Ich wählte diesen Text als eine passende Stelle für die enge Verbindung einer christlichen Ehe in all' ihren verschiedenen Pflichten und Beziehungen, und der Gegenstand hatte dem königlichen Paare gefallen. An einem stillen Sommerabende las ich ihnen die Predigt unter dem Schatten einer Eiche, auf der Pfaueninsel vor. Der königliche Hofhalt war zugegen, und während ich las, saß die Königin ihrem Gemahl zunächst, ihre Hand in ungezwungener Freiheit in der seinigen ruhen lassend. Die heilige Ruhe der Andacht schien sich über Alle zu verbreiten. Die reine Atmosphäre schien Lebens-Athem auszuströmen, und als die kurze Rede geendet, stimmte die Militairmusik den Choral an: In allen meinen Thaten rc.

Eine lange Pause erfolgte, wir Alle waren zum Schweigen aufgelegt und in unsere eignen Gedanken versunken. Das Abendroth warf einen glänzenden Schimmer durch den Hain, der volle Mond war schon im Osten aufgegangen, die weichen Töne der Musik verhallten im sanften Einklange mit der uns umgebenden Stille, welche durch den Frieden Gottes unsern Seelen eingeflößt zu sein schien. Uns Allen erschien die schöne Insel wie ein Tempel des lebendigen Gottes. Endlich riefen wir: „Wahrlich dies ist ein heiliger Ort, er scheint heute Abend die Vorhalle des Himmels zu sein." Der König bewegte sich zuerst, erhob sich, legte seine Hand auf der Königin Schulter, und sprach leise, doch hörbar, während er sie mit großem Ernst betrachtete, wie er wohl zu thun pflegte, wenn er in Gedanken war: „Es soll so sein, liebe Luise, ich und mein

Haus wir wollen dem Herrn dienen.“ Schweigend, doch in sichtbarer Bewegung, nahm er seinen Feldstuhl, um sich zurückzuziehen, wie stets, wenn mächtige Rührung oder sonst ein überwältigendes Gefühl ihn ergriff. Er ging in ein kleines Dickicht am Ufer der Havel, was ihn unsern Blicken verbarg und wo er gewohnt war, sich seinen Gedanken zu überlassen. Die Königin dagegen fand eine Befriedigung darin, ihr volles Herz irgend Jemand mitzutheilen, es war ihr durchaus nothwendig. Wenn sie in besonders andächtiger Stimmung war, bekam ihr gewöhnlich heiteres Gesicht einen Anstrich feierlich religiösen Gefühls, und jene innern Frieden verkündende heitere Ruhe. Das sanfte, ihre angenehmen Züge belebende Lächeln wich der frommen Andacht, die ihrer enthusiastischen Natur so eigen war. Obgleich ihrer gewöhnlichen Unterhaltung die blumenreiche Beredsamkeit poetischer Einbildungskraft eigen war, blieb der Ausdruck ihrer Gefühle und Gedanken so wahr und natürlich, daß ein unbeschreiblicher Zauber ihre Unterhaltung belebte. In ihrer Seele ruhte festgewurzelte Ehrfurcht für das Erhabne und Heilige, welches mit Resignation und Selbstaufopferung verbunden, sicher öfter im weiblichen als im männlichen Busen gefunden wird. Es lag nichts Mystisches oder Veränderliches in den religiösen Gefühlen der Königin, ihre Frömmigkeit zeigte sich in ihren Handlungen, ihr Glaube ruhte auf der unermeßlichen Liebe des Heilands zu seiner christlichen Kirche, und der Fülle seiner hehren Liebe.

Ihre Wahrheitsliebe war so groß, daß sie nicht allein zu fühlen schien, was diese in all’ ihrer Klarheit und Reinheit wirklich enthielt, sondern sie war für ihre Umgebung das verkörperte Symbol der Wahrheit. Wahrheit sprach sich in jedem ihrer Worte und in ihren Gefühlen aus, sie war die natürliche Ergießung ihres Herzens und das ihr Dasein beherrschende Prinzip. Ihre Aussprüche schienen die Seelen derer, die sie anredete, zu durchdringen, ihr Wesen war von Verehrung für den Allerhöchsten erfüllt, und ihr Antlitz schien in solchen Augenblicken wie verklärt.

Sie ließ diesen Gefühlen freien Lauf, und sprach diesen Abend ohne Rückhalt mit Graf Brühl und mir, als die übrige Gesellschaft sich zerstreut hatte.

„Wie unendlich schön ist dieser stille Sommerabend,“ sagte die Königin,

,wie ruhig, wie belebend! Willig giebt sich das Herz seinem milden, süßen Einflusse hin! Dieses Gefühl allgemeinen Wohlwollens, welches er uns einzuflößen scheint, ist in sich selbst ein Gefühl von Religion. Man kann kein frommes Ziel erreichen, ohne von diesem reinen Seelenfrieden erfüllt zu sein, und seine geheiligten Wirkungen zu fühlen. Diese milde Ruhe verbannt alle streitenden Gefühle aus unsrer Brust, welche früher das Gemüth beunruhigten, und die stürmischen Wogen des Gemüths werden sanft und still, und dienen nur dazu, den im Innern herrschenden Frieden auf ihrer ruhig klaren Oberfläche widerzuspiegeln. Betrachten Sie diese liebliche, uns umgebende Scene, die sich im sanften Strome widerschauenden Bäume, vom glühenden Abendrothe gefärbt, scheinen sie ein Urbild dieser geistigen Heiterkeit. Seelenfrieden ist ohne Zweifel die erste und größte aller Segnungen, alle andern Genüsse sind nichtig, wo dieser fehlt. Umgeben von Allem, was die Erde Glänzendes hat, bin ich oft unruhig mit mir selbst, und habe mich oft in den einfachsten Lagen und ganz auf mich angewiesen, zufrieden und glücklich gefühlt.

Daß es so sein soll in den unaufhörlich wechselnden Lagen, ist mir ein klarer Beweis, daß das Gefühl in der Natur der Menschen und Dinge liegt.

Der milde Einfluß und heitere Genuß der Segnungen der Natur stammt sichtbar vom Himmel, und scheint die Erde zu umschließen, wie eine Mutter ihr Kind. Aber der Mensch, ebensowohl ein Kind der Erde als des Himmels, kann allein diesen seelenerhebenden Frieden und alle seine harmonischen Wirkungen auf Erden von Oben empfangen. Hoch über der sichtbaren Sonne, die uns Licht und Wärme giebt, ist eine andere, geistige und unsichtbare Quelle des Lebens, in deren Licht und Wärme unsre geistige Natur allein bestehen kann. Ich kann es begreifen, daß inmitten der Zerstreuungen und wechselnden Genüsse des Lebens, Gott und der Erlöser vergessen werden können, und daß wir ohne sie leben mögen, aber ich kann nicht begreifen, wie es möglich ist, die Religion so mißzuverstehen, und sie für eine bloße Phantasie zu halten, die sogleich verschwindet, wenn wir klar und tief darüber nachdenken, und daß die Aufgeklärten keiner Religion bedürfen, wenigstens keiner geoffenbarten Religion.

Gerade wenn ich am Ernsthaftesten und Tiefsten nachdenke, soweit ich dies zu thun im Stande bin, komme ich bald an die Grenzen, welche das Aufhören

des Forschens gebieten, und dann finde ich keinen festen Grund als den durch und im Glauben. Wenn Alles klar und ruhig in meinem Gemüthe ist, und ich mich am Besten aufgelegt fühle, weiß ich auch zugleich am Meisten was mir noch fehlt. Im Besitz und Genuß der größten Segnungen sehnt man sich doch noch nach Glück, und in diesem Verlangen wird eine Lücke im menschlichen Herzen sichtbar, die nichts Irdisches ausfüllen kann. Dann blicke ich zum Himmel auf und seufze. Ich liebe das Idealische und lebe gern im Bereiche des Ideals. Wir erschaffen uns selbst eine Welt wie wir sie wohl haben möchten, das sind nur Träume, denn erwacht man, o wie so ganz anders ist dann Alles! Und doch verlangt unser sittliches Gefühl und Gewissen Reinheit und Vollkommenheit, wir suchen, suchen — und finden nicht. Selbst in den Besten finden wir Flecken und Mängel, die uns betrüben, wenn wir sie näher kennen lernen.

Deshalb liebe ich den heiligen Erlöser so unaussprechlich, das höchste, reinste Ideal ist in seinem Leben und seinen Thaten vereint. In Ehrfurcht beten wir ihn an und fühlen uns zur selben Zeit durch ihn angezogen. Seine endlose aufopfernde Liebe hat eine wunderbare, gewinnende Macht. Ich schätze Delbrück *) sehr, weil er sich bemüht, die Liebe für den Erlöser und für seine erhabenen Lehren, in den Herzen meiner Kinder zu nähren. Meinem würdigen Kaplan, dem Stiftsherrn Ribbeck, bin ich sehr verpflichtet. Seine Tiefe, Klarheit und Ruhe geben den erbauenden Unterhaltungen, die ich mit ihm habe, eine feste und wesentliche Grundlage; selbst sein frommer Eifer zeigt sich mild und sanft in seinen Thaten.

Wie schätzbar ist auch Hufeland, ebensowohl als Arzt für die Seele, wie für den Körper! Alles an ihm ist schön. Zur selben Zeit fest und männlich, als auch einfach und zutraulich, wie ein Kind, ist ihm sein Glaube angeboren; der König nennt ihn einen Apostel.

Daß meine religiösen Meinungen und Ueberzeugungen so vollkommen mit denen meines königlichen Gemahls übereinstimmen, macht mich unbeschreiblich glücklich. Durch ihn bin ich besser geworden. Ich glaube, er ist der beste

*) Hofmeister des Kronprinzen.

Mann und Christ auf der Welt. Hörten Sie, was er nach Beendigung Ihrer Rede über häusliches und eheliches Glück zu mir sagte? Er sagte in seiner frommen, milden Weise und tief gerührt: „Wir wollen handeln wie der Herr befiehlt, Luise, ich und mein Haus wollen ihm dienen."

Aber wo mag mein bester Freund sein? Kommen Sie Beide, wir wollen ihn aufsuchen."

Diese Worte der Königin, fährt der Bischof fort, sind, niedergeschrieben, nur todte Buchstaben, aber sie zu sehen, sie mit der begeisterten Stimme sprechen zu hören, den Geist, die Seele zu entdecken, welche aus ihren Augen strahlte, als sie diese Gefühle ihres innersten Herzens aussprach, machte einen unbeschreiblichen, nie zu vergessenden Eindruck.

Die Königin hatte ganz recht, indem sie erklärte, daß ihre religiösen Ansichten und Gefühle mit denen des Königs übereinstimmten, und doch zeigten sie sich auf verschiedene Weise. Bei ihm war es das feste, auf deren Dogmen basirte Prinzip der Religion. Sein auf vernünftige Beweise gegründeter Glaube brachte dieselbe Wirkung hervor, als der Königin Zuversicht auf die innere Ueberzeugung ihrer Seele. Er reflectirte, sie betrachtete; was in dem Könige durch Urtheil erzeugt ward, war bei der Königin Wirkung des Gefühls, aber Beide fühlten sich durch das wahre Prinzip getrieben, ihren Glauben in ihren Handlungen zu zeigen.

Die Freimüthigkeit und Herzlichkeit der Königin entfernte allen Zwang, und mit der ihr eignen angeborenen Gabe, gewöhnliche Begebenheiten zu idealisiren und zu verschönen, erhob sie dieselben zu würdigen Gegenständen der Betrachtung und gab dadurch oft der Unterhaltung einen höhern Schwung. Stets suchte sie das Interesse derer, die ihr vorgestellt waren zu erregen, und die schlummernden Kräfte ihrer Umgebung zu wecken. Mißlang ihr dies, so brach sie die Unterhaltung ab, sobald sie mit wenigen sanften Worten den Einzelnen etwas Angenehmes gesagt hatte. Jeder empfand einen freundlichen Eindruck und nie fühlte sich irgend Jemand plötzlich entlassen oder übersehen. Sie besaß die Kunst, durch Talent und weibliche Grazie jeden Gegenstand, den sie berührte, zu verschönen. Als Herrscherin war diese ihr von der Natur verlie-

hene Gabe unschätzbar, denn jedes Auge und Ohr wandte sich ihr, als Repräsentantin des königlichen Hauses zu.

Die Formen der Etikette mögen nothwendig sein, die königliche Würde aufrecht zu erhalten, aber Interesse vermögen sie nicht einzuflößen. Wie belebte sich der Zirkel der Höflinge, wenn die Königin sich herabließ, sich mit ihnen zu unterhalten, nicht allein als erhabene Monarchin, sondern als wohlunterrichtete und bezaubernde Frau! Majestät und Anmuth waren so eins in ihr, daß wenn sie sich in dem glänzenden Kreise von Einem zum Andern bewegte, sie Jedem etwas Anderes und doch gleich Angenehmes zu sagen wußte.

Die Königin empfing und ermuthigte ausgezeichnete Personen jedes Standes, und jedes wissenschaftliche Bestreben ward durch ihr reges Interesse daran befördert. Gelehrte empfing sie mit besonderer Auszeichnung, und sie wußte sich von ihnen auf die gewinnendste, naivste Art belehren zu lassen. Obgleich sie sich den hergebrachten Regeln des Hofes fügte, war doch nichts bei ihr leere Form.

Die kurze Zeit, welche der König zum Empfang bei Hofe gestattete, wußte die Königin sehr sparsam zu verwenden und höchst klug einzutheilen, denn wenn sie bemerkte, daß der Zirkel zu groß war, um ihr zu erlauben, von jedem Einzelnen besondere Notiz zu nehmen, begrüßte sie die ihr Wohlbekannten im Vorübergehen freundlich, ohne daß es jemals schien, als bemerke sie dieselben nicht, und eilte dann zu den ihr Fremden, um sie mit besonderer Rücksicht auf ihre Gefühle einzeln anzureden. So waren Alle zufriedengestellt. Eine bloße Beachtung der äußern Formen hätte gewiß nie hervorgebracht, was die ihr angeborne Güte bewirkte. Nur reine Menschenliebe ist unerschöpflich, deßhalb bewahrte die große Fülle derselben sie auch vor Ermüdung, deren Symptome sonst gewiß nicht ausgeblieben sein würden.

Bei besonders feierlichen Angelegenheiten sah man ihren Manieren an, daß sie das Verantwortliche ihrer Stellung fühlte, sie war sich bewußt, daß es ihr oblag die Würde des preußischen Königshauses aufrecht zu erhalten; doch war die Majestät der Königin stets durch die Sanftmuth der anmuthigen Frau gemildert. Sie empfing die Gesandten nicht allein mit der, ihrem Range gebührenden Höflichkeit, sondern sie führte häufig interessante Unterhal-

tungen mit ihnen, über Gegenstände, über die zu reden die vollkommne Kenntniß der Geschichte der verschiednen Staaten sie befähigte. Auch war sie hinlänglich mit der Familiengeschichte eines jeden Gesandten bekannt, um seine Verwandtschaft und Verbindung mit merkwürdigen Personen oder Begebenheiten aus der Geschichte seines Landes zum Gegenstande der Unterhaltung zu wählen. Sie sprach dann nicht oberflächlich davon, sondern auf eine Art, die wirkliches Interesse verrieth. Durch diese genaue Kenntniß der Begebenheiten fremder Höfe bemerkte man leicht, daß die aufgeklärte, wohlunterrichtete Königin das Verhältniß kannte, in welchem sie, als Gemahlin des Königs zu den verschiedenen europäischen Staaten stand, doch hielt sie sich innerhalb der Grenzen, die sie sich selbst vorgeschrieben hatte. Nur über historische Thatsachen sprach sie ihre Meinungen und Urtheile aus, nie über politische oder diplomatische Beziehungen; ward diese Saite berührt, so gab die Königin der Unterhaltung eine andere Richtung. Ihre Kenntniß der Genealogie des Brandenburgischen Hauses beschränkte sich nicht nur auf dessen geschichtliche Verbindungen mit andern Staaten, sondern erstreckte sich auch auf die genaueste persönliche Geschichte ihrer erhabnen Vorgänger, deren häusliches Leben mit seinen Einzelnheiten sie so ungemein interessirte, daß sie eifrig jede Schrift las, die sie sich darüber verschaffen konnte. Als ihr die Biographie des großen Kurfürsten von Schröckh überreicht ward, bezeigte sie sich äußerst dankbar, denn Memoiren und Biographieen bildeten einen Lieblingstheil ihrer Studien.

In der Gallerie, welche die Portraits der Gemahlinnen der Herrscher von Hohenzollern enthält, verbrachte die Königin gern einen Theil ihrer Zeit, sie kannte die Charakterzüge einer Jeden, von der Gemahlin des Grafen v. Nürnberg, Friedrich I., der schönen Elisabeth von Baiern (1400) bis zur Gemahlin Friedrich Wilhelm II., Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, die seine zweite Frau, Mutter ihres Gemahls, sowie ihre eigne Tante war.

Diese verschiednen verbindenden Glieder in der Kette geschichtlicher Biographie prägten ihr tief die Ansicht ein, daß auch sie der preußischen Nation ein Beispiel für die Nachwelt schulde, und daß es die wünschenswertheste Erbschaft für ihre Nachkommen sei, wenn auch spätere Generationen ihren Namen mit Achtung und Liebe nennen könnten. Mit diesen Begriffen von ihren

Pflichten gegen die Nachwelt stand sie oft von der Verantwortlichkeit ihrer Stellung durchdrungen und von edlem Stolz begeistert, in Anschauen versenkt, vor den Bildnissen ihrer glorreichen Vorfahren, und dachte mit Vergnügen an die sich an diese Verstorbenen knüpfenden Anekdoten und Charakterzüge.

Das Bild der Königin Sophie Charlotte betrachtend, die eine hannöverische Prinzessin, Gemahlin des ersten Königs von Preußen war, und 1705 starb, sagte sie: — „Diese Prinzessin war nicht allein die erste Königin des Königreichs Preußen, sondern auch eine der Ersten in geistiger Stärke und wissenschaftlichen Kenntnissen, eine reichbegabte Frau, von der ihr erhabner Enkel Friedrich der Große erklärte, daß sie eine Prinzessin von den ausgezeichnetsten Verdiensten sei, welche alle Anziehungskraft ihres Geschlechts und dabei den klarsten, tiefsten Verstand besäße. In ihrem Geiste vereinte sich das Genie eines großen, mit dem tiefen Wissen eines gelehrten Mannes. Sie verstand vollkommen Leibnitz, ihren Lehrer und Lieblings-Rathgeber. Seine Gründung und Organisation der Akademie der Wissenschaften im Jahre 1700 war sicher ihre Eingebung. Als ihr Gemahl in Königsberg gekrönt ward, schrieb sie Leibnitz wie folgt: „Ich schätze den Glanz einer Krone, auf den die Menschen dieser Welt einen so hohen Werth legen, nicht so hoch als unser philosophisches Gespräch in Charlottenburg." Auf ihrem Sterbebette sagte sie zu einer ihrer Damen, die weinte: „Betrübt Euch nicht, denn ich gehe nun dahin, wo ich meine unbezwingliche Neugierde hinsichtlich des Urgrundes der Dinge befriedigen kann, die Leibnitz mir nie erklären konnte, — Zeit und Raum — die Ewigkeit und das Nichts."

„Ich ehre und schätze ihre geistige Ueberlegenheit," fuhr die Königin Luise fort, „aber sie zieht mich nicht an." Weiter in der Gallerie zurückgehend, stand sie vor dem Portrait von Luise Henriette still, einer Prinzessin von Oranien, welche 1667 starb. Sie war die erste Gemahlin des großen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm. „Das ist ein liebliches Bild," rief sie, „mit engelhaftem Lächeln scheint sie mich zu begrüßen, o es erfüllt meine ganze Seele mit Vergnügen. O Himmel, welch' eine Verbindung war das, er der große Kurfürst, ein Held im Kriege, ein gerechter Herrscher im Frieden, ein Christ im Glauben, war er so groß im Leben als im Tode. Sie hingegen war voll

Geist, Wohlwollen und Liebe und lebend und sterbend im demüthigen aber festen Vertrauen auf ihren Herrn und Erlöser.

„So bildeten Beide nur Ein Herz und Eine Seele. Es erfreut und erhebt mich unaussprechlich, daß, so wie mein Gemahl dem großen Kurfürsten mehr als irgend einem seiner Vorfahren in tiefer Verehrung und aufrichtiger Frömmigkeit gleicht, für mich die Kurfürstin auch die anziehendste und interessanteste meiner Vorgängerinnen ist. Wir sprechen oft von Beiden mit dem lebhaftesten Interesse. Kürzlich las ich mit wahrer Erbauung die werthvollen Berichte über die Gründung des Waisenhauses, und es scheint fast, als ob ihr Segen und ihre Gebete noch fortwährend auf diesem Institute, ihrem eignen frommen Werke ruhten. Ihr Geist scheint mich zu umschweben, so oft ich in der kleinen Stadt Oranienburg weile, die ihren theuren Namen trägt. Und jetzt ist es in Zweifel gezogen, ob einige der bewundernswerthen, ihr zugeschriebenen Lieder wirklich von ihr sind, jedenfalls ist sie die Verfasserin folgender: — Ich will von meiner Missethat, — Jesus, meine Zuversicht, und mein Heiland ist im Leben, — — — die so allgemein bekannt sind und eine sanfte Ruhe über fromme Gemüther ausgießen. Es liegt etwas wunderbar Belebendes in diesen Liedern, die durch allen Wechsel von Zeit und Raum widerhallen werden. Wie oft sie auch in der Kirche, am Rande des Grabes oder am Sterbelager ertönen, hinsichtlich des Trosts und Friedens den sie einflößen, sind ihre Wirkungen ganz dieselben. Welch ein großes Verdienst ist es, ein Lied verfaßt zu haben, das bereits Millionen Trost gebracht hat und täglich Trost bringt! Nur einem kindlichen Herzen in seiner einfachen Gluth und Reinheit konnten solche Worte entströmen!"

So sprach die Königin in frommer Sympathie mit dem Geiste ihrer bewunderungswürdigen Vorfahrerin. Nachdem sie eine Zeit lang, in sichtbare Andacht versunken, geschwiegen hatte, gab sie sich den Gefühlen hin, die dieses Lied ihr eingeflößt hatte, setzte sich an das Klavier und sang mit den süßen Tönen ihrer himmlischen Stimme:

„Jesus, meine Zuversicht,
Und mein Heiland ist im Leben,
Dieses weiß ich, sollt' ich nicht
Darum mich zufrieden geben?

Was die bange Todesnacht
Mir auch für Gedanken macht.

Eine Atmosphäre heiliger Reinheit schien die hohe Frau zu umgeben, wenn sie ihre ungekünstelten Gefühle in diesen Momenten wahrer und frommer Ergießung ausströmte, und was sie so in Worten aussprach, verwirklichte sich in ihren Handlungen. Ein Geist der Liebe durchwebte ihr ganzes Dasein. Sie war in der That, was die heilige Schrift von einer tugendhaften Frau sagt — „köstlicher denn Perlen." — Was die Königin in ihrer weiten, erhabenen Sphäre war, kann jede Frau in ihrem häuslichen Kreise sein, denn ihre Sanftmuth und allgemeine Barmherzigkeit gab sich ebensowohl in den gewöhnlichen Fällen des Lebens kund, die alle Menschen treffen, als in ihrer mehr hervorragenden Stellung als Regentin. Wer nur immer ihres Beistandes bedurfte, in physischer oder moralischer Hinsicht, konnte sicher auf ihren Schutz, ihre Theilnahme rechnen.

Am 9. Januar 1804 hatte die Königin das Vergnügen, die Prinzessin Amalie Maria Anna von Hessen-Homburg als Braut des Prinzen Wilhelm von Preußen und also als ihre Schwägerin zu empfangen. Die Vermählung ward am 12. Januar desselben Jahres gefeiert, und ward das verbindende Glied einer neuen und warmen Freundschaft, die sich auf gegenseitige Erkenntniß derjenigen unschätzbaren Eigenschaften des Herzens und Kopfes gründete, die Beide in so hohem Maaße besaßen. Die Gegenwart dieser reizenden Fürstin trug sehr viel dazu bei, den engern Kreis der schon so liebenswürdigen königlichen Familie noch zu verschönern. Jedes Glied dieser erhabenen Familie verstand und würdigte diese Zuneigung, die sie einander noch mehr näherte als die verwandtschaftlichen Bande.

Der König erkannte den Werth des unschätzbaren Gutes, das er in seiner Gemahlin besaß und bewies dies nicht nur durch seine nie ermüdenden Aufmerksamkeiten gegen sie im häuslichen Leben, sondern auch, wenn sich eine Gelegenheit bot, ihr im öffentlichen Leben die Huldigung darzubringen, die sie so sehr verdiente, bezeigte er ihr seine Hochachtung auf eine ganz ihrem hohen Range als Souverainin entsprechende Weise.

Ihr Geburtstag am 10. März war stets ein allgemeines Fest, denn der König liebte es zu sehr, diesen Tag und zwar mit Pracht zu feiern.

Im Jahre 1804 ward im königlichen Theater, zur Feier ihres 28jährigen Geburtstages, ein eben so geschmackvoll entworfenes als gelungen ausgeführtes Fest gefeiert, welches wir in der Kürze etwas näher beschreiben wollen.

Das Theater war höchst glänzend erleuchtet, und das Parterre mit zur Bühne genommen.

Der große Maskenball ward von ungefähr 3000 Personen besucht, und der Hof und die höchsten Staatsbeamten nahmen Theil daran. Das Orchester war durch hundert Dilettanten verstärkt und die Ouvertüre eigends zu dieser Festlichkeit componirt.

Am 12. März fand das Fest statt, und die Erwartung war auf das Höchste gespannt, als der König erschien, seine Gemahlin bis auf den Vordergrund der königlichen Loge führend. Er schien einen gerechten Stolz über den Enthusiasmus zu fühlen, den die außerordentliche Schönheit der Königin erregte. In der vollen Blüthe ihrer Reize, und auf das Prächtigste geschmückt, empfing sie die Huldigung der Zuschauer, deren Jubelruf fast das Schmettern der Trompeten und Trommeln übertönte. Der holden Frau zärtliche Dankbarkeit gegen den König, über diese ihr zu Ehren getroffene Anstalten, die Art mit der sie den Ausbruch der Begeisterung ihrer Unterthanen aufnahm, war so gefühlvoll und zeigte sich so deutlich in ihrem Benehmen, daß alle Anwesende diesen Eindruck stets treu und frisch bewahrten.

Der Maskenball war in neun Tableaux getheilt, von denen jedes eine Quadrille oder einen sonst dazu passenden Tanz bildete. Die Decorationen und Costüme waren mit größter Sorgfalt und Genauigkeit gewählt und den verschiedenen Zeitperioden und Ländern angepaßt. Die Darsteller waren Mitglieder der königlichen Familie und des Hofes, ungefähr 60 an der Zahl. Dem darzustellenden Gegenstande gemäß, hätte der König auch mitwirken müssen, aber er konnte sich nicht entschließen, der natürliche Ernst seines Wesens und die Würde des Herrschers widersetzte sich gleich sehr diesem Zurschaustellen. Prinz Heinrich von Preußen repräsentirte den König im ersten Tableau. Eine herrliche Symphonie füllte die Zwischenpausen aus.

Prinz Heinrich als Alexander der Große, von Medern, Scythen und

Egyptern gefolgt, erschien siegreich an Darius Hofe, dessen Tochter Statire (die Königin selbst) vortrat, um eine Gabe als Zeichen der Versöhnung zu überreichen. Von seinen Generalen umgeben bot ihr der, von ihren Reizen entzückte Alexander seine Hand. Ihre Gefährtinnen bekränzten ihn mit Lorbeern. Die Gefangenen des Admiral Nearchus (Prinz Wilhelm) erscheinen mit einer Abtheilung Matrosen, werden der schönen Statira übergeben, die ihnen mit höchster Befriedigung die Freiheit schenkt.

Ein Charaktertanz schloß diesen Aufzug.

Dann folgte eine andere, reizende idealische Vorstellung: „Die Verwandlung der Puppe."

Um die ungestalte Masse darzustellen, die der Schmetterling vor seiner Verwandlung dem Auge darbietet, traten sechszehn grau verhüllte Gestalten auf, die sich langsam und steif zu einer Art verwickeltem Knoten drehten, und als die Königin erschien, warfen diese Gestalten plötzlich ihre Hüllen ab, die wie durch Zauber in den Theatervertiefungen verschwanden, und sechszehn schöne junge Mädchen entfalteten ihre treugezeichneten luftigen Schmetterlingsflügel und schwebten unter den Tönen einer wahren Sphärenmusik im zartesten wellenförmigen Tanze, leicht und graziös umher.

Die Deutschen lieben mythologische Gegenstände sehr, und dieses klassische, der Königin gemachte Compliment war besonders glücklich gewählt. Wer kannte in seinem eignen häuslichen Kreise nicht ein reich begabtes Wesen, welches die Macht besitzt, einer Masse von scheinbarem Nichts Leben und Bewegung einzuflößen, und zwar allein durch die magische Kraft jenes Enthusiasmus, welcher einen Gegenstand finden muß, um denselben mit den reichen und glühenden Farben seiner eignen Einbildung zu beleben und zu schmücken. So war der Königin liebevolles Herz und enthusiastischer Geist wohl geeignet, Seele einzuflößen, und dies eben sollte durch diese Aufführung versinnbildlicht werden.

Ein anderes der an diesem Abende gegebenen Tableaux war: Der Tanz der Horen.

Zwölf junge liebliche Wesen umschwebten, durch rosige Bande vereint, die

Königin Blumen streuend und ihr die köstlichsten Attribute reichend, die sich nur immer durch Blüthen und andere passende Symbole geben ließen.

Dann folgte eine Gruppe schottischer Mädchen und Hochländer, die im Costüm ihres Vaterlandes mehre Nationaltänze ausführten.

Das Fest schloß mit einem Banquet und dem National-Liede: Heil unserm König, Heil!

Das Bewußtsein des gegenseitigen Wohlwollens, das die Geber wie die Empfänger beseelte, erhöhte die allgemeine Zufriedenheit. Wenn Gepränge und Glanz nur äußerliche Beweise der Ehrfurcht sind, hinterlassen sie kein bleibendes Gefühl, wenn aber inniger Antheil durch die Aeußerungen der Huldigung durchblickt, dann sind die Wirkungen in der That unauslöschlich. Es ist das Vorrecht der Liebe, daß nur was aus ihrer reinen Quelle entspringt, bleibend und ewig ist.

Am 9. December 1804 feierte der geheime Oberconsistorialrath Ermann zu Berlin sein funfzigjähriges Predigerjubiläum, wozu ihm der König schriftlich Glück wünschte und ein werthvolles Porzellan-Service überreichen ließ. Die Königin sandte dem würdigen Greise eine goldene Schnupftabaks-Dose, hundert Thaler für eine arme Familie und einen in den huldvollsten Ausdrücken abgefaßten Brief, der ganz darauf berechnet war ihn zu erfreuen, zumal da ihn das Geldgeschenk in den Stand setzte, Trost und Hilfe in die Hütten des Elends und der Armuth zu bringen.

Am 13. December d. J. ward die Königin glücklich von einem Sohne entbunden, der am 6. Januar 1805 in der Taufe die Namen Friedrich Julius Ferdinand Leopold erhielt.

Am 25. Februar 1805 ward der Hof der Königin-Mutter in tiefe Trauer versetzt, und die Königin betrauerte die Mutter ihres geliebten Gemahls, dessen Ehrfurcht und kindliche Achtung die Verstorbene so sehr verdient hatte, lange und schmerzlich.

Bei dem Interesse der Königin an jedem Fortschritte der Wissenschaften und Künste, prüfte sie jede, vielleicht zu wichtigen Resultaten führende Entdeckung. So fesselten die Beobachtungen des gelehrten Doctors Gall über den menschlichen Schädel, ihre Aufmerksamkeit im höchsten Grade, und da er nach Berlin kam

und Vorlesungen über seine Schädellehre hielt, begnügte sie sich nicht mit einer oberflächlichen Kenntniß des Systems, sondern wohnte auch den Vorlesungen bei, als der König den Gelehrten deßhalb nach Potsdam kommen ließ. Dort beschenkte sie ihn mit einem Diamantring, und seinen Assistenten, Dr. Spurzheim, mit einer schönen goldenen Dose.

Auch in diesem Frühjahr begleitete die Königin ihren Gemahl zur Revüe nach Magdeburg, und von dort aus nach Halberstadt, wo das königliche Paar am 29. Mai eintraf.

Hier überreichten 12 junge Mädchen dem hohen Herrscherpaare ein Gedicht. Der Umschlag war sehr schön mit einem Kranz von Immergrün gestickt, der eine sehr seltne Blume vom Cap der guten Hoffnung, Namens Strelizia regina, umgab, und das Motto hatte:

„Ewige Jugend soll um Dich, Strelizia, blühen."

Dieses Gedicht ward auf einem Kissen von veilchenblauem Sammet mit silbernen Franzen verziert, den Sinnbildern der Bescheidenheit und Treue, von einer jungen Halberstädterin mit folgenden Worten der Königin überreicht:

„Halberstadts Töchter können unmöglich dem Verlangen widerstehen, in Preußens erhabener Königin dem Muster ihres Geschlechts zu huldigen. Wir bitten Ew. Majestät, diesen einfachen Ausdruck unsrer Empfindungen mit huldreicher Nachsicht anzunehmen. Es würde gewiß einer so großen Königin würdiger gewesen sein, wenn die ungeübte Hand, die dies schuf, mit der Ehrfurcht und Liebe unsrer Herzen hätte wetteifern können."

Sehr huldvoll versicherte die Königin der Geberin, daß sie ihr Andenken sorgfältig aufbewahren werde, worauf das junge Mädchen die Blumen ihrer Gefährtinnen sammelte, daraus ein schönes Bouquet wand und es der hohen Frau überreichte.

Am selben Tage kamen Ihre Majestäten noch nach Wernigerode, von wo aus sie den Brocken besuchen wollten. Obgleich das Wetter höchst ungünstig war, beharrte die Königin dennoch dabei, den Brocken zu besteigen; am folgenden Tage war die Aussicht jedoch so gänzlich durch Schneegestöber verdunkelt, daß die Herrschaften sich genöthigt sahen, nach Wernigerode zurückzukehren, um ihre Reise von dort aus nach Ellrich fortzusetzen.

Da das Volk die Königin zu sehen wünschte, zeigte sie sich am Fenster, und bemerkte dabei eine Frau mit zwei Kindern auf dem Arme, in der Mitte der Menge. Sogleich ließ sie ihr ein Geschenk reichen und sie bitten das Gedränge zu verlassen, damit ihr und den Kindern kein Unfall geschehe.

Bei der Abreise rief die Königin den Anwesenden ein Lebewohl zu und versicherte, daß ihr der Besuch in Ellrich viel Freude gemacht habe.

Von dort ging die Reise nach dem Alexanderbade im Baireuthschen, wo das königliche Paar am 13. Juni ankam.

Am folgenden Morgen begann die Brunnenkur, und die Majestäten besuchten denselben Tag die Luxburg.

Beim Eintritte in diese herrliche Ruine, wurden die hohen Besucher durch ein verborgenes Musikcorps begrüßt. Sechszehn junge Mädchen traten aus einer Grotte, um sie zu bewillkommnen.

Unter Begleitung des Orchesters wiederholte ein Chor von Sängern und Sängerinnen nachstehenden Wechselgesang von Oreaden und Najaden, von Jean Paul (Friedrich Richter).

Chor der Oreaden und Najaden:

Seid gegrüßt Erhabene, den Geistern der Berge und Ströme!
Die Ruine blüht vor Euch!
Blumen opfert das Gebirg'.
Der Berg wird zum Throne durch Ihn,
Der Thron ein Olymp durch Sie.

Oreaden:

Deinem Adler gebührt die Höh';
Unser Vater*) verlieh ihn Dir
Mit Klauen voll Frühlingsgewitter
Um die Fluren zu segnen,
Um die Feinde zu treffen.

Najaden:

Wir bewohnen nur vier kleine Flüsse**),
Nur das Meer gebar die schönste Göttin,

*) Die Oreaden sind Jupiters Töchter.

**) Auf dem Fichtelgebirge entspringt die Saale, die Eger, die Naab, und der Main.

Zum Meere eilen die Flüsse,
Zur Schönheit ziehen die Herzen,
Doch auch die Welle schafft die Göttin, und ihr Demant
Faßt das göttliche Bild;
Unsre vier Ströme spiegeln Anadyomene
Als vier Schwestern zurück.

Eine Oreade:

Ich besiege die Nymphen der Berge und Flüsse. Ich sende aus der Tiefe statt Goldes die Heilquelle in's Thal, und die Erhabnen weilen am längsten bei ihr.

Die Najade der Saale:

Ich besiege Dich; ich begleite sie am weitesten in ihr Reich; dann eilt meine Götterschwester mir von seinem Riesengebirge*) entgegen, und umarmt, tragen wir des deutschen Königs Schiffe, in das deutsche Meer.

Chor der Oreaden und Najaden:

Alle sind wir gleich,
Denn sie sind jetzt bei uns.
Ueberschauet die Welt
Große, die Ihr beschützt.

Am 7. Juli kehrten die Majestäten nach Potsdam zurück und die Königin nahm ihre Lieblingsstudien wieder auf, und begann ihr gewohntes Leben. Sie sprach und schrieb sowohl deutsch als französisch mit großer Reinheit und Geläufigkeit. Ihre Unterhaltung war einfach und ungekünstelt, mit einem warmen Herzen und sich jedem Eindrucke überlassend, nahmen ihre Gedanken leicht eine ideale poetische Richtung, und bewegten sich gern im Reiche der Phantasie, ohne je in krankhafte Sentimentalität auszuarten. Sie besaß viel natürlichen Verstand und glich darin sehr ihrem königlichen Gemahl, aber da sie die Sprache mehr in der Gewalt hatte, war ihre Unterhaltung glänzender als die seine. Ueber ernste Gegenstände pflegte sie sich langsam auszusprechen und ihre Stimme nahm alsdann etwas Feierliches an, während sie bei minder ernsten Gegenständen freudig klang. Die Reden der Königin waren stets wohlgewählt und oft witzig. Die Synonymen ihrer reichen Sprache waren besonders

*) In die, im Riesengebirge entspringende Elbe, fällt die Saale.

anziehend für sie und sie verglich die endlose Mannigfaltigkeit und die feinsten Schattirungen, welche durch sie hervorgebracht werden können, mit den zahllosen Combinationen musikalischer Töne. Eberhardts vortreffliches Werk über die Synonyme, sowie seine ästhetischen Briefe an das weibliche Geschlecht, las sie mit großer Aufmerksamkeit.

Bischof Eylert sagt:

„Nie werde ich jenen schönen Frühlingsabend vergessen, an dem sie mit mir in der Bibliothek des neuen Gartens über diesen Gegenstand sprach. Sie zeigte das größte Interesse für dieses Werk, und war ganz gleicher Meinung mit dem Verfasser."

„O," rief sie ganz entzückt, „wie wunderbar, daß jeder der vielen Millionen Gedanken und Gefühle seinen eignen relativen Ausdruck hat, der zu ihm gehört!"

„So ist es," entgegnete ich, „aber der Apostel Jacobus sagt: Der, welcher in keinem Worte fehlt, ist ein vollkommner Mann."

„Aber wie können wir zu dieser Vollkommenheit gelangen?"

„Durch Klarheit und Deutlichkeit der Gedanken und durch reine Gefühle."

„Ach," rief die hohe Frau, „wer kann stets und in allen Dingen genau sein? Mein bester Freund, der König, kann es sicherlich, er ist laconisch, reicher an Gedanken als an Worten, aber schweigend wie redend, stets wahr. In der Wahrheit liegt der Schlüssel zu Allem." Während sie so sprach, trat der Monarch ein und fragte nach dem Gegenstande der Unterhaltung. „Wenn ich," rief die Königin, „von meinem Vorbilde und Beispiel spreche, so weißt Du schon, wen ich meine, aber ich darf es Dir nicht sagen, denn Du willst ja nie darauf hören, wenn ich so spreche." Mit zärtlichem Entzücken blickte sie ihren Gemahl an, der ihre heitere offene Stirn küßte, ihr seinen Arm bot und sie in den schattigen Baumgang führte, wo sie sich unter einer alten Weide am Ufer des „heiligen See" niederließen, - von den langen überhängenden Zweigen des Baumes umgeben und versteckt. Die Aussicht von diesem Plätzchen aus zieht sich über Wiesen und Wasserflächen bis zur fernen Pfaueninsel. Solch eine herrliche Scene ist ganz für ruhige Betrachtung geeignet. Wenn ein Reisender diese Stelle besucht, möge er weilen und bedenken, daß einst hier ein

denkendes Königspaar weilte, dessen religiöse Gefühle die ersten und reinsten Quellen ihres Genusses waren, obgleich ihre Bestimmung die höchste aller irdischen Auszeichnungen — ein Thron war.

Das häusliche Leben des hohen Paars war, wie man es selten sieht, stets rein, freudig und unschuldig.

Hören wir eine jener anmuthigen Familienscenen, die uns Eylert erzählt und die als Bild häuslichen Glücks dienen kann.

Nach einem Familien=Mittagsmahl unter dem Schatten hoher Eichen, fragte die Königin: Wo sind die Kinder? Nachdem man ihr geantwortet, daß sie alle auf der Wiese spielten, die sich in die Havel erstreckt, sagte sie zum Könige: „Könnten wir sie nicht überraschen, mein theurer Freund?" Ja, war die Antwort, aber damit sie unser Kommen nicht bemerken, müssen wir die Gondel besteigen und uns durch das Schilf bis zu ihnen stehlen.

Gesagt, gethan. Der König selbst nahm die Ruder und fuhr langsam durch das Schilf, während die Königin aufrecht stand, damit ihr mütterliches Auge zuerst die staunende Gruppe erspähen möge. Bald landeten sie, die erfreuten Kinder sprangen ihren Eltern entgegen und umarmten sie, als wären sie, statt weniger Minuten, tagelang getrennt gewesen.

„Papa," rief der Kronprinz, „wie kommt Ihr hierher?"

„Durch Schilf und Binsen," entgegnete der König.

„Das ist reizend" sagte der Prinz. „Unter den Binsen ist gut Pfeifen schneiden!"

„Wie verstehst Du das?" fragte der König.

„Nun ich meine, kluge Leute wissen aus allen Lagen Vortheil zu ziehen."

„Und wenn es nun auf Dich angewendet würde, welche Art von Pfeife möchtest Du jetzt schneiden?"

Lebhaft wie immer, entgegnete der Kronprinz: „Mein Wunsch in diesem Augenblicke ist, daß wir unser Abendessen hier im Grünen vergnügt zusammen einnehmen."

Der König reichte dem edlen Jüngling die Hand, die Königin drückt ihn feurig an ihr Herz und die Bitte ward gewährt.

Die ganze Gesellschaft nahm auf ausgebreiteten Teppichen Platz, sanft

ruhte der Königin Haupt auf des Königs Schulter, ihre Hand in der seinen, und uns Allen mundete das frugale Mahl herrlich. Der Sonnenuntergang war wundervoll, ab und zu schallten die Töne sanfter Musik durch das Unterholz. Heilige Ruhe herrschte über der patriarchalischen Scene, Alle fühlten, daß schon auf Erden ein Vorschmack des Himmels zu finden ist. Dieses Gefühl sprach sich in einem feierlichen Schweigen aus, welches Niemand geneigt schien zu unterbrechen, — denn die Sprache hat keine Worte für das Unbeschreibliche.

Der heitere Blick, mit dem die Königin in die untergehende Sonne schaute, schien ein stilles Dankgebet zu sein, ihr Antlitz war wie verklärt.

Alle nachmals von ihr erschienene Portraits, gaben nur einen schwachen Abdruck ihres damals engelhaften Gesichts*).

---

*) Der König bewahrte stets in seinem Herzen treu die Erinnerung an die frohen Stunden, die er in Gesellschaft seiner angebeteten Gemahlin auf der Insel verlebt. Alles was sie angeordnet, entworfen und verschönt hatte, rief ihm in spätern Jahren ihr geliebtes Bild zurück, um die melancholisch süße Erinnerung an sie eben so sehr zu besänftigen als zu nähren.

Auf der östlichen Spitze der Insel, wo jetzt Alles eine düstere, trübe Färbung angenommen, ließ er, nach dem Tode der Königin, einen offnen Tempel bauen, in welchem ihre vortrefflich in Marmor gearbeitete Büste aufgestellt ward. Oft besuchte der König diese geheiligte Stelle, um dort im einsamen Nachdenken zu weilen. Gewöhnlich war er ohne Begleitung, einmal jedoch bat er mich, ihn zu begleiten. Nachdem wir in den Tempel getreten, sagte der König: „An diesem geheiligten Orte ziehe ich das Denken und Fühlen dem Hören und Sprechen vor.“ Wir schwiegen deßhalb Beide, bis der König, nachdem er die Büste der Königin eine Zeitlang betrachtet hatte, seufzend sagte: „Die Gestalt dieser Welt vergeht.“ Gern hätte ich einige tröstende Worte gesprochen, aber das liebte er nicht, sondern machte im Gegentheil eine Bewegung mit der Hand, die den Wunsch verrieth, allein zu sein. Stets verschloß er das was seine Gedanken beschäftigte und ihn am tiefsten bewegte, in seine eigne Brust. Stillschweigen war bei ihm eine wichtigere Kunst als sprechen, und nichts langweilte ihn mehr als leeres Geschwätz, alles Unnöthige nannte er emballage.

Schweigend und langsam kehrten wir in das Schloß zurück, wo er mich entließ und das Abendessen absagte, welches wir gemeinschaftlich hatten einnehmen sollen. Am andern Tage sagte mir Obrist Witzleben, der König habe den Tempel noch bei Mondenschein besucht.

Am 25. October machte der russische Kaiser Alexander den Majestäten einen Besuch und blieb bis zum 4. November. Der hohe Gast wollte um ein Uhr Morgens abreisen, doch sprach er den Wunsch aus, sich, der Sitte seines Landes gemäß, unmittelbar vor der Reise in eine Kirche zu begeben, und wählte dazu die Garnisonkirche in Potsdam, in der die Ueberreste Friedrichs des Großen ruhen.

Um Mitternacht ward die Kirche erleuchtet, und der Kaiser verfügte sich in Begleitung des Herrscherpaars dorthin und auch in das kleine Gemach, in dem der größte Monarch seines Jahrhunderts beigesetzt ist. In der tiefsten Bewegung verließ der Kaiser diese Stätte, und stieg, mit innigem Bedauern von Ihren Majestäten Abschied nehmend, sogleich in den Reisewagen.

Am 6. März 1806 ging der König, von seiner Gemahlin begleitet, nach Schwedt und Stettin, um die, nach ihrer Heimath durchmarschirenden russischen Truppen zu sehen. Von Stettin kehrte das Herrscherpaar am 12ten nach Berlin zurück.

Der Königin Gesundheit hatte im Winter 1805 bis 1806 sehr gelitten am 1. April starb ihr jüngster Sohn, und der Gram darüber griff sie noch mehr an. Deßhalb reis'te sie im Juni nach Pyrmont, um dort die Bäder zu gebrauchen. Diese Gesundheitsquellen wirkten sehr wohlthätig auf sie, denn damit der Zweck der Reise desto schneller erfüllt und ihre Trennung von dem Könige und ihren Kindern, — wozu sie sich so ungern entschlossen hatte, — nicht ganz nutzlos sein möge, trank sie an dem Brunnen der Quelle und gebrauchte auch das Bad mit der gewissenhaftesten Genauigkeit. Während ihres Aufenthalts in Pyrmont hatte die Königin das Vergnügen, mit ihrem Vater, dem Herzog von Mecklenburg, und ihrem Bruder, dem Erbprinzen, zusammen zu sein.

Die, welche ihren Sinn für Familienleben kannten, begriffen leicht das Wohlthätige eines solchen häuslichen Zusammenlebens für ihr Gemüth. Die Erbprinzessin von Weimar (Großfürstin Marie von Rußland), die mit großer Lieblichkeit viele Tugenden verband, war gleichfalls in Pyrmont, und es entstand zwischen diesen beiden liebenswürdigen Fürstinnen eine Freundschaft, von der die Königin nie ohne Rührung sprach. Pyrmonts reizende Umgebungen

thaten auch das Ihrige zur Wiederherstellung der Gesundheit Ihrer Majestät, deren Gesicht bald wieder in gewohnter Heiterkeit strahlte.

Gegen das Ende ihres Aufenthalts in Pyrmont, erfuhr die Königin die Stiftung des Rheinbundes, und das Protektorat des französischen Kaisers war jetzt das allgemeine Tagesgespräch. Alles was sich während der Zwischenzeit im preußischen Kabinet ereignete, so wie die Rüstung zum bevorstehenden Kriege, scheint der Königin unbekannt gewesen zu sein, wahrscheinlich wünschte der König jede Sorge fern zu halten, während sie von dem Brunnen trank. Nach einem sechswöchentlichen Aufenthalte in Pyrmont, reis'te die Königin über Hildesheim, Halberstadt und Magdeburg, zur Geburtstagsfeier ihres Gemahls nach Charlottenburg zurück. Auf ihrer Reise erhielt sie viele Beweise der Zuneigung ihres Volks, und rührende Liebeszeichen. Einige Meilen vor Potsdam kam ihr der König entgegen, und in Charlottenburg empfing sie einen Beweis der zärtlichen Aufmerksamkeit, mit der ihr Gemahl sich während ihrer Abwesenheit in Erinnerung an sie beschäftigt hatte. Der große sandige Platz vor den Thoren des Schloßgartens war in einen reizenden Rasenplatz umgewandelt, und jene Pappeln gepflanzt, die jetzt der Stelle erquickenden Schatten gewähren.

Mit freudiger Bewegung nahm die Königin diese liebevolle Ueberraschung auf und erwähnte später oftmals diesen Umstand, der ihr ihren Lieblings-Aufenthalt noch theurer machte.

Jetzt erst erfuhr sie, daß der Krieg mit Frankreich beschlossen sei und unvermeidlich scheine, und daß die ganze Armee bald in Bewegung sein würde.

Dieser Umstand ist besonders erwähnt, um Napoleons Anklage zu entkräften, daß Krieg der Königin Wunsch gewesen sei, und sie Alles gethan habe, ihn zu befördern. Sie hatte im Gegentheil so wenig Theil an diesem Entschlusse, welcher, wie Napoleon die Welt glauben machen wollte, die Wirkung ihres Einflusses sei, daß sie erst davon hörte, als er wirklich gefaßt war. Da aber der Krieg beschlossen, und derselbe ein Gegenstand der Staats-Politik geworden, welcher das allgemeine Interesse in Anspruch nahm, sprach auch die Königin ihre Billigung unverhohlen aus. Nichts lag ihr so sehr am Herzen, als die Ehre und der Ruhm der Nation, und ihre Liebe zum Könige war

so groß, daß ihre Ansichten stets den seinen beistimmten. Heftige Leidenschaften irgend einer Art waren ihrer Seele fremd, weil ein hohes religiöses Gefühl ihre Handlungen leitete, deßhalb beförderte sie eifrig, was einmal als gerecht und richtig anerkannt und beschlossen war. Oft vergoß sie Thränen des Mitleids, wenn sie von den Verwüstungen des Krieges in andern Ländern hörte. Die Thränen verwais'ter Mütter, Frauen und Schwestern, und die Leiden der Alleinstehenden, konnten ihrem theilnehmenden Herzen unmöglich gleichgiltig sein. Aber sie wußte, daß es größere und höhere Zwecke gäbe als die, welche dieses Leben zu bieten hat, und daß für solche Zwecke das Leben selbst eingesetzt werden muß. Heilig, und auf alle Zeiten anwendbar, schienen der Königin die Worte der heiligen Schrift: — Fürchte nicht die, welche nur den Leib tödten, sondern fürchte die, welche sowohl Seele als Leib verderben. — Und die französische Macht war ihrer Ansicht nach der, Seele und Leib verderben wollende Geist des Bösen.

Mit einem deutschen Herzen und einer ächt christlichen Gesinnung vereinte die Königin den Geist der römischen Frauen, wenn Vaterlandsliebe mit allen sie begleitenden Tugenden ihr Herz mit Begeisterung füllte. Wenn allein durch den Krieg ein dauerhafter und ehrenvoller Frieden erreicht werden konnte, hielt die Königin ihn für durchaus nothwendig. Sie wußte auch, daß eine weise und väterliche Regierung bald die Spuren vorhergegangner Leiden auszulöschen vermag und daß das Bewußtsein, für eine edle und gerechte Sache gekämpft zu haben, die größten Opfer vergütet. Auf Krieg war des französischen Kaisers ganzes Streben gerichtet, die Königin Luise jedoch trachtete nicht allein nach irdischen Dingen, sie ward durch die Erkenntniß geleitet, daß es eine höhere Bestimmung für die Menschen giebt, als irdische Auszeichnung. Sie hegte kein Verlangen nach Herrschaft, obgleich ein Thron ihre Bestimmung war. Sehr frühzeitig hatte sie die, ihrem Geschlechte sowohl von der Natur sowie von der Gesellschaft gezogenen Grenzen erwogen, und sah sehr wohl ein, daß indirecter Einfluß nie auf directe Autorität angewandt werden sollte, vorzüglich nicht in einer Stellung wie die ihrige, weil sonst leicht erfolgt, wofür die deutsche Sprache glücklicherweise kein Wort hat, und das Herz der Königin zu rein und erhaben war, nämlich: — Intrigue! — — — —

Aber wir greifen vor, der französische Kaiser hatte seine Anklagen gegen die Königin noch nicht ausgesprochen, der — Telegraph — war noch nicht erschienen.

Nach ihrer Rückkehr von Pyrmont weilte die Königin sechs Wochen in Charlottenburg, von wo aus sie den König Mitte September nach Naumburg an der Saale begleitete, wo er die Ankunft der russischen Truppen erwartete. Seit der Kaiser Alexander den König 1802 in Memel gesehen, hatte sich seine Freundschaft für denselben nicht geändert, es war den Künsten schlauer Politik nicht gelungen sie zu schwächen. Sobald der König sich zum Kriege entschloß, eilte der Kaiser, als treuer Freund ihm beizustehen.

Napoleon hat die Königin getadelt, daß sie ihren Gemahl bei dieser Gelegenheit begleitet hat, aber in dem preußischen Herrscherhause ist aufrichtige Anhänglichkeit der Herrscherinnen nicht allein etwas Gewöhnliches, sondern übt auch ein höchst segensreiches Beispiel aus. Einer der ältesten und tapfersten unter des Königs Vorfahren, Kurfürst Friedrich I. aus dem Hause Hohenzollern, hatte das Glück, in Elisabeth von Baiern, unter dem Namen „die schöne Else" bekannt, eine höchst zärtliche Gemahlin zu besitzen. Sie war ihm so ergeben, und besaß einen so starken Geist, daß sie, während er mit den Edlen der Mark Krieg führte, sich an das Volk wandte und es zu seinem Beistande selbst anführte.

Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm führte seine Gemahlin auch durch die Reihen der Feinde und war nichtsdestoweniger ein Held und ein Eroberer.

Als die Königin von Pyrmont nach Berlin kam, ward sie bei ihrem ersten Besuche im königlichen Theater, zum Zeichen der aufrichtigen Freude über ihre Rückkehr, von dem lautesten Jubel der ganzen Versammlung empfangen.

Aber diese Freude war von kurzer Dauer, die Stürme des Krieges, die den Norden Europa's noch nicht verwüstet hatten, bedrohten jetzt die friedlichen preußischen Staaten und breiteten Düsterheit über die ganze Nation und das königliche Haus. Die nun folgende düstere Periode könnte füglich eine Zeit persönlicher und allgemeiner Trauer genannt werden. Napoleon Bonaparte hatte Frankreichs Macht in jener Zeit zu einer Höhe erhoben, welche jetzt gänzlich die Grenzen zu vernichten drohte, die ihm durch das politische System in Europa wäh-

rend des letzten Jahrhunderts gesetzt waren. Die Regierung Frankreichs konnte nur mit dem fabelhaften, hundertarmigen Riesen Briareus verglichen werden, sie strebte nicht allein jeden Staat abhängig zu machen, sondern mischte sich auch in die Familien-Angelegenheiten. Wenn ihre Operationen sich bereits in den Beziehungen des häuslichen Lebens fühlbar gemacht, kann man leicht schließen, daß der König und der Staat gleichmäßig von ihnen berührt wurden.

Es wird nothwendig sein einen Rückblick auf den damaligen Zustand Europa's zu werfen, um zu einer genauen Kenntniß der Lage zu gelangen, in welcher sich die Königin befand, so wie, um jene Umstände zu verstehen, die in spätern Zeiten so mächtig auf ihr Geschick wirkten. Wir werden dann leicht begreifen, was sie so eifrig wünschte und was sie zu ertragen hatte. Die Folgen der, aus einem Systeme der Verderbtheit entsprungnen französischen Revolution, die jetzt in einem ähnlichen System enden zu wollen schien, waren seit einiger Zeit auf traurige Weise sichtbar geworden. Die, von wohlgesinnten aber unaufgeklärten Gemüthern jener Zeit gehegten Hoffnungen, daß diese Revolution die Morgendämmerung einer glorreichen Zukunft sein würde, waren verschwunden. Ihre Folgen für Europa lagen noch im Dunkel der Zukunft verborgen, daß aber ein heftiger Sturm sich nahe, der Alles was schwach und wankend war, mit sich fortreißen werde, konnte man aus der finstern Färbung des politischen Horizonts schließen.

In Deutschland ward die Revolution gleich Anfangs von einem wenig andern Gesichtspunkte aus betrachtet als dem, von welchem aus die rechtlich gesinnten Gemüther in Frankreich sie gern geschaut hätten. Es war daher ganz natürlich, daß alle braven Deutschen sich mit Abscheu dagegen erklärten, und nur solche, die in selbstsüchtigem Ehrgeiz sich Vortheil davon versprachen, stimmten dafür. Deutschland hatte bald eingesehen, daß die Wiedergeburt der gefallenen Menschheit nicht auf diese Weise zu erlangen sei, und deßhalb schlossen alle Verständigen sich jetzt um so enger an ihren rechtmäßigen Herrscher an, um bei ihm Schutz gegen fremde Gewalt und die sie begleitenden Uebel zu suchen. Alle Staaten trafen Vorbereitungen zum Widerstande, denn es war nur zu klar, daß nur allein Ordnung und ein

Geist der Liebe die Verwüstungen wieder gut machen können, die aus der Anarchie entspringen.

In Frankreich selbst war systematische Verderbtheit die unausbleibliche Folge der Revolution, die heiligsten Wahrheiten wurden der Kritik zu dem Zweck unterworfen, um ihre Nichtigkeit in Beziehung auf menschliche Wohlfahrt zu beweisen. Wie viel indessen auch andere Länder durch die Revolution gelitten, so war dennoch die Wurzel gesund und stark geblieben, da nur fremde Gewaltthätigkeit diese Drangsale herbeigeführt hatte. In Frankreich hingegen war die Wurzel selbst verdorben. Auf tausendfache Weise im Innern aufgewühlt, schien es den äußersten Grad des Verderbens erreicht zu haben, als plötzlich durch das Genie eines einzigen Mannes eine neue Ordnung der Dinge eintrat, und das Volk durch die Hoffnung getäuscht ward, daß Anarchie und Verwirrung nun geendet sei. Wäre der damalige General Napoleon Bonaparte frei von selbstsüchtigem Ehrgeiz gewesen, so hätte Frankreich vielleicht gerettet werden können, aber der, welcher den Lauf der Begebenheiten lenken, und die Fortschritte der sie begleitenden Uebel aufhalten will, muß selbst über sie erhaben sein. Bonaparte war eine echter Sohn seiner Zeit, ein Abkömmling der Revolution. Die streitenden Leidenschaften in einer Zeit trügerischen Aufruhrs, der zwischen Frankreich und den fremden Mächten obwaltende Kriegszustand, und die dann folgende Eroberungssucht hatten seine Talente erweckt, seinen Ehrgeiz erregt, und seinen despotischen Willen entwickelt.

Der erste Consul fand Frankreich und einen großen Theil Europa's in Folge der herrschenden Irreligiosität bis in seine Grundvesten erschüttert, und die Ordnung der Dinge überall mehr oder weniger umgekehrt. In diesen Kämpfen und der darauf folgenden Erschöpfungsperiode ward es ihm leicht, nicht allein Frankreich, sondern auch jenen andern Staaten Fesseln anzulegen, die mit demselben in näherer oder entfernterer Verbindung standen.

Die französische Regierung maaßte sich an, der ganzen Welt Vorschriften zu machen und erwartete von jeder Nation, daß sie sich ihrer Macht beugen werde. Als das Oberhaupt des französischen Volkes, behielt sich Napoleon das Recht vor, jede durch die Revolution entstandene Beschwerde zu prüfen und derselben abzuhelfen.

Während der letzten Zeit der Herrschaft des Directoriums, waren die französischen Waffen unglücklich gewesen, und durch schleunige Wiederherstellung ihrer Ehre, legte er den Grund zu seiner Macht, und jener erfahrene, volksbeliebte General Moreau, dessen Operationen durch die wankenden Beschlüsse des Directoriums gehemmt waren, half dem französischen Consul die Einheit seiner Macht befördern.

Italien und ein Theil Deutschlands wurden wieder unterjocht, doch, wohl fühlend wie nothwendig die Ruhe für Frankreich sei, hielt Bonaparte es für seine Pflicht, die innere Ruhe herzustellen und schloß daher Frieden mit der Vendée.

Auf dem Continent standen ihm Rußland, Oesterreich und Preußen gegenüber. Frankreich hatte schon die Waffen gegen die beiden erstgenannten Mächte gekehrt, während die meerumgürtete großbritannische Insel sich geweigert hatte, auf irgend einen Friedens-Abschluß mit der französischen Anarchie einzugehen.

Seit 1802 hatte Oesterreich mit wenig Unterbrechungen unaufhörlich Krieg zu führen. Der Friede von Campo-Formio war von kurzer Dauer und erreichte seinen Zweck nicht. Der Friede von Rastadt bewirkte schon mehr, war aber dennoch fruchtlos. Oesterreich bedurfte endlich der Ruhe, und der väterliche Herrscher, Kaiser Franz, — glaubte dieselbe durch einige Opfer nicht zu theuer zu erkaufen. So ward der Friede von Luneville geschlossen.

Der Kaiser von Rußland hatte früh eingesehen, daß eine kluge und geschickte Politik erfordere, sich Frankreich zu widersetzen, und diese Nothwendigkeit ward ihm noch klarer, als diese colossale Macht immer mehr um sich griff.

Mit andern Ansichten hätte er, falls er sich mit Frankreich vereinigt, Alles unterwerfen können, was zwischen ihrem beiderseitigen Gebiete lag. An den Ufern der Maas, des Rheins, der Donau und Etsch, hatten die russischen Truppen bereits gefochten, aber es war schwierig für Rußland, über seine Grenzen hinaus seine Siege zu verfolgen, von Politik und den Eingebungen des eignen Herzens geleitet, beschloß der Kaiser Alexander den Frieden von Paris, 8. October zu unterzeichnen. Von väterlicher Sorge für

sein Volk erfüllt, war er angestrengt im Innern seines ungeheuren Reichs beschäftigt. Der König von Preußen, dieser friedliche Monarch, den schon früh mit dem Ungemach des Krieges vertraut geworden war, vermied jede Feindseligkeit, und benutzte die Zeit des Friedens, um seine Unterthanen und deren Eigenthum zu schützen, da es im Westen seines Landes immer unsicherer ward.

Durch eine großartige, auf Liebe zur Freiheit und das Verlangen nach Unabhängigkeit begründete Politik getrieben, hatte England schon häufig versucht, dem bedenklichen Wachsen der französischen Herrschaft Einhalt zu thun, und das Uebergewicht zu schwächen, welches dieser Staat in ganz Europa erlangt hatte. Eine dauerhafte Vereinigung zwischen Dingen von so entgegengesetzter Natur, als die soliden Ansichten des britischen Kabinets, Pitt an der Spitze, und den wechselnden Machthabern in Frankreich, zu bewerkstelligen, war unmöglich. Aber in der Person des ersten Consuls hatte Frankreich einen Mittelpunkt erlangt — der Friede von Amiens war damals abgeschlossen. Es war Englands letzter Versuch, durch einen Vertrag das Gleichgewicht der Macht auf dem Continent zu erhalten und festzustellen. Pitt erklärte es für unmöglich und schied aus der Verwaltung.

Den drei großen Verträgen von Luneville, Paris und Amiens, folgten viele Alliancen und Friedensverträge der kleinern Staaten, die in mannigfache Verwirrung gerathen, weil sie unter französische Herrschaft gefallen waren. Auch mit der hohen Pforte ward Friede geschlossen, damit dieselbe sich künftig mit Frankreich gegen Rußland, Oesterreich und England verbinden möchte.

In Spanien, Portugal und besonders Italien, war die französische Macht festbegründet, auch mit dem Papste, dessen Herrschaft auf verrätherische Weise so beschränkt wurde, daß sie fast in Nichts verfiel, ward ein Concordat abgeschlossen.

Verschiedene deutsche Staaten waren genöthigt, sich ohne Bedingung zu unterwerfen, die Schweiz ward aufgefordert, ihre alte Verfassung aufzugeben und eine höchst verderbliche Vermittelungs-Akte anzunehm.n, der bald ein, auf die genauesten Berechnungen der Lage und Hilfsquellen der Schweiz gegründeter Alliance-Vertrag auf 30 Jahre folgte, der sie im Voraus den schwersten Opfern unterwarf.

Der erste Consul benutzte die kurze Zwischenzeit der Ruhe, um seine eigne despotische Herrschaft zu befestigen und durch den vereinigten Einfluß der Eitelkeit und des Eigennutzes, einen großen Theil der Nation und viele seiner Verbündeten an seine eigne Existenz zu fesseln.

Die verschiedenen Friedens-Schlüsse wurden nur theilweis erfüllt, und noch dazu in einer Art, die deutlich bewies, daß sie bald ganz gebrochen werden würden. Gleich vergeblich war das Bemühen der größern und kleinern Mächte, die einzelnen Artikel der Verträge zu halten. Wenn nicht die ganze Welt, ohne das Schwert zu ihrer Vertheidigung zu zücken, eine Beute für Napoleons Ehrgeiz werden sollte, mußte augenscheinlich wieder Krieg das Losungswort für ganz Europa werden.

Nach einer kurzen Zeit des Friedens sprach England zuerst das Losungswort der Herausforderung, indem es Feindseligkeiten mit Frankreich anfing. Der erste Consul benutzte diese Erklärung und nahm sie zum Vorwande der Vergrößerung seiner eignen Macht. Nothwendigerweise mußte eine Flotte gegen England ausgerüstet werden; um das zu können, waren Autorität, Gewalt und Einheit erforderlich. Zuerst verlängerte eine Verordnung des Senats seine Herrschaft auf zehn Jahr, bald nachher ward sie ihm lebenslang gewährt. Etwas später erhob ihn ein Senats-Beschluß zur Würde eines Kaisers der Franzosen. Dem folgte bald die Verwandlung der Republik Italien in ein Königreich, als dessen König sich Napoleon erklärte. Der Kaiserkrönung ging eine blutige That voran. Ein Enkel des großen Condé, der einzige Bourbon, der durch Zufall sich in der Nähe der französischen Grenze aufhielt, lebte daselbst ruhig in der Zurückgezogenheit und ohne irgend Absichten auf den Thron zu haben. Umsonst waren alle Vorstellungen: ein Heer von Befürchtungen schien sich Napoleons Geiste bemächtigt zu haben, und so ward ein nachbarliches, befreundetes Gebiet, unverantwortlich durch die Gefangennahme des Herzogs von Enghien verletzt, der sogleich einem Kriegsgericht überliefert und in Gegenwart seiner Richter erschossen ward. Nun stand Napoleon nicht an, die Stufen des Thrones von Frankreich zu ersteigen, die von dem Blute eines seiner Erben befleckt waren. Aber nicht allein der Thron und Alles was in naher

Beziehung zu demselben stand, sondern Alle die der Macht Frankreichs nicht blinden Gehorsam zollten, und nicht seinen Vorschriften und Meinungen huldigten, waren dem Gesetze der Gewalt verfallen.

Der Buchhändler Palm ward, ganz gegen die Gesetze civilisirter Nationen, auf fremdem Gebiet ergriffen und erschossen, weil er den Verfasser zweier Flugschriften nicht nennen wollte, die er verlegt, und in denen der Autor in starken Ausdrücken prophezeit hatte, was aus der französischen Herrschaft werden, und was besonders Deutschland davon zu befürchten haben werde.

So entstand eine despotische Macht, von deren Druck die Nachwelt sich kaum einen Begriff machen kann. Verweilen wir einige Augenblicke bei ihrem Umfange, und den Beschwerden zu denen sie Anlaß gab.

Die Presse in Frankreich ward strenger überwacht und die Anforderungen des französischen Kaisers an die, mit ihm alliirten Regierungen immer übertriebner und anmaßender. Alle sollten seinem Ehrgeize dienen und seinen Befehlen gehorchen, der den Verstand in Fesseln schlagen und den Geist der Menschen zu Sclaven machen wollte.

Religion, dieser höchste Trost, dieses directe, das Geschöpf mit dem Schöpfer vereinende Band, welches dem gefallenen Menschen seine göttliche Abkunft verkündet und ihn zu der göttlichen Quelle zurückführt, sollte der Staats-Politik dienstbar werden, ein Mittel sein, das Volk zu zügeln und zu täuschen; so sollte das innere Licht ihres heiligen Wesens verlöscht werden.

Die französische Regierung maaßte sich die Macht an, welche jede Regierung verpflichtet ist, der Religion abzutreten. Der Unterricht des Volkes sollte nur auf die Zwecke und Ansichten Frankreichs geleitet, und jeder Zustand den Lehrsätzen des Staats angepaßt werden, was durch den französischen Catechismus und die Anordnungen des Lyceums genugsam bewiesen ist. Der Wissenschaft war nicht länger erlaubt, in den weiten, ihr von der Natur bestimmten Räumen frei und ungefesselt vorwärts zu schreiten, sondern sie sollte vorher erst sorglich prüfen, ob ihre Entdeckungen auch paßten, oder den schlauen Anschlägen eines neuen Systems politischer Herrschaft eingefügt werden konnten. Selbst die schönen Künste wurden in ihrer Freiheit beschränkt, denn man zwang sie, der absoluten Macht zu huldigen und die Thaten willkürlicher Herrschaft

in ihren Werken zu verewigen. Die gegenseitigen Handelsvortheile hörten auf, und blieben nicht länger das wohlthätige und allgemeine Vereinigungsband zwischen den verschiedenen Nationen. Die Häfen wurden den Erzeugnissen fremder Industrie, ja selbst den natürlichen Produkten andrer Klimate geschlossen, ja sogar die unbefangenen Aeußerungen der Ansichten eines freien Volkes und seines energischen Strebens nach Freiheit, waren verpönt.

Der friedliche Pächter konnte nicht länger sein väterliches Feld in Sicherheit bebauen, denn das Saamenkorn, welches er der Erde anvertraute, konnte von dem Streitrosse des Feindes zermalmt, oder die Ernte von einer fremden Macht eingesammelt werden. Nachdem der ruhige Bürger treu die Pflichten des Tages erfüllt hatte, konnte er nicht mehr den Druck seiner täglichen Last abwerfen und sich in das Heiligthum der Wahrheit flüchten, um in ungestörter Sicherheit über die Segnungen der Freiheit nachzusinnen. Was sie von den Begebenheiten jener Zeit erfuhren, war geändert, verstümmelt, und in andern Farben geschildert, wie es die trügerische Politik befahl. Ja man machte sogar den Versuch, Freunde und Verwandte dahin zu bringen, sich als Spione für ihre häuslichen Kreise gebrauchen zu lassen, und sie durch den verderblichen Einfluß des Eigennutzes zu verleiten, jeden unbewachten Meinungs-Ausspruch ihrer Mitbürger zu verrathen, und diese dadurch dem gänzlichen Verderben zu überliefern. Kein Alter, keine Klasse der menschlichen Gesellschaft blieb unberührt davon. Der Jüngling konnte nicht länger mehr in freudiger Erwartung, und durch die Hoffnung des Erfolges beseelt, seine Lebensbahn beginnen. Wollte er Staatsmann, Künstler oder Gelehrter werden, so warteten seiner nicht mehr die höchsten Belohnungen, Alles was dem Dasein Werth verleihen, oder ihm die vielen Stunden mühevoller Arbeit vergüten konnte, war vernichtet. — So war im Allgemeinen die Beschaffenheit der Dinge in Europa.

Die Königin Luise, welche die Segnungen der Wissenschaft und Kunst wohl zu schätzen wußte, und mit Freuden den Fortschritt derselben in ihrem Lande beobachtet hatte, ward jetzt von Angst erfüllt. Sie wünschte jedes Talent und jede Bürgertugend anerkannt und belohnt zu sehen, deßhalb erfüllte es ihr Gemüth mit tiefer Sorge und ihre ganze Seele mit Trau-

rigkeit, als sie die köstlichsten Gaben des Lebens gefährdet und seine besten Segnungen vernichtet sah.

Es ist schon gesagt, daß England nach einem kurzen einjährigen Frieden, im Jahre 1803 wieder das Signal zum Kriege gab.

Rußland und Oesterreich verbanden sich 1805, und England vereinte sich ein Jahr später mit ihnen. So brach also ein neuer Krieg in Deutschland aus. In demselben Jahre offenbarte der Durchmarsch französischer Truppen durch Anspach, trotz der anerkannten preußischen Neutralität, zuerst die wahre Natur des Feldzuges. Jeder Staat ward jetzt von Besorgniß über den Fortschritt der französischen Waffen und die Ausbreitung französischer Grundsätze ergriffen. Es war wohl natürlich, daß solch' ein tyrannischer Schritt als das gewaltsame Eindringen der französischen Truppen in einen Staat, für den der König sich bestrebt hatte, die Segnungen des Friedens zu sichern, das Gemüth der Königin auf das Tiefste verletzen mußte. Sie hatte schon geahnt, was ihr nun klar ward, sie sah nun die beklagenswürdigen Resultate voraus, und die quälendsten Besorgnisse umwölkten ihren, von Natur so heitern Geist. Personen, welche die Königin näher kannten, erinnern sich nicht, sie je vor dieser Epoche, über politische Gegenstände sprechen gehört zu haben, während von da an, ihre ganze Seele, von der, an Begebenheiten reichen Zeit erfüllt war, und sich ein tiefer Ernst in ihrem Wesen zeigte. Obgleich sie Alles auf das Schmerzlichste fühlte, sprach sie ihre Empfindungen dennoch selten aus, denn sie erkannte die Nothwendigkeit der Vorsicht und die Verantwortlichkeit ihrer eigenen Stellung.

Nach dem gewaltsamen Durchmarsch der französischen Truppen durch Anspach, verband sich Friedrich Wilhelm III. mit Rußland und Oesterreich gegen Frankreich und ließ seine Truppen sich in Bewegung setzen. Aber nur zu bald triumphirten die französischen Waffen. Die Uebergabe von Ulm war die Folge der Schlacht von Austerlitz, und Oesterreich und Frankreich schlossen schnell Frieden. Wie der Erfolg des Presburger Friedens bewies, brachte Oesterreich ungeheure Opfer. Preußen konnte nicht solche Opfer bringen und versuchte zu unterhandeln. Rußland schloß damals keinen Frieden, sondern

zog nur zu einer spätern Zeit seine Truppen zurück. So begann das, für Preußen so unheilbringende Jahr 1806.

Napoleon, der die Schwächen der Menschen gehörig zu erkennen und zu benutzen wußte, baute für die Masse auf den Einfluß hochklingender Benennungen, und deßhalb ward eine Senats-Versammlung zusammenberufen, um dem französischen Kaisertitel den Beinamen „der Große" beizufügen. Napoleon sah ein, daß das, was oft wiederholt wird, zuletzt die Menschen täuscht und überzeugt. Schnell aufeinander folgten jetzt Thaten willkürlicher Gewalt. Königreiche wurden durch List und Verrath genommen, und einzelne Herrscher gezwungen, dem Throne zu entsagen. Preußen mußte Anspach, Cleve, Wesel und Neufchatel abtreten, das Königreich Neapel ward von französischen Truppen besetzt, und bald darnach ward Joseph, — Napoleons Bruder, König von Neapel. Murat ward Erbgroßherzog von Cleve und Berg, Prinz Louis, ein anderer Bruder des Kaisers, ward König von Holland. Die Prinzessin Borghese, eine Schwester Napoleons, erhielt Guastalla, die venetianischen Staaten wurden mit Italien vereint, und Cardinal Fesch, ein Onkel des französischen Kaisers, ward zum Coadjutor und Nachfolger des deutschen Reichscanzlers ernannt. Jetzt blieb kein Zweifel, daß Napoleon entschlossen war, ganz Europa unter seine Familie zu vertheilen.

Preußen hatte versucht, ein Bündniß der nördlichen deutschen Staaten zu bilden, um Frankreichs Einfluß im Rheinbunde die Waage zu halten, es war jedoch mißlungen. Der Plan scheiterte hauptsächlich an den Hindernissen, die ihm Napoleon in den Weg stellte, besonders was die Hansestädte betraf, die, wie er erklärte, in kein besonderes Bündniß eingeschlossen werden könnten. Offnen Widerstand leistete er jedoch nicht. Mürat, dessen Herzogthum Berg ihn in Preußens Nähe brachte, bemächtigte sich ungerechter Weise dreier Abteien, die nach seiner Behauptung zu seinem Gebiete gehörten, und gestattete auch seinen Offizieren ein herrschsüchtiges Verfahren. In all' diesem lag keine absolute Ursache zum Kriege, ganz gewiß jedoch zu Gegenvorstellungen und Unterhandlungen. Zur selben Zeit trug das brutale Unterdrückungssystem und die Grausamkeit von Seiten der französischen Behörden zu Nürnberg, dazu bei, sie in ganz Deutschland verhaßt zu machen. Als der Buchhändler Palm

verhaftet, und von einer französischen Commission verhört und erschossen ward, empfand das, schon gegen die Franzosen entflammte Publikum den höchsten Grad des Unwillens. Die, in ihren Gefühlen so enthusiastische Königin, theilte den patriotischen Geist, der das Volk beseelte. Prinz Louis, und eine Anzahl junger Edelleute, die vor Begierde brannten, die Siege des großen Friedrich zu wiederholen, sollen ihre Säbel auf der Schwelle des Hotels des französischen Gesandten geschärft, und die Fenster der Minister zerschlagen haben, von denen man vermuthete, daß sie im französischen Interesse handelten. Die Armee ward bedeutend verstärkt, die Königin Luise erschien häufig in der Uniform des Regiments das ihren Namen trug, und ritt zuweilen an dessen Spitze. Inmitten dieser öffentlichen Gährung, besuchte der Kaiser von Rußland Berlin, und versprach dem Könige den Beistand seiner Armee gegen Frankreich.

Am 1. October ward der preußische Gesandte durch Talleyrand um die Ursache der kriegerischen Stellung befragt, die sein Staat angenommen. Als Antwort überreichte er ein Papier, welches drei Forderungen stellte. 1) Daß alle französischen Truppen Deutschland sogleich räumen sollten; 2) daß Frankreich aufhören sollte, der Bildung des nördlichen Bundes Hindernisse in den Weg zu legen; 3) daß die Festung Wesel und die drei Abteien, deren sich Mürat bemächtigt, wieder herausgegeben werden sollten. Diese, von einem langen Anklagebriefe begleiteten Forderungen kamen einer Kriegserklärung gleich. Napoleon hatte bereits Paris verlassen, um nach Mainz zu gehen, die kaiserliche Garde sollte sich gleichfalls ungesäumt dahin begeben, und eine ungeheure französische Armee marschirte nach der sächsischen Grenze zu. Berichte aus Deutschland beschleunigten diese Operationen. Die preußische Armee war bei Erfurt und Weimar aufgestellt, und trotz der dringenden Wünsche des Kurfürsten, der neutral zu bleiben wünschte, bereits durch Sachsen gegangen. Nun vereinte auch der Kurfürst von Sachsen seine Streitkräfte mit denen Preußens und der Herzog von Weimar übernahm den Oberbefehl der Cavallerie. Die Armee rückte nicht weiter vor, sondern gestattete den französischen Truppen, sich zusammenzuziehen, indem sie es versäumte, ihnen den Uebergang über die Saale und Elbe streitig zu machen, worauf sie bei Saalfeld ihr Lager aufschlugen. Die, von Prinz Louis geführte Avantgarde stieß hier auf eine Abthei-

lung des Marschall Lannes und ward gänzlich besiegt und in die Flucht geschlagen.

Der junge Prinz, einer der Haupt-Urheber des Krieges, fiel als eines der ersten Opfer desselben. An der Spitze seiner Truppen focht er mit leidenschaftlicher Tapferkeit, als aber ein französischer Husar ihn aufforderte sich zu ergeben, hieb er statt der Antwort seinen Gegner mit dem Säbel in's Gesicht, worauf dieser ihm den seinigen durch den Leib stieß.

Der König von Preußen hatte den Herzog von Braunschweig an die Spitze seiner Armee gestellt; dieser hatte sich in seiner Jugend als General großen Ruhm erworben, war jedoch **1792** von Dumouriez besiegt worden; jetzt war er **72** Jahr und zu den Schwächen des Alters gesellte sich noch besonderer Eigensinn. Es würde klüger gewesen sein, mit dem Beginn des Krieges bis zur Ankunft der russischen Truppen zu warten; so aber ging der Herzog von Braunschweig durch Sachsen nach Sachsen-Weimar.

Der König von Preußen war in eigner Person im Hauptquartiere, und sowohl sein Muth und seine Herablassung, als auch die häufige Anwesenheit der Königin, begeisterte die Truppen. Viele Generale und Soldaten in den Reihen hatten schon unter Friedrich dem Großen gefochten, und die ganze Armee zeichnete sich durch die strengste Kriegszucht aus. Ihre Zahl belief sich auf ungefähr **150,000** Mann, — die französische Armee war jedoch noch stärker,

Als Napoleon eine halbe Tagereise von Naumburg, in Jena war, sandte er Friedrich Wilhelm III. einen Brief, ihm Frieden anbietend. „Wenn ich meine militairische Laufbahn erst begänne, sagte er, wenn ich den Ausgang der Schlacht fürchten könnte, würde die Sprache, welcher ich mich gegen Eure Majestät bediene, schlecht gewählt sein, aber Ew. Majestät werden besiegt werden, und ohne den Schatten eines Vorwands die Ruhe Ihrer Tage und die Sicherheit Ihrer Unterthanen gefährden." Von diesem Briefe ward keine Notiz genommen. Walter Scott erwähnt ihn als eine Art frohlockender Ironie, den Gefühlen eines Anglers ähnelnd, wenn der Fisch gefangen und im Begriff ist, seine Beute zu werden. Die Armee Friedrichs des Großen, sagt Scott, ward, man muß es gestehen, mit eben so wenig Nachdenken oder Kriegskenntniß zum

Kampf geführt, als eine Heerde Schulknaben bei einem Aufstande gezeigt haben würde.

Napoleons Entschluß war jetzt gefaßt, er hatte die preußische Briefpost anhalten lassen, und erfahren, daß das Hauptheer noch in Weimar sei. Er befahl Mürat, der die Kavallerie befehligte, sich mit Davoust und Bernadotte bei Naumburg zu vereinigen, während er selbst mit der übrigen Armee auf die Hochebene von Jena marschirte, wo er am 13. October gegen Sonnen-Untergang bivouakirte, noch nicht vierzehn Tage nach der Erklärung des Königs von Preußen, die den Ausbruch des Krieges entschieden hatte. Früh am Morgen des 14ten, marschirte Davoust von Naumburg ab, um die, vom Könige und Herzog von Braunschweig befehligte Abtheilung des preußischen Heeres anzugreifen, die auf den Anhöhen von Auerstädt in der Nacht gelagert hatte. Seine Division bestand aus 35,000 Mann, das preußische Heer war noch einmal so stark. Bernadotte, der ihm beistehen sollte, wollte sich in der Fronte aufstellen, was jedoch widerrathen und zugleich gezeigt ward, wie eine solche Bewegung ihre Streitkräfte in gewisse Gefahr bringen müsse. Nun hielt er sich unter ein oder dem andern Vorwande entfernt und kam Davoust nicht zu Hilfe, der jedoch nichtsdestoweniger einen vollkommnen Sieg errang. Der Herzog von Braunschweig ward tödtlich verwundet vom Schlachtfelde getragen. General Schmettau und Feldmarschall von Möllendorf, die Nächsten zum Commando, waren gleichfalls verwundet, und der König führte mit den Ueberbleibseln des Heers, durch Davousts Mangel an Kavallerie begünstigt, in der Richtung nach Weimar zu, einen Rückzug aus. An demselben Morgen, der das Schicksal der einen Hälfte der preußischen Armee bei Auerstädt entschied, stellte Napoleon seine Truppen bei Tages-Anbruch auf der Ebene von Jena unter Waffen, und machte sich bereit, Fürst Hohenlohe eine Schlacht zu liefern. Auch hier lag, wie bei Austerlitz, ein dichter Nebel über der Erde, und obgleich die Bivouaks der beiden Armeen nur auf halbe Kanonenschußweite von einander entfernt waren, und die Schildwachen so nahe standen, daß jede Bewegung gegenseitig gehört wurde, konnten sie sich doch nicht sehen. Der Kaiser hielt seinen Soldaten eine Anrede und machte sie mit der Lage ihrer Feinde bekannt. Franzosen, sagte er, die preußische Armee ist gerade so umringt, wie die von

Mack vor einem Jahre bei Ulm. Sie fechten nicht sowohl des Sieges wegen, als, um sich durchzuschlagen und sich wieder zusammen zu ziehen. Das Corps, welches die Preußen durchbrechen läßt, ist entehrt. Fürchtet ihre berühmte Kavallerie nicht, setzt ihr feste Carrés und das Bajonnet entgegen." Das laute Geschrei „vorwärts" antwortete ihm.

Die Preußen behaupteten ihren hohen Ruf militairischer Disciplin und führten jedes Manövre mit der Regelmäßigkeit und Genauigkeit von Maschinen aus. In den mannigfachen Evolutionen des Tages, hatten die beiden Armeen ihre Stellungen vollkommen verändert. Ein kühner und scharfer Angriff, den Lannes auf das Centrum der preußischen Linie machte, veranlaßte sie, die Front auf dem rechten Flügel zu wechseln und auf den linken sich zurückzuziehen.

Die französische Armee war daher genöthigt, die entgegengesetzte Bewegung zu machen und die Front auf dem linken Flügel zu wechseln, mit dem rechten Flügel avancirend, und das Treffen begann wieder längs der ganzen Linie. In diesem Augenblicke entschied ein unerwarteter Umstand die Schlacht. Augereau war in Mainz geblieben, um ein Corps aus den, nach der Schlacht von Austerlitz nach Frankreich geschickten Regimentern zu bilden. Er war außerordentlich schnell marschirt, und näherte sich mit den Seinen durch einen Tannenwald im Rücken der Preußen, gerade als die neue Stellung angenommen war. Sein plötzlicher Angriff machte sie wanken. Nun führte Napoleon, den kritischen Moment benutzend, die kaiserliche Garde ins Treffen, und befahl seiner im Mittelpunkte der Armee konzentrirten Kavallerie, mit aller Gewalt anzugreifen. Der Angriff gelang. Die Preußen fingen an zu weichen, kamen in Unordnung und ihre Niederlage begann. Jetzt erschien die Hauptabtheilung von Murats Kavallerie auf dem Schlachtfelde, die bei Auerstädt unthätig gewesen war. Jetzt nun stürzte sie sich auf die, in wilder Hast und Unordnung zerstreuten Flüchtlinge, und verfolgte dieselben in wüthender Hast auf dem Wege nach Weimar zu. Die Verwirrung und das Blutbad, welches entstand, als der Strom dieser, vor Schreck betäubten Menschen auf dem Vereinigungspunkte mit der Landstraße von Auerstädt auf andere, durch Davoust verfolgte, Flüchtlinge stieß, die gleichfalls im rasenden Laufe nach Weimar zueilten, war entsetzlich. Der König von Preußen, der sich nun in einem, kaum zu durch-

brechenden Labyrinthe von Verwirrungen befand, eilte, nur von einer kleinen Kavallerie-Abtheilung begleitet, über die Felder; er hatte in der Schlacht großen Muth gezeigt, der jedoch hier nichts half. Die Lage der Bewohner Weimars an diesem furchtbaren Tage, und das edelmüthige Benehmen der Herzogin, beschreibt Falk sehr schön, wie folgt:

„Am 14ten Oktober, gegen die Mitte des Tages, als die Niederlage der preußischen Armee nicht länger zweifelhaft blieb, traf die Herzogin sogleich Anstalt, ihre Tochter und die Herzogin Mutter aus dem wilden Kriegstumulte zu entfernen; während es ihr selbst nicht einen Augenblick einfiel, entfliehen zu wollen. Näher rollten die Wogen der Zerstörung, näher der Donner der Schlacht . . . Kanonenkugeln fielen in die Stadt . . . . Verwundete und Todte füllten die Straßen . . . . Ein Theil der feindlichen Armee war am Abend kaum in die Stadt gedrungen, als die raubgierigste Plünderung begann . . . der Einbruch der Nacht vermehrte die Schrecken . . . . in kurzer Entfernung vom Schlosse brach Feuer aus, die Flammen warfen ihren glühenden Schimmer in die Gemächer der Herzogin . . . . Noth und Wehgeschrei mischte sich mit dem Lärm trunkener Soldaten. Französische Offiziere hatten mit ihrem Gefolge von dem größten Theile des Schlosses Besitz genommen, die Herzogin hatte vielen Personen der Stadt, ja sogar ganzen Familien sammt deren Kostbarkeiten, Schutz und Asyl in einem Theile ihres Palastes gewährt. In ihrem eignen Vorzimmer lagen die werthvollsten Sachen in bunten unordentlichen Haufen. Die Franzosen bemächtigten sich aller im Schlosse befindlichen Vorräthe, so daß die Herzogin bald Mangel litt. Doch wenn auch aller Glanz ihrer fürstlichen Würde und jede äußere Stütze von ihr gewichen war, ihr Muth und ihre feste, duldende Beständigkeit blieben unerschüttert.

Die Herzogin hatte alle Damen ihres Hofes um sich versammelt, und bot den Engländern, deren Lage so gefährdet war, großmüthig eine Zuflucht an. Ihre liebenswürdige Freundin, Miß Gore mit ihrer alten Mutter und Mr. Osborne, ein Gentleman, der früher diplomatische Stellen an vielen Höfen des Kontinents bekleidet, befanden sich unter der Gesellschaft, welche die Herzogin in einem Flügel ihres Schlosses versammelt hatte, während die Staatsgemächer zum Empfange des unwillkommnen Gastes geöffnet waren.

Während des schauerlichen 14ten October, blieb die Herzogin mit ihren Freunden in ihrem Versteck wie eingekerkert, und sie bekamen nur unzureichende Nahrung, nämlich einige zufällig aufgefundene Chocoladenkuchen. Als das Geschick des Tages sich zu entscheiden anfing, wurden die, sich durch die Stadt zurückziehenden Preußen von den Franzosen verfolgt und in den Straßen niedergemetzelt. Einige der Einwohner wurden getödtet und es begann allgemeine Plünderung. Abends hielt der Eroberer im Schlosse des Herzogs von Weimar, das jetzt durch das Waffenglück sein geworden war, seinen Einzug. Da verließ die Herzogin ihr Gemach, und gerade als der Kaiser die Halle betrat, empfing sie ihn förmlich und ihrer Würde angemessen.

Napoleon fuhr bei ihrem Anblick zurück. „Qui êtes vous?“ rief er, mit der ihn charakterisirenden Rauhheit. „Je suis la Duchesse de Weimar!“ „Je vous plains,“ erwiderte er wüthend, „j'écraserai votre mari!“ Dann fügte er hinzu: „Ich werde in meinen Zimmern speisen,“ und stürzte an ihr vorüber.

Die Soldaten verübten während der Nacht alle nur möglichen Excesse des Raubes und der Plünderung, und ließen die wehrlosen Einwohner den ganzen Uebermuth wilder, vom Siege berauschter Krieger fühlen. Der Zustand der Herzogin und ihrer Freunde war kaum weniger beklagenswerth, denn obgleich keiner persönlichen Gefahr preisgegeben, waren ihre Gefühle durch größere Empfindlichkeit geschärft. Obgleich durch Leiden erschöpft, war die Herzogin dennoch entschlossen, die unglücklichen Einwohner nicht zu verlassen, ohne eine Anstrengung zu ihren Gunsten zu machen. Demgemäß ließ sie sich früh am Morgen durch ihren Kammerdiener nach dem Befinden Sr. Majestät des Kaisers erkundigen, und ihn um eine Audienz ersuchen. Die Morgenträume Napoleons hatten sein Gemüth wahrscheinlich etwas sanfter gestimmt, oder er erinnerte sich, daß er sowohl Monarch als General war und konnte nicht verweigern, was der Kaiser der Herzogin schuldete. Er schickte daher eine gnädige Antwort, und ließ sich bei der Herzogin zum Frühstück in ihren Gemächern melden.

Bei seinem Eintritt fing er sogleich nach seiner Lieblingsgewohnheit mit einer Frage an:

„Madame, wie konnte Ihr Gemahl so unsinnig sein, gegen mich Krieg zu führen?".

„Ew. Majestät würden ihn verachtet haben, hätte er es nicht gethan," war die würdevolle Antwort der Herzogin.

„Wie so?" erwiderte er schnell.

Langsam und bestimmt antwortete die Herzogin:

„Gegen dreißig Jahre hat mein Gemahl in preußischen Diensten gestanden, und als der König mit einem so mächtigen Feinde, als Ew. Majestät, zu kämpfen hatte, war es für den Herzog sicherlich kein geeigneter Augenblick, ihn zu verlassen."

Eine so bewundrungswürdige, der Sprecherin so sehr zur Ehre gereichende, und dabei doch der Eitelkeit des Gegners schmeichelnde Antwort, verfehlte ihre Wirkung nicht. Napoleon ward plötzlich milder, und ohne von dieser Antwort Notiz zu nehmen, fuhr er in seinen Fragen fort:

„Aber wie kam der Herzog dazu, sich dem Könige von Preußen anzuschließen?"

„Ew. Majestät werden bei näherer Erkundigung finden, daß die Herzöge von Sachsen, die jüngern Zweige der Familie, stets dem Beispiele des kurfürstlichen Hauses gefolgt sind, und Ew. Majestät wissen, welche Motive der Klugheit und Politik den Dresdener Hof bewogen haben, sich eher an Preußen als Oestreich anzuschließen."

Fernere Fragen folgten, und die Antworten waren so nachdrücklich, daß Napoleon nach wenig Augenblicken mit Wärme ausrief:

„Madame, vous êtes la femme la plus respectable que j'aie jamais connue, vous avez sauvé votre mari!"

Es war ihm jedoch unmöglich, eine Gnade zu erweisen, ohne eine Beleidigung beizumischen, denn, seine Achtungsversicherungen wiederholend, fügte er hinzu:

„Je le pardonne, mais c'est à cause de vous seulement; car, pour lui, c'est un mauvais sujet."

Die Herzogin erwiderte hierauf nichts, doch, den glücklichen Augenblick erwägend, verwendete sie sich mit gutem Erfolg für ihr leidendes Volk. Napo=

leon gab Befehl, daß die Plünderung aufhören sollte, und ordnete später an, daß Mr. Osborne, der arretirt war, wieder in Freiheit gesetzt wurde.

Jetzt liegt uns ein schlagendes Beispiel zwei verschiedener Ansichten über dieselben Vorfälle, von gleich sehr dabei betheiligten Parteien vor. Die des deutschen Civilbeamten haben wir eben gegeben, die folgende ist aus der Feder eines französischen Offiziers übertragen:

„Am Abend ward mir befohlen," sagt Rapp, „zusammen mit Murat die Trümmer der preußischen Armee zu verfolgen, wir nahmen einige sächsische Batterien, und zogen im bunten Gemisch mit ihnen in Weimar ein, wobei einige wenige Unordnungen stattfanden, die jedoch nicht von Bedeutung waren."

Nach Angabe der Franzosen verloren die Preußen am 14ten Oktober fünfzigtausend Mann, die mit eingeschlossene Zahl der Generale und Offiziere übersteigt sehr das gewöhnliche Verhältniß, während der Verlust auf französischer Seite dagegen gering, und keiner ihrer berühmten Generale auch nur verwundet war. Lannes ward die Brust von einer Kugel gestreift, Davoust der Hut abgeschlagen und seine Kleidung mehrfach von Kugeln durchlöchert, doch waren Beide unbeschädigt. Fast die ganze sächsische Infanterie ward gefangen genommen, aber Napoleon gab ihnen die Freiheit wieder und sandte dem Kurfürsten durch einen seiner Offiziere eine Friedensbotschaft nach Dresden, ihm Vergessen des Vergangenen und künftige Freundschaft unter der Bedingung anbietend, daß er zu der ursprünglichen Politik zurückkehre, von der ihn die preußische Gewalt abgelenkt. Zu gleicher Zeit verwarf der Kaiser ein Ansuchen des Königs von Preußen um Waffenstillstand. Augenscheinlich war dieser Vorschlag nur gemacht, um Zeit bis zur Ankunft der Russen zu gewinnen, welches der König, wie es ihm nun klar ward, überhaupt hätte thun sollen.

Ein allgemeiner panischer Schreck schien die Preußen ergriffen zu haben, große Abtheilungen des Heeres streckten täglich die Waffen, und zwar oft mit nur geringem Widerstande. Am 15ten ergab General Kalkreuth sich mit seiner ganzen Mannschaft an Soult. Am 17ten stieß Bernadotte auf ein Corps von 16,000 Mann, die Reserve der Armee, welche nie ins Treffen geführt war, sondern sich bei Halle unter Prinz Eugen von Würtemberg aufgestellt hatten.

Sie theilten das Schicksal der Andern, erlitten eine vollständige Niederlage und verloren 5000 Mann, ihre Artillerie und Fahnen.

Am 18ten ergab Erfurt sich Murat mit 120 Kanonen, ungeheuern Magazinen und 14000 Kriegsgefangenen, unter denen sich Marschall Möllendorf und der Prinz von Oranien befanden. Der König war nach Königsberg entflohen, und die Königin floh vor den Siegern von Stadt zu Stadt. Am 19ten war sie in Stettin, und in Küstrin den 20sten.

Napoleon besuchte auf seinem Marsche nach Potsdam das Schlachtfeld von Roßbach, wo Friedrich der Große im Jahre 1757 die französische Armee besiegte. Nachdem er den Platz besichtigt, ließ er seine Sappeurs zur Arbeit schreiten, und die zum Andenken des Siegs errichtete Säule entfernen, um sie nach Paris zu schicken, was leicht bewerkstelligt werden konnte, da sie von nicht sehr großem Umfange war.

Marschall Ney ward die Blockade von Magdeburg übertragen.

Die Ueberbleibsel der preußischen Armee gingen jetzt wieder über die Elbe und versuchten die Oder bei Stettin zu gewinnen. Spandau ergab sich Lannes bei der ersten Aufforderung, nebst der Garnison, Vorräthen und militairischem Proviant. Unterdessen zog Napoleon mit der Hauptarmee in Potsdam ein. Er besichtigte jeden Theil der beiden Schlösser, ganz besonders die Gemächer Friedrichs des Großen in Sanssouci, dessen Grab er voll Ehrfurcht besuchte. Nichtsdestoweniger bemächtigte er sich des Säbels, Gürtels, Huts und der Insignien des schwarzen Adler-Ordens, die dieser kriegerische König getragen. Er schickte Alles nach Paris, und versicherte, daß ihm der Besitz dieser Sachen lieber sei, als zwanzig Millionen.

Am 27sten hielt Napoleon seinen Triumph-Einzug in Berlin, an der Spitze einer großen militairischen Prozession, nachdem er, vor kaum einem Jahre, auf ähnliche Weise in Wien eingezogen war. An dem prächtigen Brandenburgerthore empfing ihn der Stadt-Kommandant, General Hullin, und überreichte ihm, inmitten einer großen Volksmasse die Schlüssel der Stadt. Die Fenster der Häuser waren mit Damen angefüllt, auf deren Antlitz die französischen Offiziere tiefe Traurigkeit, und in den Augen Mancher sogar Thränen bemerkten. Der Kaiser wählte das königliche Schloß zu seinem Auf-

enthalt. Es ist gesagt worden, daß der Königin Gemächer sowohl hier als in Potsdam, von Napoleon auf das Gewissenhafteste respektirt worden wären, ungeachtet seines Grolls gegen sie, und obgleich er sich in seinen öffentlichen Bülletins die beleidigendsten Persönlichkeiten gegen sie erlaubte. In Berlin aber hatte Napoleon der Königin eigenes Zimmer zu seinem Schlafgemach gewählt, gewiß um seine Verachtung ihrer Empfindung zu zeigen, und als die Königin **1809** von Königsberg zurückkehrte, weigerte sie sich, dieser Ursach halber, ihre frühern Gemächer zu beziehen. Die Trümmer der preußischen Armee waren während dessen von den Franzosen bis in ihre letzte Zufluchtstätte verfolgt worden. Fürst Hohenlohe, der sich mit fast **50,000** Mann an die Oder zurückgezogen hatte, ward zu unaufhörlichen Kämpfen von seinen thätigen Gegnern gezwungen, und fand sich endlich am 28sten Oktober auf den Anhöhen von Prenzlau ohne Proviant, Fourage oder Kriegsgeräth, und hart von Murat bedrängt. Ihm blieb kein anderer Ausweg, als zu kapituliren. Nicht ohne viele Zeichen von Stolz und Zorn über ihre Demüthigung, streckten an diesem Tage fast **20,000** Preußen die Waffen. Der Rest des Heeres bildete den Nachtrab und behauptete das Feld noch unter Blüchers Befehlen, dessen Name bestimmt war, unter sehr verschiednen Umständen auf die Zukunft überzugehen. Kaum empfing er die Kunde von Fürst Hohenlohe's Uebergabe, als er einen schnellen Rückzug in der Richtung nach Strelitz zu unternahm und sich dort mit den Herzögen von Weimar und Braunschweig-Oels vereinigte, die noch ungefähr **10,000** Mann zusammen hatten. Mit ihnen passirte er die Elbe bei Lauenburg, denn er hatte den Plan gefaßt, die Garnisonen in Nieder-Sachsen zu verstärken, das Geschick und die vereinigten Bewegungen Soults, Murats und Bernadotte's, machten diese letzte verzweifelte Anstrengung zu nichte, und zwangen Blücher, nach Lübeck zu gehen. Am 6ten November drangen die den Ort angreifenden Franzosen auf zwei Punkten ein, doch unterhielt er den Tag und auch noch die Nacht einen verzweifelten Kampf in den Straßen der Stadt. Als jedoch Blücher und der Herzog von Braunschweig-Oels früh am Morgen des 7ten fanden, daß jeder Widerstand vergeblich sei, entschlossen sie sich zu kapituliren. Sie mußten sich als Kriegs-Gefangene ergeben. Nun war das preußische Heer so gut als vernichtet, nur noch eine Abtheilung war in Schlesien, wo sie Jerome-

Buonaparte in Schach hielt. Zur selben Zeit hatte Louis Buonaparte, der neue König von Holland, mit gleicher Schnelligkeit Westphalen, Emden, Ost-Friesland und einen großen Theil von Hannover erobert.

Die plötzliche Vernichtung einer ihres Muthes und ihrer Disciplin halber bis dahin berühmt gewesenen Armee, war nicht so merkwürdig als der überwältigende Schrecken, der jeden befestigten Platz Preußens zu ergreifen schien. Stark befestigte Städte, die die Macht gehabt hätten, den Feind Monden lang vor ihren Wällen zu halten, ergaben sich, eine nach der andern, bei der ersten Aufforderung. Stettin ergab sich mit 6000 Mann und 160 Kanonen dem General Lasalle, der nur wenige Schwadronen befehligte. Küstrin öffnete seine Thore Davoust, mit kaum einem Schein von Widerstand, und um das Ganze zu krönen, ergab sich die wichtigste, größte Festung, Magdeburg, mit 20,000 Mann, 800 Kanonen und ungeheuern Magazinen am 8ten November dem Marschall Ney.

Die Kommandanten dieser Plätze wurden natürlich der Verrätherei angeklagt. Die Studenten der Universität insultirten den Kommandanten seines Kleinmuths halber, und die französischen Soldaten theilten diesen Unwillen, und gewährten ihm nur sehr wenig Schutz. Der Kommandant von Hameln wäre fast von seiner Garnison in Stücke gerissen worden, als er sich ergab. Die große geistige, durch den Verlust jeder Hoffnung und fortwährendes Unglück hervorgebrachte Niedergeschlagenheit, scheint die einzig denkbare Ursache für anscheinend so unerklärliche Begebenheiten, denn man findet in den Urkunden keinen directen Beweis von Bestechung. Diese letzte Behauptung ist von einem Geschichtsschreiber, aus dessen werthvollem Werke hier viele Seiten eingeschaltet sind.*) Später ist jedoch ein authentisches Dokument in diesem Werke zu finden, welches sich entschieden über den Verrath und die Bestechung ausspricht.

Als der König von Preußen sich nun eines so großen Theils seiner Besitzungen beraubt sah, und mit Grund den Verlust der übrigen befürchtete, sandte er den Marquis v. Lucchesini ab, um mit dem Kaiser der Franzosen zu unterhandeln, hoffend, diese Unglücksfälle durch einen Friedens-Abschluß zu en-

*) Horns Leben Napoleons.

den. Als es sich um diese Frage handelte, erschien Talleyrand in Berlin und führte dieses diplomatische Geschäft von Seiten Frankreichs.

Das Ultimatum, welches er dem Könige von Preußen zukommen ließ, forderte als Entschädigung für die Zurückgabe der eroberten Staaten, daß England die Kolonieen wieder herausgeben sollte, die es Frankreich und seinen Alliirten genommen, daß Rußland davon abstehe, sich das Protektorat der Wallachei und Moldau anzumaßen, und daß die Rechte der ottomanischen Pforte wiederhergestellt werden sollten. Es lag außer der Macht des Königs von Preußen, seine beiden großen Verbündeten zu zwingen, in diese Bedingungen zu willigen, doch ist es gewiß, daß Napoleon, ohne sie zu Theilnehmern eines Friedens-Vertrags zu machen, diesen Feldzug nur beendet haben würde, um in der folgenden Saison einen neuen zu beginnen, denn 90,000 Russen waren bis nach Polen vorgerückt, und ganz bereit, für Preußen dasselbe Spiel noch einmal durchzuspielen, das sie vor einem Jahre für Oestreich gewagt hatten.

Eine zu dieser Zeit anlangende Deputation des französischen Senats, die den Frieden empfahl, und Napoleon zum Glanz seiner Siege glückwünschte, reizte sein Gemüth auf das Empfindlichste. Er erwiderte, daß, bevor sie solch' einen Schritt gethan, sie sich hätten überzeugen sollen, auf welcher Seite die Opposition gegen den Frieden existire, um dann die Mittel mitbringen zu können, diese Opposition zum Aufhören zu bewegen. Diese Erwiderung ward thätlich durch die Forderung einer abermaligen Konscription eingeschärft, die sie eilig bewilligten, um ihre Anmaaßung wieder gut zu machen. Der König von Baiern und der Kurfürst von Hessen-Kassel wurden auch aufgefordert, ihre Kontingente zu stellen. Truppen wurden bereitgehalten, um die Belagerung der wenigen Festungen, die Preußen noch besaß, zu beginnen, und jedes Corps des Haupt-Heeres ward in einer Stellung erhalten, die im erforderlichen Augenblicke sein schnelles Vorrücken von der böhmischen Grenze aus, nach Polen zu, möglich machte. Die Hilfsquellen der besiegten preußischen Staaten wurden zu gleicher Zeit sehr in Ansprnch genommen. Das Königreich ward in vier Departements getheilt, von denen Berlin, Küstrin, Stettin und Magdeburg die vier Hauptstädte waren. Die übrigen Korporationen und Institutionen wurden beibehalten und der Magistrat wie die öffentlichen Beamten nicht

abgesetzt, aber sie alle mußten Napoleon den Eid der Treue schwören. Ein General-Administrator der Finanzen und Domainen, und ein General-Einnehmer der Abgaben wurde erwählt, um dem Ganzen vorzustehen. Jedes Departement hatte einen kaiserlichen Kommissair, und jede Provinz einen französischen Intendanten. Das ganze Land war von französischen Truppen besetzt und überwacht.

Berlin als Central-Punkt der Operationen unterlag einer vollständigern Reorganisation als irgend eine andere Stadt. Der Magistrat ward erneuert, bis zur Zahl von **60** vermehrt, die aus **2000** Bürgern gewählt waren; auch ward eine National-Garde gebildet. Die regelmäßigen, das Volk während des Krieges so drückenden Abgaben, die sich bald über Hessen, Hannover, Braunschweig, Mecklenburg und die Hansestädte ausdehnten, waren indeß weniger lästig und empfindlich als die willkürlichen und regellosen, nun folgenden Erpressungen. Die Bedürfnisse der Armee wurden gänzlich aus diesen Quellen bestritten. Die Magazine und Vorräthe, die Kleidung und die Lazarethe wurden in den besten Stand gesetzt, und in wunderbar kurzer Zeit war Alles bereit. Bald darauf begannen die eingestellten Feindseligkeiten von Neuem. Der König von Preußen weigerte sich, zu unterhandeln, und sagte, es sei jetzt nicht mehr Zeit, die Sache hinge nicht mehr von ihm ab, denn der Kaiser von Rußland habe ihm seinen Beistand angeboten, und er selbst sich in seine Arme geworfen.

Jetzt, wo die unversöhnliche Feindseligkeit der alliirten Mächte sich ihm offenbarte, erließ Napoleon jenes berühmte Dekret, welches bezweckte, den Kontinent gänzlich gegen England zu schließen, und der Wohlfahrt und Macht der britischen Insel durch Lähmung ihres Handels einen tödtlichen Schlag zu versetzen. Seit Napoleons Flotte in Trafalgar zerstört war, hatte es ihm noch nicht gelingen wollen, ernstliche Repressalien gegen die Engländer zu ergreifen, während die Seemacht dieses Staats seine Unterthanen unaufhörlich belästigte. Der diesem Lande aus seiner industriellen Bevölkerung erwachsende Reichthum ward von seiner Regierung mit freigebiger Hand zu diesen Zwecken verwendet. England, welches unumschränkt auf dem Meere herrschte, hatte die Macht, das Gesetz der Blockade ganz nach Belieben zu schärfen, was einem

Mann von Napoleons herrschsüchtigem Charakter natürlich im höchsten Grade erbittern mußte. Deshalb erließ er von Berlin jenes berühmte, vom 21sten November 1806 datirte Bulletin, worin er seine unversöhnliche Feindschaft gegen Groß-Britannien an den Tag legte.

„Demgemäß haben wir beschlossen, und verordnen wie folgt:

1) — Die britischen Inseln sind in Blockade-Zustand versetzt.

2) — Aller Handel und Verkehr mit den britischen Inseln ist untersagt. Folglich werden nach England adressirte Briefe oder Packete, oder solche die in englischer Sprache geschrieben sind, nicht durch die Post versandt, sondern angehalten werden.

3) Jeder geborne Engländer, weß Ranges und Standes er auch immer sein mag, der sich in den von unsern Truppen oder unsern Alliirten besetzten Ländern befindet, soll zum Kriegsgefangenen gemacht werden.

4) Jeder Speicher, und Waaren und Güter jeglicher Art, die einem englischen Unterthan gehören, so wie die Producte der englischen Fabriken oder Kolonieen, sind als gute Prise zu betrachten.

5) Der Handel mit englischen Waaren ist verboten und alle England gehörenden Waaren und Erzeugnisse gleichfalls als gute Prise anzusehen.

6) Die eine Hälfte des Ertrages solcher confiscirten, durch die vorhergehenden Artikel für gute Prise erklärten Waaren, wird dazu verwandt werden, die Kaufleute für die Verluste zu entschädigen, welche die englischen Kreuzer ihnen durch Beschlagnahme ihrer Handelsschiffe zugefügt haben.

7) Kein, direct von England oder dessen Kolonieen kommendes Fahrzeug, welches seit der Veröffentlichung dieses Decrets dort gewesen ist, wird in irgend einem Hafen aufgenommen.

8) Jedes Fahrzeug, welches vermittelst einer falschen Declaration die obstehenden Artikel umgehen sollte, wird ergriffen, und soll mit seiner Ladung confiscirt werden, als sei es englisches Eigenthum.

Die ersten Folgen der Maßnahmen, welche diese Verordnung vorgeschrieben hatte, wurden in der förmlichen Besetzung der bis dahin freien Stadt Hamburg, — durch Marschall Mortier am 19ten November sichtbar. Alles eng-

lische Eigenthum ward confiscirt und die englischen Gesandten flohen eiligst, um nicht zu Kriegs=Gefangenen gemacht zu werden. Viele der noch Lebenden einnern sich der Beschwerden und dauernden Uebel, die in Folge dieser Verfügung über ihr späteres Leben herein brachen. Die Kaufleute hatten in Berücksichtigung der unruhigen Zeiten größtentheils über ihre Vorräthe disponirt, und ihren Handel abgeschlossen, ehe sie der Schlag traf, deshalb litten die Geld=Interessen nicht so sehr als man gefürchtet hatte.

Während Napoleon mit der Organisation Preußens beschäftigt war, empfing er eine Deputation von Polen, die ihn ersuchten, die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes zu proclamiren; er kam dieser Bitte jedoch nicht nach.

Es mag jetzt Zeit sein, eine klare Auseinandersetzung der Ursachen und Ereignisse zu geben, die so unheilvoll auf Preußen wirkten. Durch die Schlacht von Jena ward die ganze Monarchie mit einem Schlage zerschmettert und zerfiel in Trümmer. Alles wankte wie von einem Erdbeben untergraben, und der Sturmwind verschlang in seinem zerstörenden Laufe selbst die, welche bis dahin für die Treusten und Ergebensten gegolten hatten. Die gleichzeitige Erniedrigung so vieler Gemüther scheint unbegreiflich. Festungen fielen gleichsam durch einen magischen Schlag, ganze Regimenter capitulirten, eine der schönsten Armeen die je existirten, ward zerstreut, und Preußens Macht und Größe war erloschen. Von Friedrichs des Großen Taktik blieb nur der todte Buchstabe, der Geist war längst entflohen. Die Nation hatte auf seinen siegreichen Lorbeern geschlummert, und Arroganz und Anmaßung hatten alle Stände, ganz besonders jedoch die Heerführer ergriffen.

Bischof Eylert sagt: „Als in dem denkwürdigen Jahre 1806 die Truppen von Potsdam abmarschirten, hörte ich einen Obristen sagen: —

„Es ist ein Scandal für die Helden von Friedrichs des Großen Armee, mit Geschütz und Schwert gegen die Franzosen zu Felde zu ziehen, Knittel reichten hin, sie zurückzuschlagen."

Als ich bemerkte, man müsse einen Feind nicht zu gering schätzen, ward er in seiner Anmaßung sehr beleidigend."

Kein Wunder, daß Napolon, wissend mit wem er es zu thun habe, schon vor Beginn der Schlacht, des Siegs gewiß war. Als er von

einer Anhöhe aus, die preußische Armee und ihre Stellung überblickte, rief er verdrüßlich: „Ha! ces perruques-là, ils se tromperont furieusement."

Der unglücklichen Schlacht von Jena folgte gänzliches, unerhörtes Vergessen der Pflicht, Tausende von bewaffneten Preußen sah man vor eben so viel hundert Franzosen fliehen, jeder Engpaß und jede militairische Stellung ward verlassen und selbst die befestigten Städte waren eine leichte Eroberung. Verschiedene Festungs-Commandanten, deren Namen bis dahin mit Achtung und Vertrauen genannt waren, Männer die man zu Würden erhoben, mit Wohlthaten überhäuft und beträchtlichem Grundbesitz dotirt hatte, vergaßen ihre Pflicht gegen König und Vaterland. Sie achteten weder auf die Vorstellungen der redlichen Bürger, noch auf das Murren der unwilligen Soldaten, sie übergaben die Festungen, ohne daß ein Schuß gefallen, und zwar während sie hinreichend im Stande gewesen wären sich zu vertheidigen. Nie ward ein edler, gerechter, wohlwollender Herrscher so entsetzlich hintergangen, und mit so schwarzer Undankbarkeit belohnt, und keiner litt jemals mehr durch die Mißdeutung seiner redlichen Absichten.

Zu den auf dem Könige und der Königin lastenden Sorgen wegen des allgemeinen Unglücks, gesellten sich noch verläumderische Angriffe, die nicht allein von dem herrschsüchtigen, durch den Sieg berauschten Feinde herrührten, sondern zur höchsten Schande von ihren eigenen Unterthanen, und zwar von solchen, die ihnen persönlich näher gestanden hatten. Vielen war der siegreiche Napoleon das Ideal der Größe, und sie fühlten ein satanisches Vergnügen, den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen durch die öffentliche Presse zu verläumden, um Napoleon zu schmeicheln. Selbst der berühmte Verfasser der — „Geschichte der Schweiz" Johannes v. Müller, mit dem Beinamen der deutsche Tacitus, gab seinen Posten in Berlin, als preußischer Geschichtsschreiber auf, um eine Anstellung in Cassel unter Jerome Buonaparte anzunehmen, und schrieb darauf ein Trauerlied auf die preußische Monarchie, als sei sie untergegangen. Zu dieser Zeit überreichte eine deutsche Universität, die ungenannt bleiben soll, Napoleon im Namen aller Facultäten eine Sternkarte, auf der einem Sterne erster Größe sein Name gegeben war.

Unter der Aufsicht der französischen Regierung, ward in Berlin

täglich eine offizielle Zeitung herausgegeben, die von Hohn und Spott gegen den Thron und seine nächste Umgebung, besonders gegen die Königin überfloß. Diese Zeitung, der Telegraph genannt, war in dem jacobinischen Tone jener Zeit abgefaßt, und bezweckte, das Volk in seiner Treue gegen den rechtmäßigen Herrscher wankend zu machen und seinen Pflichten zu entfremden. Aber das Volk ließ sich nicht verblenden, denn es giebt ein Licht, dessen Glanz so strahlend ist, daß es das tiefste Dunkel durchdringt und erhellt. Ehe der Telegraph erschien, war die Königin in diesem Lichte wie ein großes Kunstwerk erschienen. Die Masse der Beschauer staunen es in stummer Bewunderung an und nur die, in die Prinzipien der Kunst Eingeweihten, wagen es, zu kritisiren oder zu analysiren. So war die Königin aus ehrerbietiger Entfernung als ein Symbol des Himmlischen auf der Erde angebetet, jetzt aber sollte dieses Ideal von seiner Höhe gerissen und dem allgemeinen Anstarren und der Bekrittelung preis gegeben werden. Man forderte das Volk auf, das Leben seiner Königin näher zu prüfen und siehe, es entdeckte nur den Glanz ihrer Tugenden, und war die hohe Frau früher verehrt, so ward sie jetzt mit Bewußtsein und Ueberzeugung angebetet. So ward der Königin tadelloses Leben der strengsten Prüfung ausgesetzt, doch stand sie wie gesagt auf einer solchen Höhe sittlicher Würde, daß die Pfeile der Bosheit machtlos abprallten.

Zum Beleg dieser Behauptung ist es erforderlich eine Autorität anzuführen, und die folgenden Auszüge aus den Bulletins des französischen Kaisers von jener Epoche, werden darthun, wie tief das Gemüth der Königin durch diese grausamen und ungerechten Beschuldigungen verletzt werden mußte, die besonders gegen sie gerichtet waren.

Nur einige davon sind hier eingeschaltet: —

„Premier Bulletin de la grande Armée.

„Bamberg, le 18 Octobre 1806.

„A cette pièce était jointe la célèbre note de M. Knobelsdorff. Maréchal, dit l'Empereur au Maréchal Berthier, on nous donne un rendez-vous d'honneur pour le 8; jamais un Français n'y a manqué; mais comme on dit

qu'il y a une belle reine, qui veut être témoin des combats, soyons courtois, et marchons sans nous coucher pour la Saxe!

L'Empereur avait raison de parler ainsi, car la Reine de Prusse est à l'armée habillée en amazone, portant l'uniforme de son régiment de dragons; écrivant vingt lettres par jour pour exciter de toute part l'incendie. Il semble voir Armide dans son égarement, mettant le feu à son propre palais; après elle, le Prince Louis de Prusse, jeune Prince plein de bravour et de courage, excité par le parti, croit trouver une grande rénommée dans les vicissitudes de la guerre. A l'exemple de ces deux grands personnages, toute la cour crie à la guerre; mais quand la guerre se sera présentée avec toutes ses horreurs, tout le monde s'excusera d'avoir été coupable, et d'avoir attiré la foudre sur les provinces paisibles du nord."

„Second Bulletin.

„Auma, 12 Octobre 1806.

„Voyant ainsi la déroute de ses gens, le Prince Louis de Prusse, en brave et loyal soldat, se prit corps avec un Maréchal de Logis du 10e régiment de hussards. 'Rendez-vous colonel, lui dit le hussard, 'ou vous-êtes mort'. Le prince lui répondit par un coup de sabre; le Maréchal de Logis riposta par un coup de pointe, et le prince tomba mort. Si les derniers instans de sa vie ont été ceux d'un mauvais citoyen, sa mort est glorieuse et digne de regrets."

„Neuvième Bulletin.

„Weimar, le 17 Octobre 1806.

„L'Empereur est logé au palais de Weimar, où logeait quelques jours avant la Reine de Prusse. Il paraît que ce qu'on a dit d'elle est vrai. Elle était ici pour souffler le feu de la guerre. C'est une femme d'une jolie figure, mais de peu d'esprit, incapable de présager les conséquences de ce qu'elle faisait. Il faut aujourd'hui au lieu de l'accuser, la plaindre, car elle doit avoir bien des remords des maux qu'elle a faits à sa patrie, et de l'ascendant

qu'elle e exercé sur le Roi son mari qu'on s'accorde à présenter comme un parfaitement honnête homme qui voulait la paix et le bien de ses peuples."

„Treizième Bulletin.

„Wittemberg, le 23 Octobre 1806.

„L'Empereur, déjà maître de toutes les communications et des magasins de l'ennemi, écrivit le 12 de ce mois la lettre ci-jointe, qu'il envoya au Roi de Prusse par l'officier d'ordonnance Montesquiou. Cet officier arriva le 13, à quatre heures après midi, au quartier du Général Hohenlohe, qui le retint auprès de lui, et qui prit la lettre dont il était porteur. Le camp du Roi de Prusse était à deux lieues en arrière. Ce Prince devait donc recevoir la lettre de l'Empereur au plus tard à six heures du soir. On assure cependant qu'il ne la reçût que le 14 à neuf heures du matin, c'est à dire lorsque déjà l'on se battait.

„On rapporte aussi que le Roi de Prusse dit alors: 'Si cette lettre était arrivée plus tôt, peut-être aurait-on pu ne pas se battre; mais ces jeunes gens ont la tête tellemant montée que s'il eût été question hier de la paix, je n'aurais pas ramené le tiers de mon armée à Berlin'.

„Le Roi de Prusse a eu deux chevaux tués sous lui et a reçu un coup de fusil dans la manche. Au reste, la veille de la bataille, la consternation était déjà dans les chefs; ils reconnaissaient qu'on était mal posté et qu'on allait jouer le vatout de la monarchie. Ils disaient tous — 'Eh bien! nous paierons de notre personne'. Ce qui est d'ordinaire le sentiment des hommes qui conservent peu d'espérance. La Reine se trouvait toujours au quartier-général de Weimar; il a bien fallu lui dire enfin que les circonstances étaient sérieuses, et que le lendemain il pouvait se passer de grands événements pour la monarchie prussienne. Elle voulait que le roi lui dît de s'en aller, et en effet elle fut mise dans le cas de partir."

„Dix-septième Bulletin.

„Potsdam, le 23 Octobre 1806.

„On remarque comme une singularité, que l'Empereur Napoléon est arrivé à Potsdam et descendu dans le même appartement, le jour même et

presque à la même heure que l'Empereur de Russie, lors du voyage que fit ce prince l'an passé et qui a été si funeste à la Prusse. C'est de ce moment que la reine a quitté le soin de ses affaires intérieures et les graves occupations de la toilette, pour se mêler des affaires d'état, influencer le Roi, et susciter partout le feu dont elle était possédée. Le résultat du célèbre sacrement fait sur le tombeau du grand Frédéric le 4 Novembre, 1805, a été la bataille d'Austerlitz et l'évacuation de l'Allemagne par l'armée russe à journées d'étapes. On fit 48 heures après sur ce sujet une gravure qu'on trouve dans toutes les boutiques et qui excite le rire même des paysans. On y voit le bel Empereur de Russie, près de lui la Reine, et de l'autre côté le Roi qui lève la main sur le tombeau du grand Frédéric; la Reine elle-même drapée d'un châle à peu près comme les gravures de Londres réprésentent Lady Hamilton, appuie la main sur son coeur et a l'air de regarder l'Empereur de Russie. On ne conçoit point que la police de Berlin ait laissé répandre une aussi pitoyable satire.“

„Dix-neuvième Bulletin.

„Charlottenburg, le 27 Octobre 1806.

„Pour donner une idée de l'extrême confusion qui règne dans cette monarchie, il suffit de dire que la Reine à son retour de ses ridicules et tristes voyages d'Erfurt et de Weimar a passé la nuit à Berlin, sans voir personne; qu'on a été longtemps sans avoir des nouvelles du Roi; que personne n'a pourvu à la sûreté de la capitale, et que les bourgeois ont été obligés de se réunir, pour former un gouvernement provisoire. Tout le monde avoue que la reine est l'auteur des maux que souffre la nation prussienne. On a trouvé dans les appartements qu'occupait la Reine à Potsdam et à Charlottenbourg, sa correspondance avec le Roi, pendant trois ans, et des mémoires rédigés par des écrivains anglais pour prouver qu'on ne devait tenir aucun compte des traités conclus avec l'Empereur Napoléon, mais se tourner tout-à-fait du côté de la Russie. Ces pièces surtout sont des pièces historiques; elles démontreraient, si cela avait bésoin d'une démonstration,

combien sont malheureux les princes qui laissent prendre aux femmes l'influence sur les affaires politiques. Les notes, les rapports, les papiers d'état étaient musqués et se trouvaient mêlés avec des chiffons et d'autres objets de la toilette de la Reine. Cette Princesse avait exalté les têtes de toutes les femmes de Berlin; mais aujourd'hui elles ont bien changé; les premiers fuyards ont été mal reçus; on leur a rappelé avec ironie, le jour où ils aiguisaient leurs sabres sur les places de Berlin, voulant tout nier et tout pourfendre."

„Berlin, le 30 Janvier 1809.

„On lit dans le „Journal de Paris," les articles suivants extraits du „Télégraphe de Berlin":

„Le Roi de Prusse, avec sa petite cour, continue sa retraite vers le nord. Il est impossible que le séjour de Memel n'ait fait quelqu'impression sur l'esprit des ministres et conseillers de ce prince. L'aspect seul de cette ville a dû réveiller en eux des souvenirs amers et les amener à d'utiles réflexions. C'est à Memel qu'eut lieu la première entrevue entre l'Empereur de Russie et le monarque Prussien. Le voyage de Berlin, le serment sur la tombe du grand Frédéric, la frénésie guerrière, la ruine de la monarchie, tout se rattache à cette déplorable vue de Memel. Mais heureusement pour l'un et pour l'autre, il est très-douteux qu'il soit au pouvoir de l'Empereur Alexandre de s'éloigner de sa capitale."

Während dessen waren König und Königin über Graudenz und Ortelsburg in Wehlau angekommen. Der König bemühte sich, die zerstreuten Ueberbleibsel seines Heeres zu sammeln, sich Verstärkung zu verschaffen und die Ankunft des Kaisers Alexander zu erwarten. Er war zur Fortsetzung des Krieges entschlossen, und hatte die Präliminarien zu einem Friedens-Abschlusse, die ihm nach der Einnahme Berlins von dem Eroberer angeboten worden waren, zurückgewiesen.

Was in der Hauptstadt vorging, konnte dem Herrscherpaare unmöglich gleichgiltig sein, oder ihrer Wahrnehmung entgehen. Der „Telegraph" kam ih-

nen daher auch zu Gesicht, und ein gefühlvolles Gemüth wird leicht den Kummer ermessen, den die Lesung dieses Blattes der Königin verursachte, denn es giebt keinen größeren Schmerz für ein fühlendes Herz, als von denen mißverstanden zu werden die man liebt, und dies, fürchtete sie, werde das Resultat so falscher Vorstellungen sein. Sie sah jetzt Falschheit und Bosheit triumphiren und sann ernstlich nach, ob wirklich etwas von dem, was man der Welt von ihr glauben zu machen wünschte, an ihr sei. Während sie jedoch ihre Absichten prüfte und über die Handlungen ihres vergangenen Lebens nachsann, fühlte sie sich über die Schmähungen des Neides erhaben.

Unterdessen vermehrte sich das Zusammentreffen unglücklicher Umstände, und es folgte ein Zustand des Jammers, der die Königin gänzlich niederdrückte. Ihre so grausam getäuschten Hoffnungen, das Mißgeschick ihres armen Volkes, Alles was sich in dieser kurzen Spanne Zeit ereignet hatte, schien ihr damals unter dem unmittelbaren Einflusse finstrer Mächte zu stehen, ein düstres Verhängniß umschattete das ganze Land und besonders ihren eignen Haushalt. So beschlich auf Augenblicke ein Zweifel das fromme Gemüth der Königin, ob die Ereignisse des Lebens von einer höhern Macht bestimmt, oder Wirkungen eines bösen Geschicks seien, sie zweifelte sogar an sich selbst, zweifelte, ob das, was sie bisher für recht und richtig erkannt, es auch wirklich sei.

In diesen Augenblicken schmerzlicher Niedergeschlagenheit, erinnerte sie sich jenes rührenden Liedes in Goethe's Wilhelm Meister, und schrieb in ihr Tagebuch:

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie durch kummervolle Nächte rc. . . .“

Ortelsburg den 5ten December 1806.

Im December kamen JJ. MM. nach Königsberg, und alle Nachrichten, die sie aus den verschiedenen Provinzen erhielten, waren höchst betrübend. So viel Elend griff der Königin Gesundheit an, sie bekam ein Nervenfieber, wobei 14 Tage lang ihr Leben in Gefahr schwebte. Kaum besserte sich der Königin Zustand etwas, als die Schlacht von Pultusk . . . und das Treffen bei Soldau das Heranrücken der französischen Truppen nach Königsberg zur Folge hatte, so daß ein längerer Aufenthalt dort nicht mehr rathsasam war. An

einem düstern feuchten Tage zu Ende des Decembers, ward die Königin, in Betten gehüllt, in ihren Wagen gebracht, und unterwarf sich ohne Murren einem Schicksale, das sie für eben so unerbittlich als unwandelbar hielt. Obgleich die Reise, an und für sich schon traurig, in diesem Augenblicke sehr schmerzlich war, übte sie dennoch ganz unerwarteter Weise den besten Einfluß auf die Kranke, die sich wundersam schnell erholte. Bald folgte der König mit den königlichen Kindern und den Prinzessinnen des königlichen Hauses, seiner Gemahlin nach Memel, wo sie geduldig das Morgenroth besserer Tage erwarteten.

Es war eine Zeit allgemeiner Betrübniß, doch durch die Rathschläge des Herrn von Stein und die heilige Zuversicht des Bischof Borowsky ermuthigt, sah der König in dem Charakter der vorübergehenden Begebenheiten die Kennzeichen einer glücklichen Zukunft. Ein glänzender Stern leuchtete noch am Horizont, still das Herannahen besserer Tage verkündend. Dieser Stern war die unveränderliche Zuneigung, Treue und Ergebenheit des Volks gegen seinen rechtmäßigen Herrscher. Unter dem Worte Volk verstehen wir, wenn auch nicht ganz ausschließlich, die achtbare Klasse der Bürger, Freisassen und Bauern, welche in ihrer Gesammtheit den Hauptkern des Landes ausmachen. Alle weise Herrscher, wie Friedrich der Große, haben sich daher bemüht, sich das Vertrauen und die Ergebenheit dieser Klassen zu erwerben, indem sie ihre Wohlfahrt und Beförderung zu ihrem Hauptzwecke machten. Ungeachtet seiner Leiden von 1806 bis 1810, wankte das Volk doch nie in seiner Treue gegen den König, verlor nie die Hoffnung auf Wiederkehr besserer Zeiten, sondern blieb unter allen Umständen treu und ergeben. Dies allein tröstete und erhob den König, wenn die Fluth giftiger Schmähungen hereinbrach und seinem gequälten Geiste so vielen Kummer verursachte.

Die verläumderischsten und gröbsten Schmähungen fand man in einer Schrift „vertrauliche Briefe" und einer Zeitschrift „Feuerbrände". Vielleicht ungerechter Weise, beschuldigte man den Obrist von Massenbach, der Verfasser dieser letzten Schrift zu sein. Ohne Zweifel war der Obrist ein sehr geistreicher Mann, doch in Friedrichs des Großen Schule aufgezogen, war er, gleich Rü-

chel ein glühender Bewunderer jenes Monarchen. Nichts war in seinen Augen recht, was nicht von diesem Helden herrührte, und sein ewiges Streben ging dahin, Alles so zu erhalten, wie es zur Zeit Friedrichs des Großen gewesen war. Er gehörte zum Generalstabe, und behielt, als ginge es gar nicht anders, die strenge militairische Disciplin vergangner Zeiten als eine heilige Verpflichtung bei. Bald aber machte man die entsetzliche Entdeckung, daß das Schlachtfeld bei Jena ganz etwas anders sei, als eine Parade im Lustgarten zu Potsdam.

Massenbachs moralischer Muth wankte, dieser bis dahin muthige Mann floh vor dem Feinde, und übergab feig bei Prenzlau einer weit schwächern französischen Kriegsmacht das große Armee-Corps, welches er befehligte. Nun ging er von einem Extrem zum andern über, fand in dem großen Napoleon seinen lang verehrten Friedrich wieder, und ehrte ihn als den Erneuerer eines krankhaften, und wie er sagte — verfaulten Zustandes der Dinge! Seine frühere Liebe für Preußen verwandelte sich in Antipathie, er folgte dem Könige nicht nach Königsberg, sondern kehrte nach Potsdam zurück und tauchte seine Feder in Galle, um seinen königlichen Herrn zu schmähen.

Es hieße dem geschichtlichen Verlaufe vorgreifen, hier das spätere Schicksal dieses Mannes zu erwähnen, doch mag angeführt werden, daß er, nach der Restauration der preußischen Regierung mit seiner gewöhnlichen Bitterkeit „Memoiren Friedrich Wilhelms III." schrieb, die Anekdoten über die Person, die Familie und den Hof dieses Königs enthielten, ja er griff in diesem Werke den reinen, fleckenlosen Charakter der Königin Luise an. Am unerklärlichsten bleibt es, daß der Verfasser dieses schändliche Manuscript dem Könige mit dem Bemerken übersandte, daß er die Absicht habe, das Werk drucken zu lassen, es aber vernichten wolle, falls ihm der König, da er sich in Geldverlegenheit befinde, eine größere Summe bewillige als ihm sein Verleger in Tübingen geboten. Des Königs Nachsicht kennend, glaubte Massenbach vielleicht, er werde auf seinen Vorschlag eingehen, und dachte nicht, daß es Beleidigungen giebt, welche selbst die edelsten Gemüther nie verzeihen können.

Seiner gewohnten Milde treu bleibend, und sich jeder übereilten Aeuße-

rung enthaltend, sandte der König die Schmähschrift an den Kriegsminister mit der Bemerkung, daß er, sein Urtheil über diese gröbliche Verläumdung zurückhaltend, ihn auffordere, das Ganze streng und unparteiisch zu prüfen und dann ihm das Resultat vorzulegen. Das zusammenberufene Kriegsgericht erklärte Massenbach einstimmig des Hochverraths schuldig, und verdammte ihn zu lebenslänglicher Festungsstrafe. Demnach ward er von Frankfurt a. M. nach Glatz gebracht, und büßte dort für sein Vergehen. Der König milderte jedoch seine Strafe, indem er die lebenslängliche Haft auf eine geringere Zeit beschränkte.

In Memel waren die Soldaten versammelt, welche dem Schwerte des Feindes entgangen, oder aus der Gefangenschaft befreit waren. Man suchte die Armee wiederherzustellen, um sie noch einmal gegen Napoleon zu führen, und da der König aus all den noch im Besitz des Feindes befindlichen Provinzen Beweise rührender Anhänglichkeit erhielt, erhellte die Hoffnung auf Augenblicke den jetzt so trüben Horizont seines Lebens.

Die Königin fand bald, daß die Berliner, statt, wie behauptet wurde, der Macht Frankreichs zu huldigen, im Gegentheile dem Könige treu ergeben waren und voller Ungeduld Hilfe von ihm erwarteten. Sie hatten längst eingesehen, daß der Eroberer durchaus nicht geneigt war, das allgemeine Wohl zu fördern, und es ist gewiß, daß die Mehrzahl der Preußen ihrem Herrscher die Treue bewahrte. Seit die Königin von den Gesinnungen der Berliner für ihren König überzeugt war, betrachtete sie dieselben mit der größten Vorliebe. Die Treue und Anhänglichkeit der Litthauer ward dem hohen Paare mehr und mehr klar, als sie in deren unmittelbarer Nähe lebten, und wie Vater und Mutter betrachtet, kindlich von ihnen geliebt, als Herrscher geehrt wurden.

Da die Vorbereitungen jetzt geendet waren, vereinten sich die Preußen mit den Russen, die von dem General Benningsen befehligt wurden. Dieser begriff sogleich, daß der von Napoleon verrathene Wunsch, sich in den Winterquartieren festzusetzen, für die Russen das Signal sein müsse, in's Feld zu ziehen. Die Lage des Königs von Preußen bestimmte ihn gleichfalls; dieser war in Königsberg eingeschlossen, und die ihm geblieb-

nen Festungen hielten sich nur, weil die rauhe Jahreszeit nicht gestattete, Laufgräben vor denselben zu eröffnen. Danzig war schon blockirt und mußte sich ergeben, wenn nicht schleunig geholfen ward, während Graudenz, der Schlüssel der Weichsel, schon im Begriff stand sich zu ergeben.

Als die Franzosen vorrückten, folgten scharfe, von beträchtlichem Verlust begleitete Treffen, und die Russen besetzten die, Eylau begrenzenden Höhen, indem sie sich vor den Franzosen zurückzogen. Am Abend des 7. Februar erreichte Napoleon Eylau mit Augereau's Division, und behauptete seine Stellung für die Nacht. Am Morgen des 8ten fand er sich dem ganzen, gut verschanzten russischen Heere gegenüber. Bald nach Tages-Anbruch fand ein heftiger Angriff statt, und die noch anlangenden Corps wurden mit in das Treffen gezogen. Benningsen begann mit einem heftigen auf Eylau gerichteten Artillerie-Feuer, welches Napoleon mit seiner Garde und vierzig Kanonen anrückend, in eben so tödtlicher Weise erwiderte. Da er selbst commandirte, war er der größten Gefahr ausgesetzt, aber die Umstände waren so ernst und gebietend, daß er der persönlichen Gefahr nicht achtete. Auf beiden Seiten war das Blutbad entsetzlich, aber beide Heere wichen nicht.

Auf die furchtbare Macht seiner Artillerie rechnend, versuchte Benningsen zunächst, Napoleon zur Rechten vorbei zu manövriren und Eylau zu nehmen, ward jedoch durch verzweifelte Gegenwehr aufgehalten. Gegen Mittag verdunkelte ein heftiges Schneegestöber die ganze Atmosphäre, und vermehrte die Schrecken der Schlacht, indem nun am Tage die Verwirrung der Nacht herrschte. Ganze Batterieen stürzten zusammen, Augereau, der vorrückte, um die Russen anzugreifen, verlor die Richtung, und fand sich plötzlich von Feinden umringt, vor ihrem rechten Flügel. Seine Soldaten wurden, im buchstäblichen Sinne des Worts, in Stücke gehauen und er selbst, gefährlich verwundet, vom Schlachtfelde getragen.

Murat und Bessieres griffen mit siebzig Schwadronen Cavallerie das Centrum der Linie an, überwältigten durch diesen furchtbaren Angriff die russische Cavallerie, hieben zwei Infanterie-Abtheilungen nieder, und richteten ein gräßliches Blutbad an. Eine Abtheilung Russen sammelte sich wieder und rückte vor, ward jedoch gleichfalls durch den Nebel getäuscht, kam vom

Wege ab und ward auf dem Kirchhofe von Eylau umzingelt. Die kaiserliche Garde griff sie in der Fronte, Murat im Rücken an, und viertausend Mann verloren auf diesem Kirchhofe ihr Leben, ihre halb im Schnee vergrabenen erstarrten Körper vermischten sich mit den Sinnbildern des Todes ringsum, und unterschieden sich kaum von den die Gräber der ihnen vorangegangenen Todten bezeichnenden Erdhügeln. Die Schlacht dauerte mit abwechselndem Glück den ganzen Tag fort, und die anbrechende Nacht fand die beiden Heere in ihrer frühern Stellung. Die Preußen waren zur Verstärkung der Russen herbeigeeilt, aber Ney hatte die Franzosen verstärkt. Es bleibt schwer zu entscheiden, wer an diesem schrecklichen Tage das Uebergewicht behauptete; wenn jedoch eine der Parteien Anspruch auf Sieg machen konnte, war es Napoleon, der Herr des Schlachtfeldes blieb und acht Tage dort weilte, während sich Benningsen zurückzog.

Es war ein schauerlicher Triumph, zwanzig-, einige Berichte sagen sogar, fünfzigtausend Todte und eben so viel Verwundete bedeckten den blutgefärbten Schnee und vermischten sich mit den vielen getödteten Pferden, zerstreuten Waffen, Kugeln und all' den scheußlichen fürchterlichen Ueberbleibseln tödtlichen Kampfs. Die Luft erzitterte von schmerzlichen Klagetönen, die Wachtfeuer verbreiteten einen matten Schein über die der Stadt gegenüberliegenden gefrorenen Landseeen, die ihr Licht über die geisterhafte Scene zurückwarfen. Formlos durch ihre krustenartige Decke von Frost und Schnee, standen die starren Bäume im düstern Mondlicht, rings von den eisigen Leichen umgeben, da, und nur das widrige Gekrächz der Raubvögel unterbrach zuweilen die grausige Stille.

Napoleon war unverletzt geblieben, obgleich er den ganzen Tag dem Feuer ausgesetzt gewesen war. Sein Gesicht blieb unbeweglich, doch die Schrecken dieser furchtbaren Nacht erschütterten ihn mächtig, und die Erinnerung daran beschäftigte seinen Geist noch lange und wirkte auf seine Laune ein. Jede nur mögliche Aufmerksamkeit ward sowohl den französischen als auch den russischen Truppen zu Theil, aber achtundvierzig Stunden nach der Schlacht lagen noch fünftausend Russen auf dem Wahlplatze, denen man

von Zeit zu Zeit etwas Brot und Wein reichte. So bald als möglich wurden die am Leben Gebliebenen in das Hospital gebracht und dort gut verpflegt.

Benningsen zog sich nach Königsberg zurück, und Napoleon marschirte nach achttägiger Unthätigkeit gleichfalls nach der Weichsel zu, und schlug sein Hauptquartier in Osterode auf. Alle seine Klugheit und Gewandtheit war erforderlich, um die in Folge des zweifelhaften Ausgangs der Schlacht bei Eylau wankend gewordene Meinung der Menge zu besiegen. Er suchte seine Armee in den Cantonnirungen zu sichern, und verwendete die größte Sorgfalt auf seine verwundeten Soldaten, die, wenn er zwischen ihnen umherging und ihre Narben zählte, und sie durch seine Worte ermuthigte, ihre Leiden und Beschwerden vergaßen, und ihn mit unbeschreiblicher Zuneigung betrachteten. Die Schlacht von Eylau, die blutigste von allen, welche während des Kaiserreichs gefochten wurden, wenn man die Zahl der dabei Betheiligten in Betracht zieht, übte keinen Einfluß auf den Fortgang des Krieges und beide Parteien nahmen ihre ursprüngliche Stellung wieder ein.

Der kleinen Abtheilung des preußischen Heeres, die an den Schlachten von Mohrungen und Eylau Theil nahm, fehlte es weder an Tapferkeit noch Geschicklichkeit, und es wäre ein Leichtes, viele glänzende Proben ihres Muthes in diesen Schlachten anzuführen. Der Sieg war unentschieden, aber der französische Kaiser lernte die Tapferkeit der Preußen kennen, und seine Verluste waren so groß, daß er geneigt schien, auf Friedensvorschläge mit Preußen einzugehen.

Hätte der König seinen Freund und Bundesgenossen, den Kaiser Alexander verlassen wollen, so würde er vortheilhafte Bedingungen erlangt haben; sein gerechter edler Charakter ließ dies jedoch nicht zu.

Während Napoleon nach der Schlacht bei Eylau in Finkenstein beschäftigt war, seine eigne Macht in Europa, und ganz besonders in Deutschland, festzubegründen, gestattete er seinen Truppen Ruhe. Mehre deutsche Fürsten traten dem Rheinbunde bei und verstärkten dadurch die Macht Frankreichs. Indessen flößte die Ankunft des Kaisers Alexander seinen Soldaten frischen Muth ein, und man traf Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge. Im Hauptquartier zu Bartenstein vereinigte sich der König mit ihm. Die Köni=



gin weilte in Königsberg und versammelte alle durch gemeinschaftliches Interesse Verbundenen, welchen noch ein Hoffnungsstrahl auf bessere Zeiten leuchtete. Das Volk beeiferte sich auf alle Weise, ihr zu huldigen, und jene Bande wurden geknüpft, die sie einander bei dem spätern und längern Verweilen so theuer machten. Damals lernte sie den vortrefflichen Greis Scheffner und den würdigen Consistorial-Präsidenten Borowsky kennen, dessen christliche Gesinnung und einfaches Wesen die Königin sehr interessirte. Sie sprach offen mit ihm über moralische und religiöse Gegenstände, und da auch Scheffner für alles Gute und Schöne glühte, und mit großer Erfahrung vielfache Kenntnisse verband, fand ihr gequälter Geist in diesem Umgange angenehme Erholung. Scheffner mußte ihr oft vorlesen und sie mit der neuern Literatur bekannt machen. Eine hervorragende Eigenschaft seines geraden Charakters war Aufrichtigkeit, die Wahrheit siegte bei ihm über jede Bedenklichkeit, und deshalb ehrte die Königin den Greis bis an das Ende ihres Daseins. Die wegen ihrer großen Vaterlandsliebe sehr geachtete Gräfin Dohna von Finkenstein, gehörte gleichfalls zu den Lieblingen der Königin während ihres Aufenthalts in Königsberg; auch sie war eifrige Patriotin, denn obgleich ihre mütterliche Liebe für ihre vier Söhne, die schon für das Vaterland geblutet hatten, nicht in Zweifel gezogen werden konnte, feuerte sie die jungen Helden dennoch stets an und bestärkte das glühende Verlangen, wieder für ihr Land zu streiten. Deshalb, und weil sie oft erklärte, das Leben ihrer vier Söhne gelte ihr viel weniger als die Sicherheit und Ehre ihres Vaterlandes, nannte die Königin sie oft — eine spartanische Mutter. Der Anblick der verwundeten Krieger bewegte die Königin oft schmerzlich, und Alle, die sich besonders der Pflege dieser braven Männer annahmen, erfreuten sich ihrer größten Hochachtung. Wie würde ihr edles Herz erquickt worden sein, hätte sie sehen können, mit welcher Sanftmuth sich später die Edelsten ihres Geschlechts diesem heiligen Berufe widmeten.

In dieser Zeit wurden die Reserve-Bataillons gebildet, und marschirten bald darauf, zur Vertheidigung ihres Vaterlandes, an die Grenze. Feldmarschall Blücher sollte in Pommern eine militairische Operation beginnen und diese Gelegenheit benutzte die Königin, einmal wieder ruhig und ausführlich

an ihren Vater zu schreiben, was lange unterblieben, da aller Verkehr, besonders mit dem rechten Weichselufer, sehr unsicher war. Sowohl dieser merkwürdige Brief, als auch einer, den sie später aus Memel schrieb und der am Orte eingeschaltet werden wird, sind so treue Schilderungen ihrer gehörigen Gefühle, daß sie Jedem, der ihr Andenken ehrt, interessant sein müssen.

Sie schrieb:

Königsberg, den 15ten Mai 1807.

„Geliebter Vater.

„General Blüchers Abreise giebt mir, Gott sei Dank! eine sich're Gelegenheit, Ihnen einmal wieder ohne Rückhalt schreiben zu können. O Gott, wie lange war mir dieses Glück versagt, und wie viel habe ich Ihnen zu sagen! Seit der dritten Woche meiner Krankheit zeichnete sich jeder Tag durch ein neues Unglück aus.

„Die Expedition des vortrefflichen Blücher nach Pommern, und der jetzt in jeder Brust glühende Patriotismus, in Folge dessen sich im letzten Monat die Reservebataillone organisirt haben, sind neue Beweise der Treue und erfüllen mich mit froher Hoffnung. Ja, bester aller Väter, ich bin überzeugt, daß Alles wieder gut werden wird, und wir uns im Glücke wiedersehen. Danzig nimmt sich vortrefflich, die Einwohner führen sich musterhaft, erleichtern den Soldaten ihre Last so viel als möglich, versorgen sie mit Wein und Fleisch, wollen nichts von Uebergabe hören und sich lieber tödten lassen, als ihrem Könige die Treue brechen. Colberg und Graudenz halten sich auf gleiche Weise; ach hätten doch alle Festungen so gehandelt! Doch genug von vergangenen Sorgen, wenden wir unsere Gedanken zu Gott, zu ihm, der unser Schicksal regiert und uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen. Der König ist mit dem Kaiser Alexander bei dem Heere und will so lange bleiben, als dieser bleibt. Diese, auf so unerschütterliche Beständigkeit im Unglück begründete Einigkeit giebt die glänzendsten Hoffnungen steter Dauer. Nur Beharrlichkeit führt uns zum Ziele und ich bin überzeugt, daß es uns früher oder später gelingen wird.

Luise."

Die Belagerung Danzigs ward eifrig betrieben, und Kalkreuth, einer der alten Generale aus Friedrichs des Großen Zeit, vertheidigte es muthig. Die große Wichtigkeit des Orts veranlaßte Napoleon zu den größten Anstrengungen, diese Festung zu nehmen. Eine bedeutende, den 15ten Mai zu Wasser abgeschickte Abtheilung preußischer Truppen ward mit großem Verlust zurückgeschlagen, und mußte vermittelst ihrer Böte eiligst flüchten. Da die Belagerer durch Lannes und Oudinot verstärkt waren, so mußte Kalkreuth am 21sten capituliren und Danzig, dieser große Kriegshafen der Ostsee, fiel mit achthundert Kanonen und unermeßlichen Vorräthen in Napoleons Hände. Marschall Lefebvre erhielt, zur Erinnerung an die Einnahme der Festung, den Titel eines Herzogs von Danzig.

So waren die, dem Dasein der Königin neues Leben verleihenden Hoffnungen nur von kurzer Dauer, und ihrer warteten andere und größere Leiden. Der französische Kaiser hatte seine Streitkräfte bedeutend vermehrt, die beiden wichtigsten Festungen Preußens, die sich bis dahin so ehrenvoll gehalten hatten, Neisse und Danzig, auf denen so viele Hoffnungen ruhten, waren gefallen und alle Bewegungen der französischen Armee schienen auf neue Feindseligkeiten hinzudeuten.

Da man für Königsberg fürchtete, kehrte die Königin Anfang Juni nach Memel zurück, um sich wieder mit ihren dort gebliebenen Kindern zu vereinen. Seit Danzigs Fall hatte der tägliche Zuwachs neuer Unglücksfälle ihr Gemüth mit traurigen Ahnungen erfüllt, deshalb war ihre Freude über diese Wiedervereinigung sehr groß. Die Vortheile, welche die vereinten russischen und preußischen Truppen bei Spandau, Sormitten und Guttstadt erlangten, erregten für eine Zeit lang wieder etwas Hoffung, aber dieses wieder erwachte Vertrauen erlosch nur zu schnell und die unselige Schlacht von Friedland endete jede Hoffnung weiterer Gegenwehr.

Das Gemetzel dieser furchtbaren Schlacht war gräßlich. Savary sagt:

„Nicht eine einzige unsrer Kanonenkugeln verfehlte ihr Ziel und die russischen Quarrés wurden eins nach dem andern durchbrochen. Gegen sechs Uhr Abends griff der Kaiser sie mit einem Musketen-Feuer an. Ihre Massen wurden so gänzlich auseinander getrieben, daß nicht eine Spur von Ordnung

in ihren Stellungen blieb, und der dem Menschen natürliche Instinkt trieb Alle an, sich durch Flucht über die Brücke zu retten. Das furchtbare Blutbad jedoch, das unsre Artillerie nach dieser Richtung hin anrichtete, machte diesen Versuch unmöglich, und sie stürzten sich nun bunt durch einander in den Fluß, nicht wissend, ob er zu durchwaten sei. Einige ertranken in Folge ihrer schweren Rüstung, Andere entdeckten eine Furt auf unserm linken Flügel, und eilten in wilder Flucht und größter Unordnung, wie eine Heerde Schaafe davon.

„Die Nacht brach an und das Feuern hörte auf, unser Heer ruhte, der Kaiser blieb die ganze Nacht im Bivouak, und musterte am nächsten Morgen, zu Pferde, die Reihen. Die Soldaten schliefen nach der entsetzlichen Anstrengung und der Kaiser gab nicht zu, daß man sie störe, um, wie es gebräuchlich war, zur Ehre seiner Anwesenheit unter die Waffen zu treten. Auf dem russischen Schlachtfelde, wohin er sich nun begab, bot sich ihm ein fürchterliches Schauspiel dar. Die Ordnung der feindlichen Quarrés ließ sich aus den Reihen der Erschlagenen erkennen, und an der Lage der getödteten Pferde ersah man die Stellung ihrer Artillerie. So große Opfer lassen sich nur durch die höchsten Interessen, die auf dem Spiele stehen, rechtfertigen.

„Am 16ten nahm Soult mit den Seinen von Königsberg Besitz. Während Napoleon mit den Ueberbleibseln seiner Armee eifrig die Spur der beiden flüchtigen Monarchen verfolgte, waren diese schon auf dem Wege nach Tilsit, welches seine leichte Cavallerie am 19ten erreichte, während die Brücke noch brannte, über welche Alexander und Friedrich Wilhelm zum rechten Ufer des Niemen gelangt waren. Als das französische Heer sich der letzten Grenze näherte, die es von Alexanders Staaten trennte, war Napoleons Ungeduld kaum noch zu zähmen, er ließ seinem Pferde die Zügel schießen, durchschnitt, seinem Stabe voranreitend, allein die großen Ebenen welche Tilsit umgeben und hielt erst an, als er den Niemen sah."

Die Schlacht von Friedland war in ihren Folgen eine zweite Schlacht von Auerstädt.

Sein Hauptquartier verlegte Napoleon an die Ufer des Niemen nach Tilsit, und der Kaiser Alexander sah sich genöthigt, es zu räumen.

Zu dieser Zeit schrieb die Königin ihrem Vater folgenden Brief.

Memel, den 17. Juni 1807.

„In tiefster Bewegung und mit Thränen der dankbarsten Liebe las ich Ihren Brief vom 14. April. Wie soll ich Ihnen, theuerster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe und unaussprechlichen zärtlichen Güte danken? Welchen Trost und welche Stütze gewähren sie mir in meiner Betrübniß! Wenn man so zärtlich geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein. Neue entsetzliche Bürden sind uns wiederum aufgelegt und wir sind fast gezwungen, das Königreich zu verlassen. O denken Sie meine Gefühle dabei ... doch beschwöre ich Sie, im Namen Gottes, Ihre Tochter nicht zu verkennen. Nicht Kleinmuth beherrscht mich, denn zwei Gedanken erheben mich über jedes Mißgeschick, nämlich erstens — der Gedanke, daß wir kein Spielball blinden Zufalls sind, sondern uns in Gottes Hand befinden, und zweitens, daß wir mit Ehren fallen.

„Der König hat der Welt gezeigt, daß er nur der Ehre lebt, und die Schande nicht verdient. Er hätte keinen einzigen Schritt anders thun können als er ihn gethan, ohne falsch gegen seinen eignen Charakter, und ein Verräther an seinem Volke zu werden. Nur wer sich von wahrhaft ehrenhaften Gesinnungen durchdrungen fühlt, kann begreifen, was dies für eine Stütze ist. Doch zur Sache. Durch den Verlust der unglückseligen Schlacht von Friedland fiel Königsberg in die Hände der Franzosen, wir werden vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr etwas näher rückt, werde ich Memel mit meinen Kindern verlassen müssen. Der König will sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Sobald die Gefahr dringend wird, gehe ich nach Riga und Gott wird mir Kraft verleihen, den Augenblick zu ertragen, in welchem ich gezwungen sein werde, das Königreich zu verlassen, denn Kraft werde ich allerdings bedürfen, aber ich erhebe meine Augen zu dem Allmächtigen, von dem uns alles Gute kommt, dessen unerforschlicher Rathschluß das Böse zuläßt, und der, das

glaube ich fest, uns nicht mehr schickt als wir ertragen können. Noch einmal, theuerster Vater, wir fallen mit Ehren, von Nationen geliebt und geschätzt, und von treuen Freunden umgeben, weil wir sie verdienen. O ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich dieser Gedanke tröstet! Alles ertrage ich mit jener ruhigen Fassung, die ein reines Gewissen und feste Zuversicht allein zu geben vermögen, deßhalb seien Sie, bester aller Väter, versichert, daß wir nie ganz unglücklich werden können, und daß Viele, vom Glück reich gesegnet, und mit Kronen beladen, nicht so glücklich sind als wir. Gott schenkte uns als unerschöpfliche Freuden-Quelle den Frieden der Seele. Noch einmal möge es Ihnen zum Troste gesagt sein — niemals wird von unsrer Seite etwas geschehen, das sich nicht mit den strengsten Anforderungen der Ehre vertrüge, oder der allgemeinen Wohlfahrt zuwider liefe. Glauben Sie nicht, daß wir persönlich unglücklich sind, diese Versicherung wird, wie ich hoffe, Sie und Alle meine Lieben trösten. Stets bin ich Ihre aufrichtige, gehorsame, Sie liebende Tochter, und dem Herrn sei Dank, daß ich (da Ihre väterliche Güte es gestattete) mich nennen kann, Ihre Freundin

Luise."

Memel, den 24. Juni 1801.

„Noch liegen meine Briefe hier, denn nicht allein ungünstige Winde, sondern Stürme machten das Segeln irgend eines Fahrzeugs unmöglich. Jetzt sende ich Ihnen eine sichre Person und fahre in meinen Mittheilungen fort. Das Heer hat sich zurückziehen müssen und die Feindseligkeiten sind eingestellt, weil ein vierwöchentlicher Waffenstillstand geschlossen ist. Wenn das Wetter am Drohendsten scheint, klärt es sich zuweilen auf, vielleicht ist es in diesem Falle auch so. Niemand kann dies so sehr wünschen als ich, aber Wünsche bleiben Wünsche, und also ohne Gewähr der Erfüllung. Aber Alles kommt von oben, und deßhalb, allmächtiger Vater aller Güte, soll mein Glaube nicht wanken, wenn ich auch nicht mehr hoffen kann. Ich beziehe mich auf meinen aus der Tiefe der Seele geschriebnen Brief, Sie kennen mich, wenn Sie ihn lesen, mein

lieber Vater. Auf dem Pfade der Gerechtigkeit zu leben und zu sterben, und wenn es sein muß, Salz und Brot zu essen, wird mich nie gänzlich unglücklich machen, aber wer so wie ich, aus seinem irdischen Paradiese vertrieben wird, kann nicht mehr hoffen. Sollte Gutes daraus entstehen, o, so kann es Niemand dankbarer aufnehmen als ich, aber — ich erwarte es nicht. Das Unglück mag mich für den Augenblick verwirren, demüthigen kann es mich aber nicht, so lange es ein unverdientes ist. Das Schuldgefühl begangenen Unrechts würde mich in das Grab gestürzt haben, in das ich nicht mit Schande fahren werde, denn wir stehen rein da. Sie sehen, theuerster Vater, daß der Feind des Menschengeschlechts keine Macht über mich hat. Der König ist seit dem 19ten beim Kaiser, und seit gestern sind sie in Tauroggen, nur wenige Meilen von Tilsit, wo der französische Kaiser jetzt ist. Ich werfe mich zu Ihren Füßen, ganz die Ihrige

Luise."

Ganz Preußen war jetzt in der beklagenswerthesten Lage, die letzte feste Stadt war hart bedrängt, Pillau belagert, die Folge der Verrätherei ward deutlich in den offiziellen Depeschen eines im Jahre 1807 im britischen Dienste auf dem Schauplatze des Treffens angestellten, vornehmen englischen Offiziers an die Admiralität dargestellt.

Da diese Depeschen uns über den Zustand der Dinge in jener Zeit aufklären, die so sehr nachtheilig auf die Gesundheit und Stimmung der Königin wirkten, führen wir sie hier an.

„Mein Herr!

H. M. Cutter Favourite, den 15. Juni 1807.

„Ich ergreife die erste Gelegenheit, Ew. Herrlichkeit zu benachrichtigen, daß Königsberg in den Händen des Feindes ist.

„Am 18ten d. M. verließ ich die Stadt erst um zwei Uhr. Die Truppen waren im Gefecht und der Feind den Festungswerken so nahe, daß seine

Kugeln in die Stadt fielen. Nach der Anzahl der auf dem Schlachtfelde befindlichen Verwundeten und Todten zu schließen, fürchte ich, daß der Verlust Seiten der verbündeten Mächte bedeutend gewesen sein muß, und glaube, daß auch die Franzosen viel verloren haben müssen, da sie im Anrücken so sehr dem Feuer der Festung ausgesetzt waren. Um nähere Nachricht einzuziehen, würde ich in der Stadt geblieben sein da ich jedoch erfuhr, daß ein Theil der französischen Infanterie zwischen Holstein und Königsberg über den Fluß gesetzt sei, um die Verbindung abzuschneiden, floh ich zu Pferde, und ungefähr eine Viertelmeile weit rechts an ihnen vorüber.

„Ich habe Briefe aus Danzig vom **10ten** d. M. gesehen, welche melden, daß die von den unglücklichen Einwohnern erhobnen Contributionen sich auf eine Million Pfund Sterling belaufen, und daß sechshundert französische Seeleute dort angekommen und damit beschäftigt sind, Sr. Majestät ehemaliges Schiff Dauntleß und vier Handelsschiffe, jedes zu sechsundzwanzig bis dreißig Kanonen auszurüsten.

„Die Franzosen müssen bedeutende Vorräthe in Königsberg getroffen haben, da keine Vorsichtsmaaßregeln getroffen waren, um dieselben zu entfernen, bevor sie einrückten.

„Um Ew. Herrlichkeit einigermaaßen einen Begriff von der gegenwärtigen Lage der Dinge in Preußen zu geben, lege ich die Abschrift eines Auszugs aus einem Briefe des General Rüchel (Gouverneur von Königsberg), an den Commandanten von Pillau bei, und habe die Ehre zu sein

Ew. Herrlichkeit dienstwilliger

An W. Marsden, Esqu. ꝛc. ꝛc. A. Green."

Fragment aus dem Briefe des General-Gouverneurs von Preußen an den Commandanten von Pillau.

15. Juni 1807.

„Die beiden Offiziere in Pillau sollen den Platz bis auf's Aeußerste halten, in Ihren Händen ist jetzt Preußens letzte Festung, und man erwartet von Ihnen, daß Sie dieselbe tapfer vertheidigen werden. In dieser

Absicht giebt man Ihnen unbeschränkte Vollmacht, und wünscht, daß mit der größten Strenge gegen Alle verfahren werde, die sich das Geringste zu Schulden kommen lassen. Sie werden allen nöthigen Proviant aus dem Nachbarlande ziehen, und die bestmöglichsten Quittungen darüber ausstellen, denn sie werden einst bezahlt werden. Obgleich Preußen verloren gehen mag, wird es doch nicht aufhören, ein Königreich zu sein."

„Mein Herr,

Memel, H. M. Cutter Favourite, den 21. Juni 1807.

„Ew. Herrlichkeit bitte ich um die Erlaubniß, Ihnen melden zu dürfen, daß seit meinem letzten Schreiben vom 15ten, der Feind zur Belagerung vor Pillau gerückt, und am 18ten gegen drei Uhr Nachmittags begonnen hat, Stadt und Festung zu beschießen, und daß nach Verlauf von zwei Stunden ein Offizier hineingeschickt ward, um zu hören, ob sie capituliren wollten, was jedoch verneint ward. Dieser Angriff geschah von der Seite nach Königsberg zu. Am 19ten erschien ein höherer Offizier mit einer ähnlichen Aufforderung, die gleichfalls verworfen ward, aber bis eine Antwort vom Könige einlief, war ein Waffenstillstand beschlossen, damit sie erführen, ob und wie weit sie die Festung zu vertheidigen hätten. Da sie auf keine sichre Weise dem Könige Nachricht zukommen lassen konnten, brachte ich auf den Wunsch des Gouverneurs die Depesche nach Memel. Eine Anzahl neutraler, mit Proviant beladener Schiffe, die nach Königsberg gehen sollten, lagen bei Pillau. Sobald ich die authentische Nachricht bekam, daß der eben erwähnte Ort in des Feindes Händen sei, machte ich dem Gouverneur meine Aufwartung, und ersuchte ihn, die Fahrzeuge sogleich dorthin gehen zu lassen, oder Königsberg in Blokade-Zustand zu erklären und seine kleinen bewaffneten Fahrzeuge vom Haff hinzusenden, um zu verhindern, daß die Proviant-Schiffe den Franzosen ihre Ladung zukommen ließen. Er versprach es, und versicherte, den Befehl ertheilt zu haben, ehe ich jenen Abend an Bord ging. Als ich am folgenden Morgen fand, daß

jene Befehle nicht ausgeführt waren, hielt ich es für nothwendig, ihm über diesen Gegenstand einen Brief zu schreiben, den Ew. Herrlichkeit hoffentlich billigen werden.

„Während des Angriffs auf Pillau ereignete sich am 18ten d. M. ein Umstand, der Ew. Gnaden einen Beweis von der unter den Garnisonen Preußens herrschenden Verrätherei liefert. Ich war gerade bei dem Befehlshaber, als ein Offizier mit einer Hand voll Musketenkugeln-Patronen erschien, die statt des Pulvers mit feinem Sand gefüllt waren, und die er aus den Patrontaschen der Soldaten genommen, welche die Pallisaden auf der Vorderseite der Stadt vertheidigten.

„Ew. Herrlichkeit werden mir erlauben, den Empfang Ihrer fernern Weisungen vom 26sten v. M. bescheinigen zu dürfen und ich werde alle meine Kräfte anwenden, sie zu vollziehen.

Ich habe die Ehre zu sein u. s. w.

An W. Marsden Esq. — A. Green."

Dem Schlusse des Waffenstillstandes folgte eine Zusammenkunft zwischen Alexander und Napoleon, und eine spätere mit dem Könige. Die Friedensunterhandlungen begannen und Alexanders und Friedrich Wilhelms Hauptquartier ward nach Tilsit verlegt, so daß die Hauptquartiere der drei Monarchen in einer Stadt lagen.

Der unglückliche König von Preußen, ein König ohne Land, kam am 28sten in Tilsit an, und Napoleon, der gegen Alexander rücksichtsvoll verfuhr, behandelte ihn nachlässig, und verhehlte nicht, daß, wenn er einen Theil seiner Staaten zurückerhalte, er dies nur seinem hohen Bundesgenossen zu danken habe. Dieser Mißbrauch der Macht, den der französische Kaiser mit so beleidigender Arroganz ausübte, empörte des Königs redliches Gemüth und weckte jenen edlen, dem Unglücklichen so wohl anstehenden Stolz. Unmöglich war es ihm, dem Kaiser zu huldigen, der so sehr an Schmeichelei gewöhnt war, und dies eben beleidigte Napoleon, der seinen Unwillen nicht verbarg.

Unter diesen Verhältnissen hoffte die Umgebung des Königs, daß der Königin Erscheinen im Hauptquartier die Unterhandlungen erleichtern und vor-

theilhaftere Friedensbedingungen vermitteln würde. Sie ward also darum ersucht, und kam mit der Ergebung eines frommen Gemüths, welches treu in jeder Lage seine Pflicht erfüllt.

Eine gewöhnliche Frau würde es unter ihrer Würde gehalten haben, als Bittende vor einen Mann zu treten, der sie persönlich beleidigt hatte; in ihrem sanften Gemüthe fand jedoch der Gedanke keinen Raum, daß es Menschen gebe, denen es an Großmuth fehlt, ihr Unrecht wieder gut zu machen, und die dann ihre Beleidigungen nur noch vergrößern. Unmöglich konnte sie vorhersehen, daß ihre Reise nach Tilsit nutzlos sein würde. Es erniedrigte die hohe Frau nicht, wenn sie sich für ihr Volk verwendete, und so schmerzlich der Versuch auch sein mochte, überwand ihre Liebe und ihr Eifer für Alle denen sie zugethan war, dennoch ihre Abneigung gegen diese Zusammenkunft.

In ihrem Tagebuche drückt die Verklärte ihre Gefühle folgendermaßen aus:

> „Was mich dieser Schritt kostet, weiß mein Gott allein, denn wenn ich diesen Mann nicht geradezu hasse, so betrachte ich ihn doch als den, welcher den König und die ganze Nation elend gemacht hat. Ich bewundere seinen Geist, aber seinen augenscheinlich falschen, höhnischen Charakter kann ich nicht ertragen. Gegen ihn höflich und artig zu sein, wird mir höchst schwer werden, aber man fordert diese Selbstverleugnung von mir und ich bin es ja schon gewohnt, Opfer zu bringen."

Napoleons später angeführter Brief an Josephine bildet einen merkwürdigen Contrast mit diesem rührenden Bericht über die Gefühle der Königin. Die berühmte Zusammenkunft zwischen dieser hochherzigen Frau und dem Manne, — der ihre heiligsten Gefühle durch jede Beleidigung und Verläumdung die er nur erfinnen konnte, so sehr verletzt hatte, und der nicht allein danach strebte, sie in der Meinung ihrer Unterthanen herabzusetzen, sondern auch ihren fleckenlosen Ruf in ganz Europa anzuschwärzen trachtete, — ist verschieden erzählt worden. Die an den Frieden von Tilsit geknüpften kränkenden Bedingungen, die Zerstückelung Preußens, auf welcher der Eroberer bestand, und die den Verlust fast der Hälfte von des Königs Erbstaaten zur Folge hatte, bestimmte die Königin, ihre persönlichen Gefühle aufzuopfern, und bewog

sie, auf den Vorschlag einer Zusammenkunft mit ihrem erklärten Feinde einzugehen.

Napoleon wünschte dieselbe theils, um seinen unermeßlichen Stolz und Ehrgeiz zu befriedigen, theils aus Neugierde, die anmuthigste und schönste Frau ihrer Zeit zu sehen.

Die, welche ihren außerordentlichen Liebreiz kannten, und die Wirkung desselben auf Napoleon fürchteten, da man wußte, daß er nicht unempfindlich gegen weibliche Reize sei, suchten diese Zusammenkunft auf alle mögliche Weise zu verhindern, und zwar besonders der schlaue Talleyrand. Es war indeß umsonst.

Um die wahre Stellung beider Theile zu verbergen, und den ganz natürlichen Zwang aufzuheben, der gewiß sichtbar werden mußte, stellte sich der pracht- und pompliebende Kaiser, als wolle er die Königin besonders ehren und sandte ihr einen von acht Pferden gezognen Staatswagen, während eine zahlreiche und prächtige Escorte seiner Garde-Dragoner Befehl hatte, König und Königin in das Hauptquartier zu geleiten.

Diese glänzende Ehrfurchtsbezeigung war besonders den Gefühlen des durch seine einfachen Gewohnheiten so ausgezeichneten Königs zuwider, der nie vier Pferde gebrauchte, wenn zwei dem Zwecke eben so gut entsprachen. Er haßte jedes Gepränge, und vermied es stets, die Aufmerksamkeit in irgend einer Art auf sich zu lenken. Da der König also ungewöhnlich ernst und zurückhaltend war, hatte die Königin eine desto schwierigere Aufgabe.

Sie war übrigens ruhig und gefaßt wie gewöhnlich, und vermied mit dem ihr angebornen Takte, ihre Gefühle zu verrathen.

Sobald sie die für sie bestimmten Zimmer in Besitz genommen, stattete ihr der französische Kaiser einen Besuch ab. Die ersten Augenblicke dieser Zusammenkunft mit ruhiger Würde zu ertragen, war in der Königin Lage keine leichte Aufgabe. Mit der feinsten Discretion und dem zartesten, nur einem edlen Gemüthe eignen Takte, empfing sie den Kaiser höflich, bedauerte, daß er genöthigt sei, eine so schlechte Treppe zu steigen, und fragte, ob das nördliche Klima seiner Gesundheit im Winter zusage. Er schien überrascht von

dem würdigen Benehmen des Königs und erstaunt über die wunderbare, seine Erwartung weit übertreffende Schönheit der Königin, der er sehr viel Schmeichelhaftes sagte. Leicht überging sie diese Aeußerungen persönlicher Bewunderung, und lenkte die Unterhaltung geschickt auf allgemeine Gegenstände, aber Napoleon war durchaus nicht ungezwungen. Während er sprach, schwang er seine Reitpeitsche hin und her, und sich plötzlich zum Könige wendend, sagte er: „Sire, ich bewundere die Größe und Ruhe Ihrer Seele inmitten so zahlreicher und schwerer Unglücksfälle."

Langsam und fest entgegnete der König: „Ruhe und Seelengröße können nur durch die Stärke eines guten Gewissens errungen werden."

Sei es nun, daß der Kaiser durch den Ton und das Benehmen des Königs beleidigt war, welches seine stolze Natur reizte, oder trieb ihn seine gewöhnliche Grobheit zu einer unartigen Antwort, genug, er rief plötzlich: „Aber wie konnten Sie einen Krieg mit mir anfangen, da ich schon so viele, mächtigere Nationen besiegt habe?"

Wohl wissend, daß diese Frage zu vielen andern führen würde, die lange und unnütze Auseinandersetzungen zur Folge haben mußten, sah ihn der König fest und streng, aber schweigend an.

Die Königin erwiderte: „Sire, der Ruhm des großen Friedrich täuschte uns über den Umfang unsrer Macht, wir sind also getäuscht, aber es war so bestimmt." Dann bemühte sie sich, der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben. Etwas später erwähnte sie den Zweck ihrer Reise, und daß sie ihn zu bewegen hoffe, billigen Bedingungen bei einem Friedens-Abschlusse mit Preußen Gehör zu geben. Die Folge hat gelehrt, wie diese Erklärung aufgenommen ward. Der französische Kaiser hatte keinen Sinn für ritterliche Ehre, diese Eigenschaft fehlte ihm gänzlich, und so war die Fürbitte einer edlen Frau zu einem edlen Zwecke fruchtlos. Eine Angabe der verschiedenen Fragen des französischen Kaisers würde schwierig sein, augenscheinlich war die Wahl aller Gegenstände seines Gesprächs bei diesem Besuch darauf berechnet, die Königin in Verlegenheit zu setzen.

Welchen Zwang mußten alle bei dieser Zusammenkunft Gegenwärtigen empfinden! Der Eroberer und Dictator, der die rechtmäßigen Herrscher bis an

die äußerste Grenze ihres Gebiets getrieben hatte, lud sie nun als seine Gäste zu sich ein. Vielleicht vermag die Geschichte keine sonderbarere, peinigendere Lage aufzuweisen, als die des unglücklichen Herrscherpaars bei dieser Gelegenheit, die versuchen mußten, ihren Todfeind zu versöhnen. Napoleon gab ein glänzendes Festmahl, bei dem der König zu seiner Linken, die Königin rechts neben ihm sitzen mußte. Der König war ernst, zurückhaltend und sprach sehr wenig, aber was er sagte, war passend und treffend, und wenn ja eine politische Anspielung in seinen Worten lag, war sie wenigstens fein versteckt. Die Unterhaltung drehte sich um Jugenderinnerungen und der König gebrauchte das Wort „Wiege."

Mit der ihm eignen, sonderbaren Art lächelnd, bemerkte Napoleon: „Aber wenn das Kind ein Mann wird, vergißt es die Wiege.'

„Ja," entgegnete der König, „unsern Ursprung vergessen wir jedoch nicht, und der gute Mensch gedenkt dankbar der Wiege, in der er als Kind lag."

Die, welche den König in diesem Augenblicke beobachteten, fanden den Ton, in dem er diese Worte sprach, ganz besonders bezeichnend, es schien nur zu klar daß er mit Kummer seiner alten, ererbten Provinzen gedachte, die er nun abtreten mußte. Ungewohnt, Gefühle zu heucheln die er nicht empfand, war seine gegenwärtige Lage ihm höchst peinlich, und seine Antworten waren zwar fest und männlich, aber noch lakonischer als gewöhnlich und er überließ der Königin gern seinen Theil an der Unterhaltung, denn der Reinheit ihres Charakters unbeschadet, besaß sie die Gabe der Rede im höchsten Grade, und ohne daß sie je schmeichelte, was ihr ganz unmöglich, waren ihre Worte dennoch stets darauf berechnet, einen angenehmen Eindruck hervorzubringen. Bei dieser Gelegenheit redete sie achtungsvoll und mit Interesse von der Kaiserin Josephine, und von andern, ihrer Ansicht nach, dem Kaiser angenehmen Gegenständen. Sie bezauberte ihn gänzlich, denn nie zuvor hatte er so viel weibliche Würde mit so viel Liebenswürdigkeit und Grazie vereint gesehen, seine Bewunderung stieg mit jedem Augenblicke und er sagte später zu Talleyrand: „Ich wußte, daß ich die schönste jetzt lebende Königin sehen würde, aber ich fand nicht nur die schönste Königin, sondern auch die interessanteste Frau von der Welt." Dieses Urtheil über die, die er so schwer gekränkt und bei jeder

Gelegenheit eine Intriguantin genannt hatte; ist eine auffallende Wirkung des Zaubers, der Feinde in Freunde zu verwandeln vermag.

Ein französischer Schriftsteller sagt in seinen Memoiren Napoleons in Bezug auf dieses Mahl in Tilsit: Als die Herrschaften zu Tafel gingen, versprach der Kaiser sehr galant, daß er Schlesien zurückgeben wolle, wissend, daß die Königin dies dringend wünsche.

Der Kaiser schrieb während dieser Zeit an seine Gemahlin:

„Die Königin von Preußen ist wirklich eine reizende Frau, und sehr coquett gegen mich, aber sei nicht eifersüchtig, ich gleiche der Wachs-Leinwand, über die jedes Ding hinweggleitet, ohne sie zu durchdringen. Es würde mir theuer zu stehen kommen, wollte ich bei dieser Gelegenheit den Galanten spielen."

Nichtsdestoweniger war Napoleon sehr geneigt, sich allen Wünschen der Königin zu fügen, so daß einer seiner Generale ihn höchst unzufrieden fragte, ob er glaube, daß jede von einem Weibe vergossene Thräne das Blut von Hunderten seiner Soldaten aufwiege, welches, wenn ihre Gesuche erfüllt würden, nutzlos vergossen wäre! Vielleicht war es eine Folge dieser Worte, daß er der Königin dringende Bitte um Zurückgabe der Festung Magdeburg verweigerte.

In den Salons der Kaiserin Josephine erzählte man sich, die Königin habe einst, während ihres Aufenthalts in Tilsit eine wundervolle Rose in der Hand gehabt, und Napoleon sie darum gebeten. Nach augenblicklichem Zögern habe die hohe Frau sie ihm mit den Worten überreicht: „Wie sollte ich wohl schnell gewähren was Sie wünschen, da Sie taub bei allen meinen Bitten bleiben?" Niemand wird die Aufmerksamkeiten der Königin gegen Napoleon mißdeuten, die er Coquetterie zu nennen beliebte.

Der Wunsch, die Lasten ihres Volks zu erleichtern, erforderte den höchsten Takt, und der Beweggrund zu ihrem Besuche reinigt sie von jedem Verdacht der Coquetterie mit ihm. Zu einer spätern Zeit widerlegte es Napoleon selbst auf das Bestimmteste gegen Fürst Talleyrand.

Die in der ganzen Nation vorherrschende Aufregung, welche die Preußen veranlaßte, ihr Augenmerk noch ernstlicher auf ihre fast abgöttisch verehrte

Königin zu richten, war dem französischen Hofe nicht unbekannt, und Napoleon, der eine kindische Furcht vor der Stimme der Wahrheit hatte, und ängstlich bemüht war, sich die gute Meinung der Königin zu bewahren, beklagte laut, daß es ihm nicht habe gelingen wollen, ihr Vertrauen einzuflößen. Er erklärte Talleyrand, sie halte zu viel auf die Würde ihres Geschlechts, und scheine die öffentliche Meinung zu hoch zu achten, die ihrer Ansicht nach nicht zu leicht geopfert werden dürfe, während sie mehr bezweckt haben würde, wenn sie als zweite Armida bis Paris vorgedrungen sei, um dort Friedensbedingungen vorzuschreiben.

Nach einem dreitägigen Aufenthalt im Hauptquartier kehrte die Königin nach Memel zurück und am 9. Juli ward der Friedens-Vertrag zwischen Preußen und Rußland unterzeichnet. Wie schmerzlich der Tilsiter Frieden ihr war, und wie sehr er fortwährend ihr Gemüth beschäftigte, verhehlte sie nicht. Oft bezog sie sich auf die wohlbekannte Bemerkung der Königin Maria von England — die erklärte, daß, wenn man ihr Herz sehen könne, der Name Calais in blutigen Buchstaben darauf zu lesen sein werde. Ebenso ging es der Königin Luise hinsichtlich Magdeburgs.

Der Friede zwischen Frankreich und Rußland ward den 7. Juli unterzeichnet, und Alexander schickte sich an, Tilsit noch denselben Tag zu verlassen. Nach dreistündigem Beisammensein bestiegen die beiden Kaiser ihre Pferde und ritten nach dem Niemen. Beim Scheiden verlieh Napoleon einem Offizier der kaiserlich-russischen Garde zum Beweise seiner Achtung dieser Truppe, den goldnen Adler der Ehrenlegion, und Platoff, dem Hettman der Kosaken, machte er ein Geschenk mit seinem Portrait. Dann sah er Alexander sich einschiffen, sah, wie er dem jenseitigen Gestade sich näherte, und kehrte dann nach Tilsit zurück, um dem Könige von Preußen seinen Abschiedsbesuch zu machen und dann sogleich nach Königsberg abzugehen.

Wie schon gesagt, war die Königin tief und schmerzlich betrübt, und dieser nagende Kummer blieb nicht ohne Folgen, denn von dieser Zeit datirt sich ihr Unwohlsein, welches jedenfalls Folge unterdrückter Bewegung und nagenden Schmerzes war.

Die Haupt-Artikel des Vertrags waren folgende:

Mit Ausnahme von Schlesien tritt Preußen Alles ab, was seit der Thronbesteigung Friedrichs des Großen erobert ist. Magdeburg wird Preußen nicht zurückgegeben, Danzig als freie Stadt, und unter preußischem und sächsischem Schutz erklärt. Preußisch-Polen ward in das Großherzogthum Warschau verwandelt und unter sächsische Oberhoheit gestellt. Alle Leibeignen sollten in Freiheit gesetzt, und die Leibeigenschaft im Großherzogthum Warschau abgeschafft werden. Dies war Alles, was Napoleon für Polen that. Der Kaiser Alexander zauderte nicht, eine preußische Provinz anzunehmen, die sehr bequem zur Arrondirung seiner Grenze lag, und gab dafür eine der seinen in Tausch an Holland. Corfu gab er an Frankreich zurück, und erkannte alle von Napoleon geschaffnen Königreiche, und dessen Herrschaft über Hannover an.

Napoleons Heer war reichlich versorgt, in Königsberg waren große Magazine und viel Proviant gefunden, und in Danzig errichtete man bedeutende Magazine, da die Weichsel die Verbindung zwischen Danzig, Königsberg und Tilsit vermittelte. Aus allen preußischen Zeughäusern wurden die Polen bewaffnet, und Preußen konnte nicht länger eine Nation genannt werden.

In den Briefen an ihren Vater aus dieser Periode, erkennt man deutlich den hohen religiösen Gesichtspunkt, aus welchem die Königin die Begebenheiten dieser Welt betrachtete. Jede weltliche Hoffnung schien nun bei ihr verschwunden, aber je mehr diese erlosch, je reicher und herrlicher entfaltete sich das tiefe Gefühl der Verklärten, mit dem sie sich der Vergangenheit erinnerte, die Gegenwart lebendig auffaßte und die Zukunft ahnete. Die Klarheit ihres Verstandes überzeugte sie, daß ein Reich der Finsterniß, und sei es noch so fest und mächtig begründet, nicht immer dauern könne, sondern das Licht der Wahrheit endlich durchdringen müsse. Es war ein ihrer christlichen Gesinnung und erhabnen Anschauugsweise eigenthümlicher Grundsatz, daß man jede persönliche Beleidigung vergessen, das Böse jedoch nie als gleichgiltig ansehen dürfe. Möge dies ein Jeder, so viel es in seiner Macht steht, vermeiden, doch bedarf man dazu der Umsicht, denn wir sehen deutlich im Fortschritte der Civilisation, daß es der Zeit bed arf

sie zur Reife zu bringen; deßhalb müssen wir unser Mißgeschick stillschweigend und ohne Widerstreben ertragen. Die Königin war überzeugt, daß die im wahren Glauben Stehenden eine unsichtbare Kirche bilden und sich einander trösten, stärken und aufrichten, damit eine große Zukunft sie nicht unvorbereitet finde. Von diesen Ansichten unterstützt, von ihrem Gemahl geliebt und ihren Kindern umgeben, genoß sie ein hohes, von ihrer königlichen Stellung ganz unabhängiges Glück, aber die Leiden ihres so sehr von ihr geliebten Volkes lagen ihr schwer am Herzen.

Die Bedingungen des Tilsiter Vertrags wurden nicht erfüllt, so sehr auch der König und sein Volk sich bemüht hatten, ihren Verbindlichkeiten mit der strengsten Genauigkeit nachzukommen. Das erste Resultat des Friedensschlusses sollte die Räumung des Landes bis zur Weichsel sein, doch ward dieselbe unter verschiednen Vorwänden verzögert.

In Beziehung auf den Tilsiter Frieden schrieb die Königin ihrem Vater wie folgt:

„Wir bleiben sittlich frei und das wird politische Freiheit herbeiführen. Ich bin überzeugt, theurer Vater, daß die Art, in der dieser Friede geschlossen ist gewiß früher oder später, (vielleicht erlebe ich es gar nicht mehr), ein Segen für Preußen sein wird. Bei Eylau forderte man vom Könige, er solle seinen treuen Bundesgenossen verlassen, was er, der die Treue und Wahrheit selbst ist, unmöglich thun konnte. . . . Noch ein Mal, es ist meine feste Ueberzeugung, dieser Friede wird segensreich für Preußen sein."

Ein schöner Beweis von der zwischen der Königin und ihren Unterthanen zu jener Zeit stattfindenden Uebereinstimmung der Gefühle, mag hier angeführt werden:

Da das Kriegselend die untern Klassen der nothwendigsten Subsistenz-Mittel beraubt hatte, waren die armen Leute in der größten Noth, Mütter verließen sogar ihre Kinder in diesem herzzerreißenden Elend und ließen sie auf den Brücken oder in den Straßenecken liegen, wo diese armen kleinen Geschöpfe oft in Sturm und Schnee, ganze Nächte hindurch ohne Nahrung und Obdach im Freien zubrachten. Der Magistrat und die andern Behörden nahmen diese

armen Findlinge, die größtentheils Kinder von Soldaten waren, die sich hatten anwerben lassen müssen, in ihre eignen Häuser auf, um nicht mit den zu jener Zeit fast in jeder Stadt Preußens eingesetzten französischen Obrigkeiten in Collision zu gerathen. Die Zahl der armen Kinder wuchs jedoch so sehr, daß dies nicht länger so fortgehen konnte, und man überlegte, wie am besten für das Geschick dieser armen Verlassenen Sorge zu tragen sei. Eine Gesellschaft von Menschenfreunden trat zusammen und eröffnete mit dem lobenswerthesten Eifer zur künftigen Erhaltung, Kleidung und Erziehung der Findlinge eine Subscription, die, obgleich die allgemeine Noth der Zeit schwer auf allen Klassen lastete, dennoch, zur größten Befriedigung der Unternehmer, große Summen einbrachte.

Das Verlangen, der Königin zu zeigen, wie sehr sie dieselbe persönlich achteten, und der Wunsch, den Majestäten zu beweisen, wie sie von der Theilnahme derselben an jeder löblichen Unternehmung überzeugt waren, erweckte die einstimmige Bitte an die Königin, daß Ihre Majestät geruhen möge zu erlauben, daß man dem für die Findlinge zu errichtenden Asyle ihren Namen gebe.

Propst Hanstein trug der hohen Frau dieses Gesuch vor, und die Erwiderung seines Schreibens, dem ein Prospect des zu errichtenden Instituts beigefügt war, zeigt uns auf's Neue, wie lebhaft sie als Mutter für ihr Volk fühlte.

Sie schrieb:

„Memel, den 31. August 1807.

„Wohlthätigkeit war stets ein vorherrschender Zug in dem Charakter der Berliner Einwohner, und dies hat sich nie schöner gezeigt als am Ende dieses unglücklichen Krieges, durch die Begründung dieses Instituts zur Aufnahme und Erziehung verlassener Kinder noch lebender Aeltern. Recht sehr danke ich Ew. Hochwürden für den Prospect. Es giebt zwar mehre Anstalten für Waisen, doch für die besondere Klasse dieser unglücklichen Kinder, hat man bis jetzt noch an keine Zufluchtsstätte gedacht, deßhalb verdient dieses Unternehmen allgemeine Unterstützung so wie die lebhafteste Theilnahme. Tief fühle ich diesen ehrenvollen Beweis des Vertrauens der Achtung und Liebe, der sich in der Bitte aus-

spricht, das Institut nach mir zu nennen, und es also unter meinen Schutz zu stellen. Mit großer Freude willige ich ein und nehme es auch auf mich, für vier dieser kleinen Findlinge auf Kosten des Staats zu sorgen, und ersuche Ew. Hochwürden, diese nach den Satuten der Anstalt zu wählen und ihnen einen Vormund zu bestellen. Vorläufig sende ich Ihnen hundert Friedrichsd'or zur Bestreitung der Kosten.

„Der Krieg welcher so viel Elend über die Nation gebracht hat, deren „Landesmutter" mich zu nennen mein Stolz ist, hat zugleich viele vortreffliche Früchte getragen, und den Saamen zu manchem Guten und Wünschenswerthen gestreut. Lassen Sie uns dieses Saamenkorn vereint, mit treuer Sorgfalt pflegen und anbauen, dann können wir hoffen, daß der Verlust der Macht reichlich durch die Ausübung der Tugend ersetzt werde.

„Sie, ehrwürdiger Herr, thaten das Ihre zur Erreichung dieses Zweckes, und Viele Ihrer würdigen Collegen haben vereint mit Ihnen gearbeitet. Sie flößten den Einwohnern Berlins jenen Geist ein, der sie allein befähigte, das Geschick mit Würde zu ertragen. Dadurch verstärkten Sie die Bande der Liebe, welche die Nation so fest mit ihren Herrschern verbindet. Um so größer und reiner wird die Freude der so glühend und heiß gewünschten Wiedervereinigung sein.

Ihre affectionirte
Luise."

Dies Beispiel des Königs und der Königin war sehr ermuthigend. Während ihrer Unglückszeit, als sie gezwungen waren von Königsberg nach Memel zu flüchten, waren sie fast in einem dürftigen Zustande, verzweifelten aber nicht. Der König war nie mürrisch in seinem Ernst und die Königin zwar traurig, aber nie gereizt, Beide waren nicht Egoisten und suchten durch Selbstbeherrschung die drückende Gegenwart zu mildern. Oft äußerten sie: — „die der Herr liebt, züchtiget er", und Beide suchten einander durch Resignation Hoffnung einzuflößen. Sie fühlten sich so glücklich in ihrer gegenseitigen Zuneigung und der ihrer Familie, daß das Aeußere

ihnen nur von untergeordneter Wichtigkeit erschien. Nur die Lasten und Entbehrungen ihres Volks drückten sie schwer nieder. Die Einwohner Königsbergs waren gewohnt, das Herrscherpaar und die königlichen Kinder in den Straßen umhergehen, und mit der größten Herablassung die ehrerbietigen Grüße ihres Volks erwidern zu sehen, wobei ihre Heiterkeit wirklich bewunderswerth war. Die hohen Herrschaften hatten oft so wenig Geld, daß es nicht zu ihren täglichen Ausgaben, ja nicht einmal für die unentbehrlichen Bedürfnisse der Tafel reichte, obgleich dieselbe stets nur dürftig besetzt war, so daß ein einfacher Handwerker oft besser versorgt war.

Auch aus diesem entfernten Theile des Königreichs wurden die edlen Herrscher vertrieben und die Königin schrieb ihrer Schwester:

„Es scheint, als vertrieben uns die feindlichen Truppen auch aus diesem Orte, o! wenn ich das Königreich verlassen muß! ...

„Doch, wenn es sein muß, will ich gehen, begleitet von meinem Vertrauen auf Gottes Gnade und Gerechtigkeit, der in seiner Weisheit mächtig ist und Kraft geben wird, mich aufrecht zu erhalten."

Die Theilnahme der Nation beschränkte sich nicht nur auf Worte, das königliche Paar erhielt viele herrliche und schöne Beweise der Anhänglichkeit, namentlich von Seite der Landleute; einer derselben, der ihnen während ihres Aufenthalts in Memel gegeben wurde, sei als Beispiel angeführt:

Ein Landmann, der Sekte der Mennoniten zugethan, Namens Abraham Nickel, kam mit seiner Frau und suchte um eine Audienz bei dem Herrscherpaare nach. Gerade und einfach nach der strengen Regel seiner Sekte und mit bedecktem Kopf, erklärte er den Grund seines Kommens folgendermaaßen:

„Gnädigster Herr, Deine getreuen Mennoniten haben mit tiefer Betrübniß erfahren, wie es Gott gefallen hat, große Noth über Dein königliches Haus zu verhängen Das schmerzt uns Alle, und deßhalb haben wir in unsrer Gemeinde-Versammlung diese Kleinigkeit (3000 Friedrichsd'or) zusammengebracht, die ich Dir nun überreiche. Die Mennoniten senden mich, Dich, unsern lieben König und Herrn zu bitten, diese gutgemeinte Gabe wohlwollend von uns anzunehmen, und Dich zu versichern, daß wir nie aufhören werden, für Dich zu beten."

Sein Weib trug einen Korb mit frischer Butter, den sie der Königin mit folgenden einfachen Liebesworten überreichte:

„Ich habe gehört, daß unsre liebe Königin gute frische Butter sehr liebt und daß die kleinen Prinzen und Prinzessinnen auch sehr gern ein gutes Butterbrot essen. Deßhalb habe ich selbst diese Butter bereitet, die rein und frisch ist, und da sie jetzt selten ist, dachte ich, sie würde angenehm sein. Meine gnädige Königin wird diese kleine Gabe gewiß nicht verachten, das sehe ich schon in den reinen freundlichen Zügen, o wie glücklich bin ich, Dich so nahe gesehen und mit Dir gesprochen zu haben."

So freundliche Gesinnungen verstand die Königin wohl, mit Thränen der Rührung drückte sie die Hand der Bauerfrau wie die einer Freundin, nahm ihr Umschlagetuch ab, das sie eben trug, und hing es der demüthigen guten Geberin mit den Worten um: „Zum Andenken an diesen Augenblick."

Auch der König war sehr gerührt über dieses Zeichen der Theilnahme seiner Unterthanen.

Als Abraham Nickel einige Jahre darauf das Unglück hatte, sein Haus und Alles was er besaß durch Feuer zerstört zu sehen, ließ der König, der nun wieder im Besitz seiner Staaten war, ihm ein neues, weit bequemeres Haus bauen, und sorgte dafür, daß dieser treue Unterthan sein Eigenthum ersetzt bekam. Jede ihm erwiesene Freundlichkeit prägte sich dem Gedächtnisse des Königs tief ein, und er vergalt sie, wenn es möglich war, auf die passendste Art.

Da das Haus, in welchem König und Königin in Memel residirten, zu klein war, die ganze Familie aufzunehmen, wohnten der Kronprinz und Prinz Friedrich im Hause des Kaufmann Argelander.

Der Geburtstag der Hausfrau ward gewöhnlich im Kreise ihrer Familie gefeiert. Madame Argelander war eine gebildete, sehr liebenswürdige Frau, und um nun die Studien der beiden jungen Prinzen nicht zu stören, beschloß sie, ihren Geburtstag diesmal auf dem Lande zu feiern. Dies erfuhr die Königin durch ihre Söhne, und sandte nun einen Diener des Kronprinzen an Madame Argelander, sie zu bitten, mit ihren Verwandten und Freunden sogleich nach Hause zu kommen. Sie entschuldigte sich ehrfurchtsvoll, blieb jedoch. Bald darnach erschien jedoch der Kronprinz zu Wagen und wiederholte

den Wunsch der Königin, sie zu sprechen. Natürlich half nun keine weitere Einrede und er nahm sie im eigenen Wagen mit zurück.

Wie erstaunte Madame Argelander, als sie alle Fenster ihres Hauses glänzend erleuchtet, und des Kronprinzen Zimmer höchst geschmackvoll decorirt fand! An der Schwelle desselben trat ihr die Königin, von allen königlichen Kindern umgeben, entgegen und sagte mit der größten Herzlichkeit:

„Ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, Ihnen, meine gute Madame Argelander, selbst meine herzlichsten Glückwünsche zu Ihrem heutigen Geburtstage zu sagen und Ihnen zugleich für die freundliche, gütige Aufnahme zu danken, die meine Söhne unter Ihrem gastlichen Dache fanden. Nun möchte ich gern mit meinen Kindern Ihr Geburtsfest feiern, Sie werden uns die Freude Ihrer Gegenwart nicht versagen, Ihre Verwandten sind gleichfalls eingeladen und werden bald hier sein."

Die Gäste erschienen und waren von der Grazie, Herzlichkeit und Freundlichkeit der Königin ganz bezaubert. Sie verstand die Kunst, es den Leuten angenehm zu machen. Wahre Liebe ist die einzige und dauerndste Quelle des reinsten Entzückens.

Ein Augenzeuge schrieb über die Mildthätigkeit des Herrscherpaares gegen die Verwundeten und Leidenden, in jener Zeit: —

„Sowohl König als Königin suchten durch jedes ihnen zu Gebote stehende Mittel, die Leiden der Bedrückten zu erleichtern. Die Königin bemühte sich, die Qualen zu lindern, die sie nicht abzuwenden vermochte. Theilnahme vermag viel, und diese schenkte die hohe Frau Jedem, gleichviel weß Standes, und heitere Ergebung verfehlte ihre Wirkung auf die sie Umgebenden, nicht."

Als die königliche Familie im Begriff stand, Memel zu verlassen, schrieb der König seinen treuen Unterthanen dieser Stadt folgenden Brief:

„Ich danke Meinen guten und braven Bürgern Memels für die vielen Beweise der Treue und Anhänglichkeit an Meine Person, Meine Gemahlin und Meine ganze Familie. Nie werde Ich vergessen, daß von allen Städten meines Reichs Memel allein von den Kriegs-Drangsalen verschont blieb, und stets werde Ich mich dankbar erinnern, daß es von

der Vorsehung ausersehen scheint, Meiner Familie Schutz zu gewähren. Die vielen Beweise der Liebe und Anhänglichkeit, welche die Bürger dieser Stadt bei der Annäherung des Feindes gegeben, erhöhen den Werth dieser Erinnerung, die Meinem Gedächtniß nie entschwinden wird. Mit Freuden ergreife ich diese Gelegenheit, diese Meine Gesinnung auszusprechen, und werde dies beweisen, soviel es in meiner Macht steht."

Memel, 14. Januar 1808.

Friedrich Wilhelm."

Der französische Kaiser erfand beständig Vorwände, um seine Verpflichtungen zu umgehen. Man machte neue Forderungen an Preußen, jede Unterhandlung war fruchtlos, weil jede Sylbe des Vertrags, schon vor dem Abschlusse desselben, zweideutig war. Jede Vorstellung Preußens war nutzlos, denn man setzte ihnen nur Stillschweigen entgegen, während es kaum irgend eine Art der Ungerechtigkeit gab, die diesem unglücklichen Reiche zu jener Zeit nicht zugefügt ward. Der König wünschte dringend, sein armes Volk von den ihm auferlegten schweren Lasten zu befreien und fernere Bedrückungen zu verhüten, deshalb sandte er seinen königlichen Bruder nach Paris, und dieser unternahm die Reise bereitwillig, in der Hoffnung, seinem Vaterlande einige Erleichterung zu verschaffen. Aber diese Hoffnung war vergebens, denn ein verrätherisch politisches System verzögerte eben sowohl jede Unterhandlung mit dem Prinzen, wie bisher jede Erfüllung des Vertrags verzögert worden war.

Wie ein zweiter Arminius im Lager des Varus, lebte der Prinz am französischen Hofe; er beschäftigte sich nur damit, über die Befreiung seines Vaterlandes nachzudenken, und war später ganz glücklich, als er mit dem Schwerte in der Hand, die Schmach und das Elend seines Vaterlandes so wie die Beleidigungen, die er selbst am französischen Hofe hatte ertragen müssen, rächen konnte.

Die Lage der königlichen Familie war sehr betrübt, und der Königin Herzeleid über das unabsehbare Elend ihres Volks tief und schmerzlich,

aber ihr Muth blieb ihr und ihr Familienglück gewährte ihr, inmitten schwerer Entbehrungen süßen Trost.

Sie schrieb:

„Ich lese und denke viel, und in all' diesen Prüfungen giebt es Tage, an denen ich zufrieden bin. Zwar hat die Welt keinen Theil an diesem Gefühle, es kommt von innen. Nur die Freundschaft meines königlichen Gemahls, sein ehrendes Zutrauen und seine Liebe, beglücken mich von außen her."

Dann schrieb die Königin wieder:

„Der König ist zärtlicher und freundlicher gegen mich denn je; wie groß ist dieses Glück und wie süß diese Belohnung, nach vierzehnjähriger Ehe!"

Im September endlich gelang es dem Prinzen Wilhelm, den Tractat abzuschließen, und wenngleich unter harten Bedingungen, sicherte dennoch der Congreß zu Erfurt, Preußen die Räumung des Landes von französischen Truppen, mit Ausnahme der drei Festungen an der Oder. Diese Unterhandlungen zu Erfurt in Beziehung auf Preußen, waren neue Beweise der Gereiztheit des französischen Kaisers gegen die ganze Nation, und in's Besondere gegen den König, dem er es nie verzeihen konnte, daß er das Knie nicht tief genug vor ihm gebeugt hatte. Sein Hauptzweck bei diesem Congreß war ein Friedens-Vertrag mit England, der jedoch nicht zu Stande kam, da England die angebotenen Vorschläge nicht annahm und jede weitere Unterhandlung abbrach.

Während die Königin selbst Noth litt, war sie dennoch nach wie vor unausgesetzt wohlthätig, und ihr Einfluß auf alles Gute und Sittliche blieb nicht ohne Wirkung. Sie war überzeugt, daß die Entwickelung des menschlichen Herzens und Geistes nie zu früh beginnen könne, und daß ein junges Gemüth bei Zeiten auf würdige Gegenstände, sei es nun der Wissenschaft oder Philosophie, gelenkt werden müsse, und deshalb gewährte es ihr große Freude, als der Kronprinz zum Rector Magnificus der Universität Königsberg gewählt ward. Am 18ten Januar 1808, dem Jahrestage, an dem Preußen ein Königreich wurde, war die Wahl.

Im jugendlichen Vertrauen auf eine bessere Zukunft, die Brust von Hoffnung geschwellt, stand der damals 13jährige Thronerbe, die, den Staat bedrohenden Stürme wohl voraussehend, auf der Schwelle des Lebens. Die Professoren der verschiedenen Facultäten dieser Universität, harrten gleichfalls in treuer Ergebenheit glücklicherer Zeiten. Schon viele Thronerben, — Prinz Albert Friedrich, 1597, Herzog Christian von Braunschweig-Lüneburg 1581 und endlich König Wilhelm I. 1701, waren Rectoren dieser Universität gewesen, und der Kronprinz sowohl als sein königlicher Vater, waren durch die Wahl der Universität gleich sehr erfreut. Am 6ten März wurden dem Prinzen die Insignien des Amtes in der Universitäts-Halle öffentlich mit großer Feierlichkeit verliehen, und die Studenten gaben ihrem jugendlichen Rector unter den lebhaftesten Beweisen der Freude und Zufriedenheit ein Fest. O wie entzückend war dieser Augenblick für König und Königin, durch die sie umnachtende Finsteriß brach sich das Licht der Wissenschaft Bahn, und der jugendliche Sprosse des edlen Königspaares führte kräftig das Zepter jenes geistigen Königreichs, über das zu herrschen er berufen war. Er vereinte Liebe zur Wissenschaft und nützliche Kenntnisse mit großer Gedankenfreiheit und erweckte herrliche Erwartungen. Zur Freude Aller, die ihn so früh schon hoch gewürdigt hatten, füllte er seinen Ehrenplatz vollkommen gut aus.

Da die kalte, feuchte Luft Memels und die große Nähe der See die Gesundheit der Königin sehr angriff, wünschte sie den Winter, wenn es möglich sei, in Königsberg zuzubringen, und da das Land bis zur Weichsel geräumt ward, brach die königliche Familie am 15ten December 1807 dahin auf, und wurde dort mit lautem Jubel und allen Zeichen der Anhänglichkeit empfangen.

Die Räumung des Landes von fremden Truppen, dieser Lichtstrahl in trüber Nacht, gab dem Gemüthe der Königin die natürliche Heiterkeit zurück, und die Prinzessinnen des königlichen Hauses, die mit ihr in Königsberg lebten, suchten ihr auf jede mögliche Weise aufrichtige Beweise inniger Liebe und Anhänglichkeit zu geben.

Am 1sten Februar ward die Königin von einer Prinzessin (Luise) entbunden und beschäftigte sich, da sie außerordentlich wohl war, während sie das

Zimmer hüten mußte, auf das Mannigfachste. Sie las und schrieb sehr viel und gab sich gern dem Zauber geistreicher Unterhaltung hin. Ihr Arzt Hufeland war ihr ein sehr lieber Gesellschafter und der Abt des Klosters Oliva und Fürstbischof von Ermeland, Prinz von Hohenzollern, der einige Wochen während dieses Winters in Königsberg lebte, gehörte zu denen, die am meisten bei ihr in Gunst standen, denn sie schätzte seine wahre Frömmigkeit und Liebe zu Kunst und Wissenschaft sehr hoch. Die Geburt der Prinzessin Luise knüpfte die, den König mit seinen Unterthanen vereinenden Bande der Zuneigung noch fester. Da die Prinzessin in dieser Gegend geboren war, wünschte der König ihr die Stände Ost-Preußens als Taufzeugen zu geben, und so fand die Taufe in Gegenwart der Geistlichkeit, des Adels und einer Bürger-Deputation statt.

Der milde Frühling kräftigte die Königin so sehr, daß es ihr möglich war, die Naturschönheiten um Königsberg zu genießen, und da die hohe Frau sehr empfänglich dafür war, entzückte sie die dem nördlichen Klima eigene, üppige Frische der Vegetation ungemein.

Wichtige Ereignisse im Süden und Westen nahmen bald die ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch. Die in die Netze der französischen Politik gerathene spanische Königsfamilie fiel als Opfer derselben. Der zwischen Napoleon und Karl IV. geschlossene Vertrag, wegen einer Theilung Portugals zwischen Spanien und Frankreich, war der Anfang sehr wichtiger Ereignisse. Der Prinz-Regent von Portugal verließ seine europäischen Staaten und schiffte sich nach Brasilien ein. Gleich danach nahm Marschall Junot einen großen Theil Portugals im Namen eines provisorischen Gouvernements mit seinen Truppen in Beschlag.

In Spanien herrschte große Verwirrung, Intriguen aller Art entehrten den Hof und empörten das Volk. In Madrid brach ein Aufstand aus, Karl IV. entsagte zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand dem Throne und nahm dann zwei Tage später wieder seine Abdankung zurück. Alle Verhältnisse waren zerrüttet, alle Bande zerrissen, die Verwirrung stieg, und die Franzosen thaten eifrig das Ihre, sie noch zu vermehren. Endlich ging Napoleon nach Bayonne, um die spanischen Angelegenheiten selbst zu ordnen. Anscheinend

vermittelnd trat er zwischen Vater und Sohn, vermehrte aber nur das Verwickelte ihrer Lage. Unterdessen hatten sich die Bewohner Madrids und der Umgegend zum Widerstande gegen die französischen Truppen vereinigt, und einzelne Scharmützel fielen vor.

Was sich in Bayonne ereignete, ist nur zu wohl bekannt, und die Thron-Entsagung Karls, die Besitzergreifung desselben von Seiten Napoleons und die Abreise nach Frankreich sind Begebenheiten, die nicht ihres Gleichen in der Geschichte haben. Nun folgte die Ernennung des damaligen Königs von Neapel, Joseph, zum König von Spanien.

Napoleon, der stets bereit war, von Constitutionen zu reden, dieselben aber verletzte und mit Füßen trat, hatte in Madrid und Bayonne eine gesetzgebende Junta gebildet, und Joseph, der bereits in Madrid angekommen war, hatte die Verfassung angenommen und geschworen, sie aufrecht zu erhalten; aber der größte Theil der Nation war über diese gewaltsame Usurpation empört. Der vornehme Adel bildete eine zweite Junta und schloß einen Vertrag mit England und dem unabhängigen Theile von Portugal. Bald nach Josephs Einzug in Madrid, erklärte die Junta von Castilien die Abdankung König Karls und Alles was in der Hauptstadt vorgefallen, für null und nichtig, weil es aus Zwang geschehen.

Während dessen hatte Napoleon durch ein kaiserliches Decret Rom von französischen Truppen besetzen lassen. Die vier päpstlichen Provinzen Ankona, Urbino, Macerata und Camerino waren dem Königreiche Italien einverleibt und Napoleon erklärte des Papstes Weigerung, in ein Bündniß mit Frankreich einzugehen, für eine Kriegserklärung, hatte jedoch nicht den Eindruck gehörig berechnet, den solch' ein Eingriff in eine Macht, die sich vermöge ihres geistigen Uebergewichts Jahrhunderte lang gehalten hatte, auf das spanische Volk machen mußte. Ein Geist patriotischen Widerstandes ergriff das von erprobten, bewährten Männern angeführte Volk, und bis in die späteste Zeit werden die Namen Castaños, la Romana, Palafox und Blake mit Bewunderung genannt werden.

Vielleicht bezeigte keine Nation dem Geschick Spaniens größere Theilnahme und lebhafteres Interesse als Preußen, und die Königin beschäftigte

sich viel mit den Angelegenheiten dieses Landes. So viel Falschheit, Anmaßung und Ungerechtigkeit von der einen, und so viel Muth, Energie und Beharrlichkeit von der andern Seite, mußten in einem so enthusiastischen Gemüthe als das der Königin, das lebhafteste Interesse erregen.

Die verzögerte Regelung der preußischen Angelegenheiten mußte Napoleons Abwesenheit von Frankreich und seiner beständigen Beschäftigung in Spanien zugeschrieben werden. Eine Angelegenheit ward jedoch in Bayonne mit der größten Ungerechtigkeit gegen Preußen entschieden. Die beträchtlichen Ansprüche der preußischen Wohlthätigkeits-Institute auf das Herzogthum Warschau nämlich wurden Sachsen überwiesen, und Witwen und Waisen dadurch Jahrelang ihres Unterhalts beraubt.

Noch deutlicher verriethen alle Vorfälle von 1808 die feste Begründung der französischen Macht, in Folge derer die traurigsten Niederlagen in Spanien stattfanden.

Das Alles stimmte die Königin sehr trübe für die Zukunft, und nur die strengste Pflichterfüllung und vermehrter Eifer für das Höhere und andere als rein weltliche Besitzthümer, verlieh ihr Kraft, die Gegenwart mit Ergebung zu tragen, und mit Ruhe die Zukunft zu erwarten. Das Studium der Geschichte zog ihren denkenden, forschenden Geist besonders an, und sie erklärte sie für den besten und einzig wahren Unterweiser der Fürsten und Politiker. Die Königin betrachtete es gleichsam als Pflicht, die Ursachen zu erforschen, welche die merkwürdige Zeit herbeigeführt hatten, in der sie lebte, und sie studierte mit Eifer die Fortschritte der Civilisation und die Philosophie der Geschichte. Die Vorlesungen des Königsberger Professor Süvern, die im Winter 1808 gehalten und die sie gelesen, zogen sie ungemein an und weckten ihr lebhaftes Verlangen, in die Einzelnheiten jenes Zeit-Abschnitts der deutschen Geschichte zu dringen, die er in so meisterhaftem Styl entworfen hatte. Einige, besonders deutsche, ausgezeichnete Charaktere fesselten die Königin besonders, und sie schrieb darüber wie folgt:

„Ich studiere fleißig Süverns Vorlesungen und bin jetzt bei der Regierung Carls des Großen, des eigentlichen Stifters des deutschen Reichs.

Deutlich steht dieser große mächtige Mann vor mir, aber er interessirt mich dennoch nicht so ganz als Theodorich. Dieser war ein echter Deutscher, seine Gerechtigkeitsliebe, sein gerader Sinn, die Tiefe seines Gemüths und seine Geistesgröße beweisen dies hinlänglich. Karls des Großen Charakter trägt den Stempel der Franken, der stets etwas Abstoßendes für mich hatte."

Das Motto eines wahrhaft ritterlichen Zeitalters, — „Gerechtigkeit, Treue und Liebe," gefiel der Königin so sehr, daß sie es in einen Siegelring stechen ließ, aber sie erklärte, daß ein Motto nach ihrer Wahl stets nur „In Gott ist meine Zuversicht" sein werde. Ihrem Glauben nach, konnte allein Gott der Menschheit helfen, und dieser Glaube, den sie noch einmal in Deutschland aufsteigen sah und so sehr durch ihr Beispiel jeder häuslichen Tugend, durch Ermuthigung und Unterweisung anzufachen suchte, ließ sie fest hoffen, daß ihr Volk künftig im Stande sein werde, gegen fremden Einfluß anzukämpfen und seine Unabhängigkeit zu behaupten. Ihr entging kein Zeichen der Zeit, oft sprach sie über den Mysticismus, der zu keimen begann, und seine Blüthen von zweifelhafter Farbe und Süßigkeit entfaltete. Wohl kannte sie den gefährlichen Duft dieser Blume, daß aber das Geistige und Uebersinnliche im menschlichen Gemüth wiederauflebte, und ein fester Glaube an den Allerhöchsten dasselbe belebe, schien ihr ein Zeichen besserer Zeiten für die Zukunft. Eine das Reich des Glaubens so nahe berührende, und die Seele so mit Andacht füllende Philosophie, mußte in dem frommen, poetischen Gemüthe der Königin besondern Anklang finden.

Um diese Zeit begann sie, dem Pestalozzischen Erziehungssystem besondere Aufmerksamkeit zu schenken, was denn auch bald ihr wärmstes Interesse in Anspruch nahm, denn sie hoffte, es werde die nächste Generation befähigen, jene Kenntnisse und Macht zu erwerben, die sie vor den Uebeln der damaligen Zeit schützen würden. Wo dies System angenommen war, ließ sie hinsichts der gemachten Fortschritte die genauesten Erkundigungen einziehen und erwartete mit Ungeduld die Ankunft eines Lehrers, der, ein Schüler Pestalozzi's, vom Könige aus dem Würtembergischen verschrieben war.

Die prophetische Seele der Königin schien Alles auf eine Zukunft zu bezie-

hen, die sie mit klarer Einsicht und frommem Gemüthe bestimmt vorhersagte, und es war ihr Gewissenssache, daß die nächste Generation darauf vorbereitet sein müsse. So hielt sie es auch für Pflicht, ihren Kindern das zu verschaffen, was sie für ihr Volk ersehnte, und sie äußerte ihre Sorge hauptsächlich für den Kronprinzen, welcher ihre wärmste Zuneigung und unausgesetzte Aufmerksamkeit beschäftigte. König und Königin bezogen während des Sommers 1808 ein kleines Gut — Huben — in der Nähe Königsbergs, welches früher dem berühmten Hippel gehörte. Die Umgebung und Lage des Guts, inmitten eines üppigen Thales war sehr schön, aber das Gut sehr klein. Als man diesen Umstand gegen die Königin bemerkte, entgegnete sie: „Wir sind ja so glücklich in und durch uns, wessen bedarf es weiter, uns heiter zu stimmen? Wir haben Ruhe, reine Luft, und, wenn auch keine ausgedehnte Aussicht, doch schöne grüne Bäume, hübsche Blumenbeete und einen schattigen Hain. Zu meinem Glücke genügt mir meine Familie, zudem habe ich gute Bücher, ein treffliches Fortepiano und ein reines Gewissen, mit all diesem kann man inmitten der Stürme des Daseins ruhiger leben als die, welche diese Stürme wecken."

So verging der Sommer, der traurige Zustand der öffentlichen Angelegenheiten verursachte der Königin tiefen Kummer, die lebhafte Erwartung besserer Zeiten hatte sie während der härtesten Prüfungen aufrecht erhalten, und jetzt stärkte sie nun ihr unwandelbares Vertrauen zu Gottes Weisheit und Vatergüte.

Der Erzbischof Borowsky schrieb zu dieser Zeit von Königsberg aus:

„Unsere Königin ist in dieser Zeit tiefer Betrübniß freilich nicht fröhlich, aber ihr Ernst trägt den Stempel stiller Heiterkeit und ihre klare Ruhe verleiht ihrem ganzen Wesen und Thun die anmuthigste Würde. Ihre Augen haben allerdings den frischen Jugendglanz verloren, und man sieht es ihnen nur zu deutlich an, daß sie im Stillen viele bittere Thränen geweint hat, und noch weint, aber der milde Ausdruck sanfter Wehmuth und stiller Hoffnung besserer Zeiten verleiht derselben einen nur um so größern Reiz. Die Rosen ihrer Wangen sind erblichen und haben einer sanften, aber höchst reizenden Blässe Platz gemacht. Um ihren

Mund, den sonst ein holdes Lächeln umspielte, wird jetzt ab und zu ein leises Beben bemerkbar, aber nicht durch Bitterkeit, sondern durch Sorgen veranlaßt. Ihr Anzug ist stets einfach, die Wahl der Farben zeugt von ihrem reinen Geschmacke, und ist stets auf's Genauste ihrer augenblicklichen Stimmung angepaßt. Wenn man bei ihr ist, denkt man unwillkürlich an die Worte des Apostels Petrus, der folgende Schilderung von frommen Frauen giebt: „Welcher Schmuck nicht auswendig ist, mit Haarflechten und Geschmeide-Umhängen, oder prächtigen Kleidern, sondern mit sanftem stillem Geiste, der köstlich vor Gott ist." — Die Frömmigkeit unserer verehrten Königin ist einfach und wahrhaft christlich, sie naht sich den heiligen Wahrheiten der Religion mit wahrem aber schüchternem Ausdruck der Sehnsucht und des Durstes, und ist im höchsten Grade für die Tröstungen derselben empfänglich.

Es erfreut mich sehr, daß alle ihre Ansichten, Ueberzeugungen, Gefühle und Bestrebungen sich auf die Verheißungen der h. Schrift gründen. Dies beweis't ihr festes Vertrauen, ihre ruhige Ergebung und ihr fester Glaube an Unsterblichkeit, und ich bemühe mich, sie noch darin zu bestärken.

Ihre Stimmung sympathisirt so ganz besonders mit den Psalmen, die ihrer prophetisch begeisterten Natur so zusagen, daß ich oft erstaune, wie sie dieselben so herrlich auf ihre eigne Lage anwendet. Als ich am letzten Sonntage die Ehre hatte, ihr meine Aufwartung zu machen, fand ich sie allein und in der h. Schrift lesend. Schnell stand die Königin auf und sprach: Ich lese in dem herrlichen, kostbaren 126sten Psalm, über den wir neulich sprachen, und über den ich nun recht ernstlich nachgedacht habe. Je mehr ich ihn studiere, je mehr zieht mich seine erhabne Schönheit an, und nichts ist so sehr im Stande mich in meiner Stimmung zu trösten, als diese milden, bewundrungswerthen Ausdrücke tiefen Gefühls, der sich so einfach darin aussprechende tiefe Seelenschmerz ist dennoch ruhig und ergeben. Wie er wirken und welche Früchte er bringen soll, ist in dem herrlichen Gleichniß der Saat und Ernte trefflich geschildert. Die Alles überwiegende Hoffnung schimmert gleich den ersten

Strahlen der Morgenröthe durch den bittersten Seelenschmerz, man hört schon durch die Unglücksstürme Lob und Sieges-Hymnen schallen. Ein Geist der Wehmuth und zugleich der Ergebung und des Vertrauens weht durch das Ganze, eine Hymne und eine Elegie, ist es zugleich ein Hallelujah mit Thränen. Ich blicke auf diesen Psalm wie auf eine schöne Blume, in der die klaren Thautropfen des Morgens im vollen Strahle erglänzen. Ich lese ihn wieder und wieder, und jedes Wort hat sich meinem Gedächtniß tief eingeprägt. Und nun, fuhr die Königin mit dem Ausdrucke frommster Ergebung und fester, klarer, sanfter Stimme fort:

Wenn der Herr die Gefangenen und schwer Belasteten erlösen wird, so wird uns sein wie Träumenden, unser Mund wird voll Lobes, unsere Zunge voll Rühmens sein, und die Welt wird sagen, — der Herr hat Großes an ihnen gethan! Ja, Großes hat der Herr an uns gethan, deß sind wir froh. Herr, sieh auf unsern Jammer und ende unsre Sorgen, Du, der Du dem tobenden Meere Grenzen setzest, gieb daß die, so mit Thränen säen, mit Freuden ernten. Laß sie mit Freuden kommen, die Frucht zu bringen, die sie mit Kummer gesäet."

Wie ein schönes Lied, schließt der Erzbischof, gut gesungen einen tiefern Eindruck als wenn es nur gelesen, hinterläßt, so war es auch mir, als ich der Königin Worten lauschte. Es schien mir, als seien den alten Worten neue, bezeichnendere Gefühle gegeben, so lieblich war der Eindruck ihrer melodischen Stimme, die mir wie Sphären-Musik klang. Als ich der hochbegabten Frau zuhörte, wie die Worte des ewigen Lebens den beredten Lippen entströmten, gedachte ich des Spruchs:

In Deinem Licht sehen wir das Licht und selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.

Alles erschien mir licht und klar um sie, und sie selbst erschien in lichtvoller Klarheit, und schöner und fesselnder, als in den Tagen ihrer ersten Jugendschöne.

Dies sind die Ansichten eines braven ehrwürdigen Mannes, der mit

dem innern königlichen Haushalte wohlbekannt, und der vertraute Rathgeber des Monarchen war. Er schätzte jene Charakterzüge der Königin, die sie fast zu einem Ideal ihrer Umgebung erhoben, er wußte, daß sie viele traurige Stunden verlebte, und daß angstvollen Tagen oft schlaflose Nächte folgten. Oft hätte sie ausrufen mögen — mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen! — — aber je größer das Ringen nach Ergebung, desto größer war der Triumph über die natürlichen Gefühle des menschlichen Herzens in jenem überwältigenden, fast verzweiflungsvollen Zustande der Betrübniß.

Das Herrscherpaar war so eins in seinen Gefühlen, daß keine Klage, keine Reizbarkeit in ihrem Privatleben sichtbar ward, sondern Glück und Ungezwungenheit daselbst herrschte. Die königlichen Kinder waren kräftig, gesund, und zur Freude der hohen Eltern sehr begabt.

Groß und unauslöschlich ist der Einfluß einer guten Mutter sowohl auf das Gemüth, als die Herzen ihrer Kinder. Was die Königin ihren Kindern war, sollte jede Mutter sein, denn Beispiel, Einfluß und größte Sorgfalt für die Wohlfahrt derer, denen sie das Leben gegeben, kommt der sittlichen und geistigen Entwickelung gleich sehr im Palast, wie in der Hütte, zu Hilfe. Wenn auch unmerklich, sind doch die täglichen sorglichen Mühen einer Mutter für ihre Kinder, eben so kräftig und nöthig, wie eines Gärtners auf Pflanzen und deren Entwickelung verwendete Sorgfalt. Die sanften Worte der Mutter, ihr schnelles Wahrnehmen, die beständige Wachsamkeit des Mutterauges, ihre genaue Kenntniß der Sinnesart ihrer Kinder, Alles trägt dazu bei, den jugendlich biegsamen Charakter der Kinder zu bilden. Der mütterliche Einfluß macht das Lernen leicht und zum Spiel, ihr Gemüth giebt dem Kinde die erste Richtung, sei es nun zum Guten oder Bösen, denn die geheime Sympathie einer Mutter für ihr Kind, ist sowohl physischer als moralischer Art. Wie kann es auch anders sein? In ihrem Busen hat sie den Keim seines physischen Seins genährt, ihr Geist wirkte auf die physische Existenz ihres Kindes, bevor dasselbe das Licht der Welt erblickte. Ihre Arme umschlossen es in seiner hilflosen Kindheit, die süßen Töne mütterlicher Liebe waren für das Kind die ersten, mit einem angenehmen Eindrucke verbundenen Klänge,

die unaufhörliche Achtsamkeit der Mutter schützte das Kind vor Schmerz und Sorge, und das Alles, vergißt sich im spätern Leben nie. Wenn auch zuweilen unsichtbar, ist dieser Eindruck dennoch unauslöschlich und durch alle Wechsel der Zeit fortbestehend. Es ist der ursprüngliche Funke, der später alles Gute und Reine im Kreise der Liebe entzündet. Bis zur letzten Lebensstunde bleibt dieser harmonische Eindruck, und selbst wenn dessen melodische Töne verstummen, klingt die Aeols-Harfe leise und vibrirend im Hause des Himmels nach. Wie auch immer der Einfluß einer rauhen Welt die mütterlichen Lehren untergraben mag, wie auch Tod und Trennung den Einfluß derselben schwächen, die Eltern fühlen es doch, daß, wenn auch stille Grabesruhe sie umfängt, ihre mit Liebe ertheilten, durch ihr Beispiel fest eingeprägten Lehren und Grundsätze, in den Herzen ihrer Kinder fortdauern und Früchte tragen, die ihnen zur Ehre gereichen. Gar oft stärkt und stützt die Erinnerung an geliebte Entschlafene, den Schwachen, Wankenden, und oft weckt das hochherzige Beispiel der stets betrauerten Eltern das glühende Bestreben, denen Ehre zu machen, denen wir unser Dasein verdanken, und von deren edlem Herzen und liebevollem Gemüthe wir unsre besten Gefühle geerbt!

Solch' eine Mutter war die Königin, und so mußte ihr Beispiel wirken.

Einst schrieb sie:

„Wenn auch die Nachwelt meinen Namen nicht unter denen berühmter Frauen aufzeichnet, so werden doch die, welche die Unruhen dieser Zeit kennen, es wissen, was ich gelitten, und diese werden sagen — „Sie hatte viel zu leiden, und trug es mit Geduld." — Und ich wünsche mir, daß sie hinzufügen können — „Sie gab Kindern das Leben, die besserer Zeiten würdig waren, und denen es durch beständige Kämpfe gelang, sich dieselben zu erringen."

Dieselben Gefühle hochherziger Bewunderung für die ritterlich edlen Thaten des Mittelalters, welche die Königin veranlaßten, das Motto — „Gerechtigkeit, Glaube, Wahrheit und Liebe" für ihren Siegelring zu wählen, machten diese Tugenden auch zu der Grundlage ihrer eignen Handlungen.

Während ihres Aufenthalts in Huben, sprach sich ihr hoher Sinn für

Naturschönheit deutlich aus. Einst sagte die Königin zu Eylert: „Jeden Tag muß ich der Sorge, meinem Gemüthe die gehörige Stimmung zu geben, einige Stunden widmen, und zwar geschieht das am liebsten in der Einsamkeit, aber nicht in der Stille des Zimmers, sondern in frischer freier Luft, in Waldes-Schatten. Nur die Natur macht mich fähig zum Nachdenken und zum Ertragen meines Geschicks. Auf dem Lande stört die Unruhe der Welt unsre Gedanken nicht . . . o welch' ein Segen liegt für volle Herzen in der Einsamkeit, welch' ein Trost ist es, sich ruhig zu fühlen und mit sich selbst zufrieden zu sein!"

Ein andrer Beweis ihrer Güte und Sympathie mit den Gefühlen Andrer, die sie ungeachtet des eignen Mißgeschicks stets zeigte, ist folgendes, an den Prediger Koblank in Berlin gerichtetes Schreiben.

„Ich höre, — schrieb die Königin — „daß der Weber Domitsch am 28sten d. M. seine goldne Hochzeit feiert, und daß Sie, sein Seelsorger, das ehrwürdige Paar öffentlich vor der ganzen Gemeinde, in der Kirche einsegnen werden. Dies beweis't mir, daß der Lebenswandel dieses Jubelpaars sie zu Gegenständen allgemeiner Achtung und Liebe eines jeden Gutdenkenden gemacht haben muß. Deshalb ersuche Ich Sie, denselben bei dieser interessanten Gelegenheit meiner wärmsten Theilnahme zu versichern, und meine aufrichtigsten Wünsche zu sagen, daß Gottes beste Segnungen sie auch ferner begleiten mögen.

Eine, in ehelicher Gemeinschaft verlebte, so lange Reihe von Jahren, ist eine so seltene und und ungewöhnliche Erscheinung, daß ich wünsche, etwas zur vermehrten Freude dieses hohen Festes beizutragen. Deshalb sende ich Ihnen ein Geschenk für sie, welches ich Ew. Hochehrwürden bitte, dem Jubelpaare entweder sogleich in meinem Namen zu übergeben oder es bis zum Tage des Festes zu behalten, und es dann, ganz nach Ihrer Ansicht zu überreichen, oder den guten Leuten sonst eine Freude zu gewähren. Ich bleibe Ihre affectionirte Königin.

Königsberg, Luise."

den 20sten November 1808.

Die Königin war stets mitfühlend gegen Jeden, und verwirklichte vollkommen den Grundsatz, daß die wahre Würde nichts unter ihrer Aufmerksamkeit hält, was zur Beförderung wahren Glückes dient. Sie war ihrem Volke Mutter, im wahren Sinne des Worts, und zeigte dies auch in der Art, mit der sie ihre Zufriedenheit über Alles aussprach, was sie zu erfreuen bestimmt war. Ihr Geburtstag ward in Königsberg mit allen Zeichen wahrer Zuneigung, wie sie nur immer einer Mutter erzeigt werden, gefeiert. Selbst das kleinste Haus war nach besten Kräften erleuchtet. In Huben war die Feier ländlich, Kränze, Blumen, fröhliche Musik, ein gutes Mahl für die Armen, das Läuten der Glocken, die frohen, von Liebe und Treue für ihre angebetete Königin strahlenden Gesichter, dies Alles war ihr lieber, als die kostbarste, prächtigste Feier. Ihr Herz klopfte laut, und ihre Wangen glühten in dankbarer Rührung.

Wenn Kinder sich der Königin nahten, empfand sie stets lebhafte Freude, und da Kinder gewöhnlich gute Physiognomen sind und sich stets die zu Lieblingen wählen, die ihnen wahrhaft wohlwollen, drängten sich die Kinder, von der Herablassung der hohen Frau überzeugt, dicht an sie. Bald verloren sie ihre Schüchternheit, und wenn sie sich der Königin mit kleinen Blumengaben nahten, verwandelte sich die Blödigkeit bald in Zuneigung, wenn die Beschenkte ihnen, hold und süß lächelnd, dankte. Die Kinderwelt, pflegte sie zu sagen, ist meine Welt.*) Einige Werke, die Pestalozzi sehr hoch hielt und bei seiner Lehrmethode anwandte, hielt sie sehr in Ehren. Eins davon — Lienhardt und Gertrud, 1781 herausgegeben, in 4 Bänden, dann — das Buch für Mütter, 1803, und — Wie Gertrud ihre Kinder lehrt — zogen die Königin wegen des Styls und der Methode so an, daß sie dieselben auch Andern, und zwar mit größtem Nutzen empfahl.

Der Kaiser Alexander, dieser aufrichtige Freund des Herrscherpaares, hatte einige Tage bei ihnen in Königsberg verlebt, und sie eingeladen, ihn vor ihrer Rückkehr nach Berlin, in seiner Hauptstadt zu besuchen. Sie nahmen

*) Ein Buch Krummachers, welches, wie auch seine Parabeln, sehr von ihr geschätzt ward.

diese Einladung an, und reis'ten am 27sten December nach Petersburg ab. Umstände und Zeitereignisse hatten die Freundschaft der hohen Häuser so fest geknüpft, daß die preußischen Herrschaften dem Kaiser diesen Wunsch nicht abschlagen konnten.

Die erste Tagereise brachte sie in acht Stunden, in leichten, bedeckten, auf Schlitten gestellten Wagen glücklich nach Memel.

In allen bedeutendern Städten Rußlands waren die glänzendsten Vorbereitungen getroffen, die hohen Reisenden auf eine, ihrem königlichen Range angemessene Weise zu empfangen.

In Polangen, dem russischen Grenzorte, erwarteten sie die, vom Kaiser zu ihrem Empfange erwählten Personen, und Graf Lieven, der sie nach Petersburg geleiten sollte, überreichte dem Königspaare und den Vornehmsten ihres Gefolges, köstliche Reisepelze.

Eine Schaar berittner Bauern und Bäuerinnen im National-Costüm, überreichten der Königin in zierlichen Körben Aepfel, Birnen und ähnliche Gaben, und ritten jubelnd und singend neben den königlichen Equipagen her.

Auf jeder Station standen Pferde schon in Bereitschaft, und in bestimmten Entfernungen waren Pikets von Kosaken, zur Eskorte, aufgestellt.

Die ganze Reise, die von der russischen Grenze bis Petersburg 820 Werste, also 117 deutsche Meilen betrug, war in 39 Stationen eingetheilt, und die Posthäuser, in denen die Herrschaften übernachteten, waren auf des Kaisers Kosten neu meublirt und dem Range der Reisenden gemäß ausgestattet. In jedem Nachtquartier war der Ort illuminirt, und ein Detachement Kavallerie bildete eine Ehrengarde. In den Festungen ward sowohl bei der Ankunft als bei der Abreise mit einer Salve von 51 Kanonenschüssen salutirt, jede Garnison hielt eine Parade ab, und ihr Absteigequartier zeichnete sich durch eine, von einer ganzen Compagnie gebildete Ehrenwache aus.

Am dritten Tage langten die hohen Reisenden in Mitau an, woselbst der curländische Adel versammelt war und ein Empfangs-Gedicht überreichte, welches die allgemeine Freude über den Besuch II. Majestäten aussprach.

Am 30sten Abends, gegen sechs Uhr, trafen sie in Riga ein.

Auf dem Eise der Düna war die ganze, sehr zahlreiche Garnison in Pa-

rade aufgestellt, und vor den Festungswerken stand eine aus Landwehrmännern gebildete Garde zu Pferde. Unter dem Donner des Geschützes zog das königliche Paar ein, und trat im kaiserlichen Schlosse ab. Die obersten Civil- und Militair-Behörden der Stadt und Garnison bezeugten dem Könige ihre Ehrfurcht, darauf war große Cour zum Empfange der hohen Gäste.

Abends beehrten sie einen Ball der Kaufmannschaft, zu dem die glänzendsten Vorbereitungen getroffen waren. Am folgenden Morgen wohnten die königlichen Reisenden einer großen Truppen-Musterung bei und den Abend endigte ein Ball, den eine dortige Gesellschaft „die Muße" genannt, JJ. MM. gab, und den die Königin mit dem russischen Gesandten am Berliner Hofe, Grafen von Lieven, eröffnete. Beide Abende war die Stadt erleuchtet.

Am 1sten Januar 1809 ward die Reise weiter fortgesetzt, und zwar der größern Sicherheit halber in kaiserlichen Schlitten und mit russischen Stallleuten, die mehr an diese Art des Reisens gewöhnt waren.

Am 4ten erreichte das königliche Paar unter dem Abfeuern der Kanonen und dem Geläut sämmtlicher Glocken, Narwa, wo ihnen der Commandant und die ersten Bewohner der Stadt entgegen kamen. Die ganze Garnison stand unter Waffen.

Am folgenden Morgen besahen JJ. MM. das Haus, in dem Peter der Große gelebt hatte, welches auf das Gewissenhafteste in dem Zustande in dem er es bewohnte, erhalten wird, um die Lebensweise des großen Monarchen der Nachwelt zu überliefern. Von dort aus besuchten sie die Domkirche, an deren Portal die versammelte Geistlichkeit sie empfing. Nach dem Gottesdienste ward ein Dankgebet für die bis dahin so glücklich zurückgelegte Reise gehalten, und der Pope reichte den hohen Herrschaften das Kreuz zum Küssen.

Opolje war das nächste Nachtquartier.

Am 6ten empfing der Großfürst Constantin sie in seiner Sommer-Residenz Strelna mit herzlichem Willkommen, und hier überraschte der Kaiser seine königlichen Gäste, denen er bis hierher entgegengekommen, auf das Angenehmste. Aller Augen glänzten vor Freude über dieses unerwartete Zusammentreffen und der Kaiser blieb bis spät Abends.

Am folgenden Tage hielten die hohen Reisenden ihren feierlichen Einzug

in Petersburg. Bereits am frühen Morgen bildeten die sämmtlichen Garden zu Pferde und zu Fuß, und viele Truppen der verschiedenen Garnisonen, im Ganzen ungefähr 32,000 Mann, Spalier vom Thore bis zum Winter-Palais.

Von seinem ganzen Stabe begleitet, ritt der Kaiser gegen 11 Uhr Morgens durch dieses Spalier nach einem Gute des Banquier Bergin, um die preußischen Majestäten daselbst mit einem Frühstück zu bewirthen. Nach einer halben Stunde trafen die Reisenden ein, der Kaiser empfing sie am Eingange und führte sie in das Haus. Während dessen erschien der, zur Aufnahme der Königin bestimmte, mit 8 Pferden bespannte Staatswagen des Kaisers und viele andere Equipagen für das Gefolge.,

Nach eingenommenem Frühstück, während bi beiden Monarchen zu Pferde stiegen, gab die Artillerie zahlreiche Salven, bis die Gesellschaft am Winterpallast angekommen war. Der Zug bewegte sich nur langsam vorwärts. Zuerst ritten der Kaiser und der König, umgeben von der russischen Generalität und dem Gefolge des Königs. Der Kaiser trug aus Aufmerksamkeit gegen seinen Gast den schwarzen Adler-Orden, und der König den russischen St. Andreas-Orden. Nun folgte der prachtvolle kaiserliche Krönungswagen, in dessen Fond die Königin saß, während die Oberhofmeisterin, Gräfin von Voß, und die Hofdame, Gräfin von Moltke rückwärts saßen. Viele andere Wagen mit den Herren des kaiserlichen Hofstaats folgten. Zur Ehre des Empfangs und um seine hohen Gäste zu erfreuen, hatte der Kaiser für die Königin einen Wagen in Petersburg bauen lassen, der dem, den sie in Königsberg zu gebrauchen pflegte, ganz ähnlich war. Diese zarte Aufmerksamkeit that der Königin sehr wohl.

Zur linken Seite des Wagens ritt der Großfürst Constantin mit gezogenem Säbel, und eine Eskadron der aus Adligen gebildeten Ehrengarde folgte unmittelbar.

Am Portale des Winter-Palais ward das königliche Paar vom ganzen kaiserlichen Hofe empfangen, und zur Haupttreppe hinaufgeleitet. Die Kaiserin Mutter, Witwe Paul I. und die regierende Kaiserin, kamen ihnen bis zur Thür des ersten Vorzimmers entgegen, worauf der Zug, der aus 64

Kammerherren und vielen andern Personen bestand, nach den Gemächern der Kaiserin Mutter voranschritt, wohin die Königin vom Kaiser und der Kaiserin geführt ward.

Bald darauf erschien der König mit dem Kaiser bei der Parade, um die Truppen zu mustern, während die Königin und die Kaiserinnen von einem Balkon des Palastes aus, die Truppen vorbeidefiliren sahen.

Die für die königlichen Gäste eingerichteten, in dem Theil des Palastes der die Eremitage heißt, liegenden Zimmer, waren mit möglichst großem Glanze decorirt und meublirt, Crystall- und Bronze-Vasen, Candelabres und Nippsachen aller Art, waren auf das Geschmackvollste geordnet.

Die Königin hatte zwölf Zimmer zu ihrer alleinigen Verfügung; in einem der schönsten Zimmer fand die Königin eine Toilette von reinem Golde und als Geschenk in einem eleganten Korbe, sechs der feinsten türkischen Shawls.

Die vornehmsten Personen des Hofes, Fürst Nareskin, Fürst Beloselsky, die Fürstin Wolkonsky, Fürstin Beloselsky und Gräfin Tolstoi, waren zur unmittelbaren Umgebung der Königin bestimmt.

Am Abend war das Wetter besonders milde und sehr günstig für die glänzende Illumination der Stadt.

Am 12ten Januar, nach dem russischen Kalender der letzte December und Vorabend des neuen Jahres, empfingen König und Königin, als zur kaiserlichen Familie gehörend, nach der Sitte des russischen Hofs, kostbare Geschenke.

Am folgenden Morgen, dem russischen Neujahrstage, verkündete das Geläut aller Glocken der Hauptstadt ein hohes Doppelfest. Die Großfürstin Catharina, die schöne, geliebte Schwester des Kaisers, ward nämlich an diesem Tage feierlich dem Prinzen von Oldenburg vermählt.

Dieser Vermählung folgten die glänzendsten Feste, und das Herrscherpaar nahm alle Merkwürdigkeiten in Augenschein, an denen die Kaiserstadt so reich ist, und so vergingen die Tage in glänzenden Diners, Assembleen, Bällen, Concerten, Illuminationen, dramatischen Vorstellungen und Feuerwerken, bis zum 31sten Januar, dem Tage ihrer Abreise.

Der Kaiser und Großfürst Constantin begleiteten die königlichen Reisenden

bis nach Strelna. Darauf nahm der Kaiser in einer leichten Calesche Platz, während der Großfürst zu Pferde stieg, um den geliebten Scheidenden an der Grenze des Petersburger Rayons nochmals ein Lebewohl zu sagen.

Trotz aller Förmlichkeiten, welche die Etikette ihres hohen Ranges erforderte, hatte die kaiserliche Familie es nie an den zartesten Aufmerksamkeiten und den liebevollsten Freundschafts-Bezeigungen fehlen lassen, und die Königin konnte nicht müde werden, in dankbaren Gefühlen die angenehmen Erinnerungen an ihren Petersburger Besuch auszudrücken.

Am 5ten Februar erreichte das königliche Paar Mitau, wo sämmtliche, früher in preußischen Kriegsdiensten gestanden habende Offiziere des curländischen Adels JJ. MM. ein Fest veranstaltet hatten, welches als ein öffentlicher Beweis ihrer Anhänglichkeit an das preußische Königshaus, besonders erwähnt zu werden verdient.

Unweit des Thores, war eine mit dem Namenszuge der hohen Reisenden gezierte Ehrenpforte errichtet. — Abends war großer Ball, wo die Herrschaften von 70, ehemals preußischen Offizieren mit allen Zeichen ehrfurchtsvoller Achtung bewillkommnet wurden, und die Damen die Königin am Fuße der Treppe empfingen.

Beim Eintreten in den Empfangssaal bildeten die Offiziere Spalier, und überreichten dem Herrscherpaare ein Gedicht. Die Militair-Musik begann die fröhlichsten Weisen und das königliche Paar ward zu einem erhöhten, mit purpurfarbenem Sammet decorirten Sitze geführt, über dem sich ein königlicher Baldachin erhob.

Am 6ten verließen sie Mitau, erreichten am 8ten Memel und kamen nach einer mühevollen Reise am 10ten wohlbehalten in Königsberg an.

Die Folge hat gelehrt, wie viel diese Reise dazu beitrug, diese, selbst unter den ungünstigsten Umständen sich bewährende Freundschaft zu befestigen. Oft und gern sprach die Königin von dem vielen Schönen und Sehenswerthen in Rußland, am liebsten jedoch stets von der Kaiserin Elisabeth, und dann versicherte sie tief bewegt, daß diese Reise ihr eine Freundin verschafft habe, die sie nicht genug schätzen könne und deren edle und liebenswerthe Eigenschaften sie ihr ewig theuer machen würden. Auch über die Kaiserin Mutter sprach

sie sich ähnlich aus; mit welcher Klugheit, — sagte die Königin, führt diese edle Frau ihre segensreichen Absichten durch, wie wohlthätig und bewunderungswürdig sind die, von ihr gegründeten und gepflegten Institute, o man muß ihr so viel als möglich nachzuahmen suchen.

Während der Abwesenheit II. MM. hatten die französischen Truppen die preußischen Staaten geräumt, und nichts würde sich ihrer lang ersehnten Rückkehr nach Berlin entgegengesetzt haben, wären nicht zwischen Oesterreich und Frankreich neue Feindseligkeiten ausgebrochen.

Dieser, den Norden Deutschlands so sehr beunruhigende Krieg, dessen Schauplatz der sächsischen Grenze so nahe lag, verhinderte die zum Frühjahr bestimmte Rückkehr des Königspaares nach Berlin.

Den Sommer 1809 verlebten sie in Huben, die Königin fühlte sich jedoch sehr unwohl und erkrankte zuletzt ernstlich am kalten Fieber, welches ihre Kräfte gänzlich aufrieb. Dieser Krieg, der von so traurigen Folgen war, trug nicht wenig dazu bei, der Königin Gesundheit zu untergraben. Eine Schlacht, durch welche große Erwartungen vernichtet wurden und deren Ausgang so verhängnißvoll für Deutschland war, schien jede Hoffnung zu zerstören.

In dieser Zeit schrieb die Königin:

„Täglich fühle ich mehr und mehr, daß mein Königreich nicht von dieser Welt ist.“

Ungeachtet ihrer Kränklichkeit widmete sie unausgesetzt und eifrig den Schulen und Unterrichts-Anstalten in Königsberg ihre Aufmerksamkeit und unterhielt sich häufig mit dem Doctor Zeller, einem Schüler Pestalozzi's, über Unterricht und Erziehung. Oft besuchte sie, in Begleitung ihres königlichen Gemahls die Schulen, und ermuthigte Lehrer und Schüler durch ihre Gegenwart.

Es wird dem Manne viel leichter, seinen Gleichmuth im Unglück zu bewahren, als der Frau, heiter zu bleiben. Dies liegt in der Gemüthsrichtung des Mannes, wogegen des Weibes Heiterkeit von Umständen und der Laune, wie dem Verhalten ihrer Umgebung abhängt.

Ein einziger Mißton stört so leicht die harmonischen Saiten des Frauenherzens, daß es schwer hält, die äußere Darlegung der Gefühle von dem zu

trennen, was in den innersten Tiefen vorgeht. Die Quellen dieser zarten Bewegungen mögen verborgen sein, ihre Wirkungen sind sichtbar, besonders, wenn innere oder äußere Einflüsse Geist oder Körper berühren.

Die Königin war sorgenvoll, aber stets sanft und nie gereizt, und es erhöht die Bewunderung für ihren Charakter, daß ihre Heiterkeit inmitten aller Arten von Ungemach, den kleinen Hofkreis in Königsberg belebte.

Hören wir ein Beispiel ihres versöhnlichen Gemüths:

Obgleich durch Napoleons Beschuldigungen tief verwundet, untersagte ihr die christliche Frömmigkeit, jenen Haß zu nähren, der in seiner Bitterkeit nach Rache dürstet; die Königin versuchte nur durch sanfte Mittel die Bosheit zu entwaffnen. Bei Gelegenheit der unglücklichen Schlacht von Eylau, war ein mit allen Emblemen des Sieges verziertes Portrait Napoleons gravirt worden; man brachte es der Königin, und erbittert über den Anblick ließ sich eine ihrer Damen zu einem Ausbruche des Unwillens hinreißen, der die Königin veranlaßte, Folgendes zu äußern: „Nicht doch, Liebe, auf diese Art können wir unsre Sorgen nie erleichtern. Ungeduld drückt den Dorn nur noch tiefer in die Wunde, Geduld allein bringt Ergebung hervor, und mildert unsern Kummer. Wir wollen das Beispiel unsers Heilands vor Augen haben, der für seine Peiniger betete."

In dieser Zeit schrieb die hohe Frau an ihrem Vater folgenden Brief:

„Bester Vater,

Alles ist verloren, wenn nicht auf ewig, doch für die Gegenwart. In meinem Leben hoffe ich nichts mehr. Jetzt bin ich resignirt und ruhig, indem ich mich den Fügungen der Vorsehung unterwerfe. Genieße ich auch kein zeitliches Glück, so kann ich in dieser ruhigen Zuversicht doch sagen, ich habe mehr, ich habe Seelenfrieden. Täglich wird es mir klarer, daß Alles was sich ereignet hat, genau so kommen mußte wie es kam. Die Vorsehung beabsichtigt augenscheinlich, eine neue Ordnung der Dinge einzuführen, um das alte, abgenutzte und ganz veraltete System weltlicher Politik aufzuheben. Friedrich der Große schuf als der Heros seines Jahrhunderts, eine neue Zeitrechnung, wir ruhten auf sei-

nen Lorbeern, wir sind nicht fortgeschritten, die Zeit hat uns überholt. Niemand sieht das klarer ein, als der König, ich hatte so eben eine lange Unterredung mit ihm über diesen Gegenstand, und er sagte bedenklich — Dies muß geändert werden, wir müssen die Dinge ändern! Die Besten und Weisesten können fehlen, und der französische Kaiser ist listig und politisch. Hätten wir auch gesiegt, wir würden dennoch haben das Feld räumen müssen und der Feind wäre im Vortheil geblieben. Wir können von Napoleon viel lernen; was er gethan, wird für uns nicht verloren sein. Es würde Lästerung sein, zu behaupten, daß Gott mit ihm war, aber augenscheinlich ist er ein Werkzeug in der Hand des Allmächtigen, um die Aeste abzuhauen, die keine Lebenskraft mehr haben. Gewiß werden bessere Zeiten kommen, unser Glaube an ein vollkommenes Wesen verbürgt diese Zuversicht. Gutes kann in dieser Welt nur durch Gutes erzeugt werden, daher glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon fest und sicher auf seinem glänzenden Throne sitzt. Wahrheit und Gerechtigkeit haben allein Dauer und er ist nur kluger Politiker, und regiert nicht nach den Gesetzen des Ewigen, sondern den Umständen nach, wie sie eben kommen, und deshalb schänden seine Regierung viele Ungerechtigkeiten. Er verfährt weder ehrlich mit der Menschheit, noch sind seine Zwecke lauter, sein ungemessener Ehrgeiz ist allein auf seine persönliche Erhebung gerichtet. Sein Charakter erregt mehr unser Erstaunen als unsre Bewunderung. Sein Glück verblendet ihn, er glaubt thun zu können was er will, deshalb ist er ohne alle Mäßigung, und wer sich nicht zu mäßigen weiß, muß endlich das Gleichgewicht verlieren und fallen. Ich glaube fest an Gott, und daß er weise alle irdischen Angelegenheiten ordnet; da ich davon nun nichts in der Herrschaft der Gewalt sehe, nähre ich die Hoffnung beſſ'rer Zeiten, die aus den gegenwärtigen Uebeln entstehen müssen.

Alle guten Menschen hoffen, wünschen und erwarten dies gleich sehr. Alles was geschehen ist und noch geschehen wird, kann augenscheinlich nicht von Dauer sein, nur der zu einem besseren Ziele führende Pfad.

Dieses Ziel liegt allem Anscheine nach fern, wahrscheinlich werden wir es nicht erreichen, sondern gehen vielleicht im Streben danach unter.

Was Gott will, ist stets recht. Ich finde Trost, Muth und Heiterkeit in diesem Gedanken, und den meiner Seele tief eingegrabenen Hoffnungen. Ist nicht Alles in dieser Welt beständiger Wechsel? dennoch müssen wir es durchmachen. Laß uns nur dafür sorgen, daß jeder Tag uns besser und vorbereiteter finden möge. Hier, geliebter Vater, haben Sie mein politisches Glaubensbekenntniß, so gut ich als Frau es auseinanderzusetzen, und mich auszudrücken vermag. Wahrscheinlich ist es sehr unvollkommen, und verzeihen Sie mir, daß ich Sie damit belästige, Sie werden wenigstens sehen, daß Sie eine im Mißgeschick ergebne Tochter haben, und daß die Grundsätze des Christenthums und die Gottesfurcht die ich Ihren Unterweisungen und frommen Beispiele verdanke, jetzt Früchte tragen, und so lange ich athme, tragen werden.

Sie werden es gern hören, lieber Vater, daß dies Ungemach der Zeit nicht unser eheliches und häusliches Leben berührt hat, sondern daß unser Glück im Gegentheil nur noch fester dadurch begründet ist, und uns Eins des Andern würdig gemacht hat. Der König, dieser Beste der Männer, ist unbeschreiblich liebevoll und zärtlich, so daß ich oft wähne, den Geliebten und Verlobten in ihm zu sehen; mehr in Thaten als in Worten, wie das seine Art ist, zeigt er die zarteste, sorgendste Aufmerksamkeit für mich. Erst gestern sagte er in der ihm eigenen einfachen Weise, und indem er mich zärtlich und liebevoll anblickte: „Du, geliebte Luise, bist mir theurer als je, und im Unglück schätze ich Dich um so mehr. Jetzt weiß ich durch Erfahrung was ich an Dir besitze, laß den Sturm von außen toben, wenn das ruhige Glück unsrer Verbindung ungetrübt bleibt. Weil ich Dich so zärtlich liebe, habe ich unser jüngstes Töchterchen nach Dir genannt." Diese Zärtlichkeit rührte mich zu Thränen, möge das Kind seine Luise werden! *)

---

*) Es scheint, daß der König mit dem Namen Luise alles Gute und Große verknüpfte, denn als er später von seiner Tochter bei Gelegenheit ihrer Vermählung

Daß ich die Liebe und das Zutrauen meines edlen Gemahls besitze, ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück. Von ganzem Herzen erwidre ich seine Liebe, wir sind vollkommen Eins und haben nur Einen Willen, daher wird es mir sehr leicht, das gute Einverständniß aufrecht zu erhalten, da es mit den Jahren nur zugenommen hat. Mit Einem Worte, er paßt ganz besonders für mich und ich eben so sehr für ihn, und wir sind stets am frohesten, wenn wir bei einander sind. Entschuldigen Sie, theurer Vater, es ist der natürliche Ausdruck meines Glücks, und für wen kann das wohl wichtiger sein als für Sie, mein bester und zärtlichster Vater? Mit den Leuten im Allgemeinen, dürfen wir nicht von unserm innern Glücke reden, wie mich der König gelehrt; es ist genug, daß wir es selbst kennen.

Unsre Kinder sind unsre höchsten Schätze, und wir blicken mit vollkommner Zufriedenheit und wohlbegründeter Hoffnung auf dieselben. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist, er besitzt ausgezeichnete Talente, die glücklich entwickelt und ausgebildet sind. Er ist wahr in all' seinen Gefühlen und Aeußerungen und jeder Verstellung unfähig.

Mit sichtlichem Erfolge treibt er Geschichte, und die Ideale derselben ziehen sein tiefes Gemüth ganz besonders an. Er hat sehr viel Witz, und seine komischen Einfälle belustigen uns oft allgemein. Er ist rein und unverdorben und mir außerordentlich zugethan, ich liebe ihn innig, und wir sprechen oft davon, was er thun wird, wenn er König ist. Unser Sohn Wilhelm, (erlauben Sie mir, verehrter Vater, Ihnen Ihre Enkel der Reihe nach vorzustellen) wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach in seinen Gewohnheiten, schlicht und einsichtsvoll. Er gleicht ihm auch im Aeußern sehr, nur, glaube ich, wird er nicht so hübsch werden. Sie sehen, lieber Vater, daß ich noch in meinen Gemahl verliebt bin. Unsre Tochter Charlotte macht mir täglich mehr Freude, sie ist freilich sehr zurückhaltend und blöde, doch verbirgt sie gleich ihrem Vater ein warmes, liebe-

---

mit Prinz Friedrich der Niederlande sprach, sagte er: „Nichts Beßres könnte ich hoffen und wünschen, als daß meine geliebte Tochter ihrer vortrefflichen Mutter ähneln, und ihrem Gemahl eine Luise werden möge." — — — — — — — —

volles Herz unter einem kalten Aeußern. Anscheinend gleichgiltig, ist sie dennoch sehr liebevoll und theilnehmend gegen ihre Umgebung, und es liegt etwas sehr Ueberlegnes in ihrem ganzen Wesen. Wenn Gott sie am Leben läßt, weissage ich ihr eine glänzende Zukunft. Carl ist gutmüthig, lustig, sehr geradezu und voller Talente, seine physische Entwickelung hält mit der geistigen gleichen Schritt. Er hat zuweilen sehr naive Einfälle, über die wir herzlich lachen müssen, und ist heiter und witzig. Seine unaufhörlichen Fragen setzen mich oft in große Verlegenheit, weil ich einige derselben oft nicht beantworten kann oder mag. Diese Fragen entspringen eben so sehr aus seiner Neugierde als aus seinem Hange zum Witz, den wir an seinem schelmischen Lächeln erkennen. Obgleich er sich stets für die Wohlfahrt Anderer interessiren wird, glaube ich dennoch, daß er fröhlich und leicht durch das Leben gehen wird. Unsre Tochter Alexandrine ist wie ein Mädchen ihres Alters und Temperaments einschmeichelnd und voll kindlicher Zärtlichkeit. Sie entfaltet bereits sehr richtige Einsicht, vielen Verstand und große Fähigkeiten zu künftiger Ausbildung. Sie begreift sehr schnell, lacht oft herzlich und ist sehr gescheidt. In Folge ihres Hanges zur Satyre sieht sie oft sehr ernst aus, doch thut das ihrer Gutmüthigkeit nicht den geringsten Abbruch. Von der kleinen Luise ist bis jetzt nicht viel zu sagen, sie hat das Profil und die Augen ihres edlen Vaters, nur glänzen sie etwas mehr. Sie heißt Luise; möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der Gemahlin des großen Churfürsten, gleichen!

Jetzt, mein lieber Vater, habe ich eine ganze Galerie von Familien-Portraits vor Ihnen aufgestellt. Sie werden sagen, eine parteiische Mutter hat sie gemalt, die nur das Gute an ihren Kindern sieht, und keine Augen für ihre Fehler und Schwachheiten hat, aber ich finde wirklich bei Keinem von ihnen irgend eine Neigung, die mir Sorge für die Zukunft einflößen könnte. Gleich andern Kindern haben sie ihre kleinen Launen, die jedoch gewiß mit den Jahren schwinden werden.

Umstände und Verhältnisse sind der Menschen beste Erzieher, viel-

leicht ist es gut für unsre Kinder, daß sie schon früh das Leben von einer ernsten Seite kennen gelernt haben. Wären sie im Schooße des Ueberflusses und Genusses aufgewachsen, dann hätten sie geglaubt, daß es nothwendig so fortgehen müsse. Daß es anders sein kann, lesen sie nun auf ihres Vaters ernstem Antlitz, und sehen es an der Traurigkeit und den Thränen ihrer Mutter. Besonders wohlthätig mag es für den Kronprinzen sein, daß er in der Jugend mit dem Unglück bekannt geworden, denn er wird, da ich hoffe, daß beßr're Zeiten seiner harren, das Glück zu schätzen wissen und es sorglich zu erhalten suchen. Mein glühendstes Gebet zu Gott ist täglich, daß er meine Kinder segnen und seinen guten Geist nie von ihnen wenden möge.

Mit dem vortrefflichen Hufeland bin ich ganz Einer Meiunng. Er sorgt nicht allein für das physische Wohl der Kinder, sondern ist ihnen auch ein Seelenarzt, wobei ihn der schlichte, aufrichtige Borowsky, den der König hochschätzt, unterstützt. Wenn mir Gott die Kinder erhält, bewahrt er mir mein höchstes Gut, das mir Niemand rauben kann. Was sich auch immer ereignen mag, umgeben von, und vereint mit unsern guten Kindern, werden wir glücklich sein. Zu Ihrer Beruhigung, und damit Sie unser ohne Sorgen gedenken mögen, schreibe ich Ihnen dies, theuerster Vater. Meinen Gemahl empfehle ich Ihrer freundlichen Erinnerung, und alle, alle Kinder, die um die Erlaubniß bitten, ihres verehrten Großvaters Hände küssen zu dürfen. Ich bin und werde stets bleiben Ihre dankbare Tochter

Luise."

Dieser rührende und interessante Brief läßt tiefer in den Charakter der Königin blicken als irgend eine Beschreibung sie schildern könnte.

Am 14. October 1809 ward die Königin von einem Prinzen entbunden, der Albrecht getauft ward. Diesem Wochenbette war ein langes Unwohlsein vorangegangen und die Königin blieb lange nachher ernstlich krank; dessenungeachtet ward die auf Mitte December festgesetzte Abreise der königlichen Familie nach Berlin nicht verschoben.

Die Bewohner Ost-Preußens hatten der Königin so manche Beweise aufrichtiger Anhänglichkeit gegeben, daß sie nicht ohne Rührung an eine Trennung von ihnen denken konnte, aber ihr Herz sehnte sich gleich sehr nach Berlin, denn sie glaubte, daß ihre und des Königs Gegenwart daselbst dazu beitragen würde, so manches Mißgeschick vergessen zu machen. Dennoch sah sie mit ängstlicher Schwermuth die Zeit ihrer Rückkehr herannahen, und schrieb, als der Tag derselben auf den 15ten festgesetzt war, folgenden Brief:

„So werde ich denn also bald wieder in Berlin unter so vielen treuen, mich liebenden Herzen sein. Es scheint, als drücke der bloße Gedanke mich schon mit überwältigender Freude nieder, denn ich vergieße so viele Thränen dabei, daß ich mir kaum vorstellen kann, was ich bei meiner Ankunft dort empfinden werde, wo ich jeden Ort noch ebenso, jedes Ding jedoch verändert finde. Düstre Ahnungen beunruhigen mich. Ich möchte gern allein hinter meinem Lichtschirm sitzen und mich meinen Gedanken ganz überlassen. Ich hoffe, es wird anders kommen."

Wer kann sich bei Lesung dieser rührenden Zeilen des Gedankens erwehren, daß in zart besaiteten Seelen eine unbestimmte Ahnung naher Auflösung waltet, die den traurigen Kampf zu verkünden scheint, der das Zerreißen jener uns an die Erde fesselnden Bande der Zuneigung begleitet. Wie tief in dem wahrhaft frommen Gemüthe die Ueberzeugung auch lebt, daß es jenseit des Grabes eine schönere Heimath giebt, ist dennoch der Gedanke, die Gegenstände unserer zärtlichen Liebe zurückzulassen, eine Quelle des tiefsten Kummers.

Die Reise von Königsberg nach Berlin glich einem Triumphzuge, denn überall wartete der königlichen Familie der rührendste Empfang. Die letzte Nacht blieben sie in Freienwalde und empfingen dort eine Deputation der Ritterschaft und Bürger der Kurmark. Der Zug nach der Hauptstadt am folgenden Tage war ein festlicher. Nicht weit von Berlin bestieg die Königin mit Prinzeß Charlotte, Prinz Carl und ihrer Nichte, Prinzeß Friederike, einen Wagen, den die Berliner Bürger ihr als Beweis der Achtung und Liebe ge-

schenkt hatten. Da die Königin lila sehr liebte, hatte man diese Farbe zu den Verzierungen des Wagens und den Schabraken der Pferde genommen, und diese zarte Erinnerung an ihre Lieblingsfarbe erfreute die Königin vielleicht noch mehr als das Geschenk selbst, denn wir schätzen nicht den Werth einer Gabe, sondern die Gefühle der Sympathie, die ein gefühlvolles Gemüth dabei beweis't. Eine einfache Blume ruft zuweilen Gefühle hervor, die zu tief für Thränen sind, und gerade solche kleine Beweise der Zuneigung, die bei den geringsten Anlässen sich zu zeigen vermögen, erzeugen jenen glücklichen Gemüthszustand, dessen Mangel nicht durch äußeren Glanz ersetzt werden kann.

Die Königin war besonders eigen in der Wahl ihrer Farben, sie stimmte der Definition jenes Blindgeborenen bei, der die Lilafarbe, nachdem er sie berührt, mit den sanften melodischen Tönen einer Flöte verglich, während ihm Scharlach die Wirkung eines Trompetentons hervorbrachte.

Der Königin Brief an die Bürger Berlins, bei Annahme des Wagens, darf nicht vergessen werden, er lautet:

„Sie, meine guten Herren, müssen überzeugt sein, daß freudige Erwartung mich bei meiner Rückkehr nach Berlin begleitet. Die erfreulichsten Zeichen anhänglicher Liebe wurden uns bereits während unsrer langen und schmerzlichen Trennung und ich nehme diesen neuen Beweis der Aufmerksamkeit mit der tiefgefühltesten Dankbarkeit und innigem Entzücken an und versichere Sie, daß ich mit Ungeduld dem Tage entgegensehe, den ich zu einem der wichtigsten meines Lebens zählen werde, der mich der Hauptstadt wieder zuführt, und mich einmal wieder mit deren guten Bürgern vereint, denen ich dann persönlich die Versicherung des Vertrauens und der Achtung geben kann, die ich stets für sie gehegt, als

Königsberg, Ihre affectionirte Königin
den 1sten December 1809. Luise."

Am 23sten December hielt die Königin, gerade wie sechszehn Jahre früher als Braut, ihren Einzug.

Da jedes Zeichen der Anhänglichkeit sie tief zu rühren pflegte, war sie auch bei dieser Gelegenheit sehr dankbar für jeden Beweis der Achtung und Liebe, und empfand das höchste Glück, die „Mutter" eines solchen Volks zu sein. Wie entzückt würde sie gewesen sein, hätte sie in dem Enthusiasmus ihres Volks die Widergeburt der Nation und den Ruhm ihres eigenen Hauses vorhersehen sehen können.

Als sie aus dem Wagen stieg, empfingen sie die Arme ihres tief bewegten Vaters, in den schönen Zügen der Königin und besonders in ihren herrlichen Augen lag ein fast himmlischer Ausdruck kindlicher Ergebung. Höchst ergreifend war auch das Wiedersehen mit jenen Gliedern der königlichen Familie, die Berlin während der letzten Unfälle nicht verlassen hatten, und besonders rührend die Begrüßung mit ihren Geschwistern, der Prinzessin von Oranien und der Kurfürstin von Hessen, die mit bemerkenswerther Ergebung und ruhiger Würde jenes schwere, vom Schicksal ihnen auferlegte Mißgeschick getragen hatten.

Die Rückkehr der königlichen Familie nach Berlin entzückte alle treuen Unterthanen, und Folgendes mag als Beweis dienen, wie sehr der König die Leiden empfand, die sein Volk erduldet, und wie er nicht schwelgen mochte, während sie darbten. Als er nämlich 1809 gefragt ward, ob und wieviel Champagner angeschafft werden solle? entgegnete er: „Nein, nicht früher bis selbst meine ärmsten Unterthanen wieder Bier trinken können."

Die Rückkehr der königlichen Familie nach Berlin ward auf jede nur mögliche Art gefeiert. Unaufhörlich rollten Equipagen mit glückwünschenden Besuchern in das Schloß. Als das Herrscherpaar zum ersten Male nach so langer Abwesenheit wieder im Schauspielhause und der Oper erschien, kam ihm die glühendste Begeisterung entgegen, die ganze Stadt war prächtig illuminirt, Musik erklang in allen Straßen, aber inmitten aller dieser Beweise allgemeiner Freude, konnte man sich dunkler Ahnungen nicht erwehren. Selbst im Theater, während Alles jubelte, hörte man manche Stimme ahnungsvoll,

„Gott erhalte den König!“ rufen. In den Kirchen wurden allgemeine Dankgebete dargebracht, und sogar die Armen boten Geschenke aller Art.

Und damit auch die Bedürftigen Theil an diesen Freudenfesten nehmen konnten, wurden 5000 Thlr. zusammengebracht, um dieselben zu speisen, und man sah, man fühlte, daß bei diesen Gaben das Herz betheiligt war. Obgleich sehr empfänglich für diese Beweise herzlicher Anhänglichkeit, war der König dennoch ernst und gedankenvoll. Von Natur weniger idealisch als praktisch, sah er die Nothwendigkeit ein, manchen durch die Verhältnisse veranlaßten Uebelständen abzuhelfen, und widmete sich mit verdoppeltem Eifer, und fern von nutzlosem Bedauern, der Wiederherstellung der Ordnung. Stets war es des Königs liebstes Vorrecht, seine Gnade walten zu lassen, und jetzt, bei seiner Rückkehr erließ er alle Strafen für leichtere Vergehen, schenkte denen, die zu weniger als einjähriger Gefangenschaft verurtheilt waren, die Freiheit, und überwies den Armen eine bedeutende Summe.

Keiner verstand die Zeichen der Zeit besser als Friedrich Wilhelm III.; gleich seinen Vorfahren ehrte er Verdienst und Auszeichnung durch Orden und Decorationen, aber er sah ein, daß Verdienst in allen Ständen gefunden wird, und nicht allein der Adel zu dieser Auszeichnung berechtigt ist, deshalb erweiterte er den „Verdienst-Orden“ und sprach die merkwürdigen Worte: „Die Achtung, welche ich dem Verdienste jeder Art und in jeder Lage des Lebens zolle, und die der Staat ihm gleichfalls gewährt, bin ich entschlossen, ohne Unterschied des Ranges zu bethätigen. Einige Orden und Decorationen verleihen den Trägern den Vorzug, abgesehen von dem Range den sie im Staate einnehmen, zu den Ersten des Landes gezählt zu werden. Deshalb soll Jeder, der ihn verdient, den Verdienst-Orden empfangen, und ich werde am 18ten Januar, dem Tage, an dem Preußen einst ein Königreich ward, den Orden in dem Grade erweitern, daß er alle Klassen meiner Unterthanen umfasse, damit dieser Tag dem ganzen Königreiche ein Festtag werde.“

So geschah es, wenige Jahre später glänzte das eiserne Kreuz auf der Brust manches Geringen im Volke, und diese Auszeichnung berechtigte ihn, von den Höchstgestellten mit achtungsvoller Rücksicht behandelt zu werden.

Auch für die Pflege der Wissenschaft sorgte der König und gewährte

durch die Gründung einer Universität in Berlin, der heranwachsenden Generation die Mittel, sich auszubilden. Da während der französischen Occupation alle und jede Ordnung aufgehört hatte, und Alles wieder neu organisirt werden mußte, bevor eine so wichtige Anstalt in's Leben gerufen werden konnte, schien der Augenblick sehr ungünstig gewählt, und des Königs Entschluß stieß auf bedeutende Hindernisse. Das Alles entmuthigte ihn jedoch nicht, er glaubte fest, daß der Segen des Himmels jedes gute Werk kröne, und sagte, daß das Verfolgen edler Zwecke zum Ziele führen müsse, wenn man von einem guten Gewissen unterstützt werde. Er suchte der geistigen Macht das Uebergewicht über die physische zu sichern.

Preußens Weltstellung liegt ja weniger in der Ausdehnung seiner Grenzen als in dem Besitz geistigen Reichthums, und diesen Vorzug ihm zu erhalten, war Friedrich Wilhelms edles Streben.

Der Frühling des Jahres 1810 war besonders mild, und wirkte sehr wohlthätig auf die Gesundheit der Königin. Die hohe Frau besuchte wieder Paretz, die Pfaueninsel und Sanssouci, diese Zeugen einer glücklichen Zeit, und beschäftigte sich viel mit ihren Kindern, und zwar besonders mit dem Kronprinzen und ihrer ältesten Tochter Charlotte.

Bischof Eylert sagt:

„Zuweilen war ich bei diesen reizenden Studierstunden zugegen, und erstaunte über die Klugheit und Würde, mit denen die Königin ihre Meinungen und Ansichten aussprach, so wie über ihren Eifer für jeden lebenswerthen Zweck. Ihre zuversichtliche Hoffnung der Wiederkehr bessrer Zeiten sprach sich täglich sichtlicher aus. Sie versicherte mich, daß sie meine Predigten, namentlich: — Weßhalb weinte Jesus über Jerusalem? und: haben wir Grund, über unsre Stadt zu weinen? mit großem Nutzen gelesen habe. Diese, und ähnliche Reden über diese Gegenstände nahm sie mit ihren Kindern vor, und wies sehr passend auf verwandte Stellen hin. Mit christlicher Demuth sprach sie über verdiente oder unverdiente Züchtigungen Gottes, und erklärte, daß solche, in Demuth empfangen, zum Segen gereichten. Die holden Töne ihrer Stimme und ihre ganze Art zu sein, erhöhten noch den Reiz solcher Aeußerungen."

In Allem was sie sagte oder that, offenbarte sich ein Geist der Menschen-

liebe. Dem Gottesdienste wohnte sie regelmäßig bei, und der König that dasselbe. Die Zeit zwischen Fastnacht und Ostern war in diesem Jahre eine Zeit wahrer Andacht. Die Königin hörte mit der größten Andacht den von der Kanzel verkündeten heiligen Wahrheiten zu, deren Wirkung auf ihr Gemüth sichtbar war.

Zu Zeiten entschlug sie sich der trüben Stimmung, und umgeben von den Schönheiten der Natur und Kunst in ihren Sommer-Residenzen, war sie glücklich.

Keiner war froher über diesen Schimmer früherer Heiterkeit, als der König; mit stillem Entzücken sah er diese Veränderung, und neckte sie dann wohl auf die ihm eigne, gutmüthig zärtliche Weise. Nichts konnte angenehmer sein als der Austausch von Witz und Scherz, welcher zuweilen zwischen dem königlichen Paare stattfand, und den zärtliche Achtung von Seiten der Königin und liebevolle Rücksicht von des Königs Seite stets milderten.

Bei einer solchen Gelegenheit rief der König einst freudig aus:

„Heute ist die Königin ganz sie selbst; o ich würde selig sein, wenn ihr Gemüth die natürliche Heiterkeit wieder erlangte! Einst war sie fast lustig. Bessere Zeiten warten unser, wie ich hoffe und glaube."

Bei einem, zu dieser Zeit stattfindenden militairischen und geistlichen Feste bemerkte der König:

„Wir haben keinen Grund, dieses Fest mit einem Te Deum laudamus zu feiern, aber wir können sagen — Gott vertrauen — und das wird etwas Besseres sein, denn was recht ist, bleibt recht, und wird, wenn auch unterdrückt, eines Tages triumphiren."

Bischof Eylert, der um seine Meinung über ein für den Kronprinzen angenommenes Erziehungs-System befragt ward, schreibt:

„Während meines Besuchs in Sanssouci habe ich oft über diesen Gegenstand nachgedacht, und werde, wenn es mir gestattet ist, nicht anstehen, meine Ansicht offen auszusprechen.

„Mir scheint der Hauptfehler darin zu liegen, daß der Kronprinz als künftiger König, und nicht mit Rücksicht auf seine Natur als menschliches Wesen, erzogen wird. Er bedarf, wie Andere, der Zurechtweisung und Zucht,

denn er fühlt wie Andere. Niemand wird leugnen, daß der König als der Erste im Lande am meisten geehrt werden muß, aber diese Ehrfurcht kann nur durch die tugendhafteste, selbstverläugnendste Lebensweise seinerseits gesichert werden. König wird er durch Erbschaft, aber Tugend und Selbstbeherrschung kann er nur durch eigne Kraft, wie seine Nebenmenschen, erlangen.

„Seine Talente und Fähigkeiten zum Lernen sind Naturgaben, welche die Geringsten in gleichem Grade besitzen können, aber Selbstbeherrschung, worauf das wahre Prinzip, Andre zu beherrschen, begründet ist, muß das Werk der Erziehung sein. Der künftige Herrscher läuft Gefahr, in seinem Streben nach Wissen nachzulassen, wenn er zu viel bei seinem eignen künftigen Geschick verweilt. Die Vorrechte seiner Geburt können ihn leicht über seine Fähigkeiten und die Pflichten gegen seine Mitmenschen irre führen. Der Erbe eines Thrones steht gewöhnlich zu isolirt, und sollte doch nothwendiger Weise die Menschheit kennen, um als Mensch zu fühlen. Dies ist schwer, da seine Umgebung ihm gewöhnlich schmeichelt, weil er der Nächste nach dem Könige ist. Um ihn daher vor Egoismus zu bewahren, würde ich vorschlagen, den Direktor des Gymnasiums zu ersuchen, vier kluge und gutgeartete Knaben ohne Unterschied des Standes auszuwählen, und sie die Erziehung des Kronprinzen und seiner Brüder theilen zu lassen, um diesen bei Zeiten zu lehren, daß weder Reichthum noch Rang, sondern Fleiß, Klugheit und gute Sitten den Menschen zu seiner wahren Würde erheben."

„Die Königin lächelte während dieser langen Rede, und als ich sie bat, zu entschuldigen, meine Meinung so unverhohlen geäußert und sie dadurch vielleicht beleidigt zu haben, sagte sie: „Nein, nein, selbst wenn ich auch nicht ganz Ihrer Meinung bin, habe ich Ihnen doch mit Vergnügen zugehört und bitte Sie fortzufahren, worauf ich ihr sagte, daß der neue Palast von Sanssouci sich sehr für diese Art von Erziehung eignen würde." —

„Die Königin hatte sehr aufmerksam auf die von mir gemachten Einwendungen gegen die Alleinerziehung des Kronprinzen gehört, und äußerte den Wunsch, das Pestalozzische Erziehungssystem allgemein verbreitet zu sehen, sowie daß ich nach Königsberg gehen möchte, um die Fortschritte, welche das System dort mache, zu prüfen, damit im ganzen Königreiche Schulen danach errichtet

würden. Es ward jedoch später beschlossen, daß der Ober-Consistorialrath Natorp statt meiner dorthin gesandt werden sollte."

Bald nach seiner Rückkehr nach Berlin fügte der König dem rothen Adlerorden zwei Klassen hinzu. Auch ließ er eine Medaille für den Verdienstorden schlagen, und die durch die Gegenwart der Königin verherrlichte Einweihungsceremonie war eine Veranlassung allgemeiner Festlichkeit. Diese Freuden blieben jedoch nicht lange ungestört. Von Paris aus wurde die rückständige Contribution ungestüm gefordert, und bekannt ist, daß Napoleon mit Execution drohte. Welch' tiefen Kummer dies der Königin bereitete, ist leicht zu ermessen.

Obgleich ihr Geburtstag am 10. März mit allen Zeichen inniger Liebe und Ehrfurcht gefeiert wurde, bedurfte sie doch große Anstrengung, ihre Fassung zu behaupten, und trotz der traurigsten Ahnungen heiter zu scheinen.

Sie fürchtete durch jenen despotischen Willen, dem sich Alles beugt, den König seinen Unterthanen entrissen zu sehen, denn die Lage Preußens war so precair, daß eine Befreiung von dem verhaßten Joche bis jetzt unmöglich schien. Während der Gratulationen, die sie an ihrem Geburtstage empfing, sagte sie zu einem ihr nahe Stehenden: „Ich glaube, daß dies der letzte Geburtstag ist, den ich hier feiere." Und so war es in der That. Der Allmächtige hatte beschlossen, ihr Volk zu prüfen, indem er dieses Muster der Tugend zu sich nahm. Die gefährliche Krankheit ihrer jüngsten Tochter Luise, die bereits eine auffallende Aehnlichkeit mit ihrer Mutter zeigte, war ihr in dieser Zeit eine neue Quelle großer Besorgniß. Als die Prinzessin genas, erkrankte die Königin, ein von Fieber begleiteter, heftiger Husten fesselte sie mehre Tage an das Bett, und jene Brustkrämpfe, denen sie später zum Opfer ward, quälten sie schmerzlich. Zu dieser Besorgniß der Königin für das Leben ihrer Tochter — kam nun noch in diesem letzten Winter ihres Erdenwallens die tiefe und schmerzliche Sorge um die politische Zukunft Preußens, und diese Qualen untergruben ihre Gesundheit gänzlich.

Der Kronprinz und die Prinzessin Charlotte nahmen als ihre ältesten Kinder, gerade zu dieser Zeit ihre ganz besondere Sorgfalt in Anspruch; ihr mütterliches Herz bewachte sorgfältig die moralische und geistige Entwickelung derselben. Jeder Keim des Guten, Wahren und Schönen, den die Königin im

Gemüthe der Kinder sich entfalten sah, erfüllte ihr mütterliches Herz mit Entzücken.

Diese zärtliche Sorge, die sie in der letzten Zeit ihres Lebens ihren Kindern widmete, verräth ein dunkles Vorgefühl ihres nahen Scheidens. Mit dem Beginn der milderen Jahreszeit besserte sich die Gesundheit der Königin ein wenig, und gegen Ende April folgte sie ihrem Gemahle nach Potsdam. Diese Luftveränderung that ihr sehr wohl und verlieh ihren Zügen wieder den strahlenden Ausdruck, den sie früher besessen.

Vor ihrer Abreise von Berlin empfing die Königin am Osterfeste aus den Händen ihres Caplans, des Propstes Ribbeck in der St. Nicolai-Kirche das heilige Abendmahl. Sie zeigte bei dieser Gelegenheit eine so vollkommene Entsagung alles Irdischen, daß dies Sakrament ihr ein wahres Abschieds- und Liebesfest zu sein schien. Am Morgen des zweiten Pfingsttages 1810 befand sich das königliche Paar auf der mit den antiken Büsten der römischen Kaiser gezierten obersten Terrasse, als die Königin plötzlich vor einer dieser Büsten stehen bleibend zu ihrem Gemahl sagte: „Hast Du wohl schon bemerkt, daß viele dieser Kaiser eine auffallende Aehnlichkeit mit Napoleon, diesem mächtigen Eroberer unserer Zeit, haben?“ Der König lächelte bitter und seine Gemahlin fuhr fort: „Komm hierher und betrachte das Profil Nero's, und die Aehnlichkeit wird Dir auffallen, nur sind seine Lippen fester geschlossen und schöner als diese.“

Diese Bemerkung gab ihr Gelegenheit, über einen Gegenstand zu sprechen, der sie viel beschäftigte. „Der jetzige Stand der Dinge“, sagte sie, „beweis't das Uebergewicht der physischen Gewalt, denn wenn ich auch zugebe, daß etwas von der geistigen damit verbunden ist, so hat diese doch keinen moralischen Einfluß. Die Freiheit, mit der die Franzosen prahlen, ist in der That nichts als Sclaverei, denn die allgemeine Wohlfahrt hat dem unersättlichen Ehrgeize eines einzigen Mannes weichen müssen.

„Sein eisernes Scepter ist nicht so fühlbar, weil es glücklich ist, aber diese unnatürliche und despotische Macht kann nicht lange bestehen. Die Natur wird ihr Recht behaupten, wir fühlen, daß es so sein muß, sind aber nicht zur That bereit. Diese Zeit muß kommen, wir aber sterben leider vielleicht noch ehe sie kommt. Napoleon ist eine Geißel in der Hand der Vorsehung

und wenn er zu diesem Zwecke nicht länger mehr nöthig ist, wird er fortgeworfen werden, — wie ein Feuerbrand zum Brennen."

Zum Bischof gewendet fuhr die Königin fort:

„Dies haben Sie uns in den Worten der heiligen Schrift erzählt, und Ihre Predigten haben mich seit Ostern sehr getröstet; lassen Sie dieselben drucken und widmen Sie sie mir, das wird auch den König erfreuen. Wenn ich von Mecklenburg zurückkehre, sollen Sie uns die Predigten vorlesen."

Der Wunsch, ihren geliebten Vater zu besuchen, hatte sich des Herzens der hohen Frau so sehr bemächtigt, daß er befriedigt werden mußte. Schon vor mehren Jahren war es ihr sehnlichstes Verlangen gewesen, ihm in Strelitz einen Besuch zu machen, denn seit sie — zu Preußen gehörte, wie sie sagte, hatte sie nur einmal, und zwar bei einer sehr traurigen Veranlassung, unter ihrem väterlichen Dache geschlafen. Im September 1803 nämlich war die Königin schleunig nach Ludwigslust gereis't, um die Erbprinzessin von Schwerin (Großfürstin Helene) noch vor deren Tode zu sehen. Die beiden so liebenswürdigen Fürstinnen hatten einander sehr geliebt, und als die Kranke den Wunsch aussprach, ihre Luise noch einmal zu sehen, eilte die Königin sogleich zu ihrer sterbenden Freundin. Bei der Rückreise hatten König und Königin eine Nacht in Hohenzieritz, dem Sommeraufenthalte des Herzogs von Mecklenburg, verweilt, und Strelitz, die Hauptstadt, blos flüchtig berührt.

Als sie 1806 von Pyrmont zurückkehrte, war es ausgemacht, daß sie ihres Vaters Geburtstag, der in die erste Hälfte des Octobers fiel, feiern sollte, aber das Schicksal hatte bestimmt, daß sie Strelitz erst nach langen und schweren Prüfungen wiedersehen sollte.

Jetzt, nachdem die Königin ihrem geliebten Vater nach so vielem Unglück einmal wieder nahe war, ward derselbe glühende Wunsch, ihn in Strelitz zu besuchen, wieder in ihrem Busen wach. Seit 1806 hatte sie ihre Großmutter, die Witwe des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, die sie erzogen hatte und der sie stets mit kindlicher Zärtlichkeit zugethan gewesen, nicht wiedergesehen.

Diese Reise nach Strelitz war für die Königin nun ein Gegenstand so überwiegenden Interesses geworden, daß der Tag der Abreise endlich auf den 25. Juni festgesetzt ward.

Ganz dem Genusse rein häuslicher Freuden lebend, sollte die Königin acht Tage bei ihrem Vater, im Schooße ihrer Familie bleiben, und der König versprach, drei Tage später auch einzutreffen. Alle die damals in ihrer Nähe waren, erinnern sich mit Rührung der Ausdrücke innigen Entzückens, die ihren Lippen entströmten, als diese Reise definitiv festgesetzt war. Rührend und kindlich war die Freude der Königin, sie konnte kaum den Tag der Abreise erwarten.

In Strelitz wollte der König mit seiner Gemahlin zusammentreffen, um von dort aus mit ihr und der ganzen herzoglichen Familie nach Hohenzieritz zu gehen, welches er, seiner herrlichen Lage halber, sehr bewunderte.

Sehr früh am Morgen des 25sten Juni, trat die Königin ihre Reise von Charlottenburg an, ging über Oranienburg nach Fürstenburg, der ersten Stadt des Strelitzer Gebiets, wo ihr Vater, der Herzog, ihre jüngste Schwester Friederike und ihre beiden Brüder sie empfingen, während ihre Großmutter, zu schwach zu einer solchen Anstrengung, die geliebte Enkelin in Strelitz erwartete.

Während der sehr schnellen Reise schien die hohe Frau außerordentlich ruhig, doch bemerkten die bei ihr im Wagen Sitzenden, daß innerhalb der Mecklenburger Grenze diese heitere Ruhe einem auffallenden Ernste wich, der sich bald zur tiefsten Schwermuth steigerte.

Unwillkürlich drängt sich der Gedanke uns auf, daß sich eine dunkle Ahnung naher Auflösung ihrer Seele um so schmerzlicher und quälender bemächtigte, als sie so tief fühlte, wie stark die Liebesbande waren, welche sie an die Erde fesselten.

Der Empfang ihrer Lieben in Fürstenburg bereitete der Königin ein unerwartetes Vergnügen, und als der Wagen in den Schloßhof rollte, und sie ihre theuern Verwandten am Eingange stehen sah, steigerte sich ihre Aufregung, und in Thränen schwimmend rief sie: „Ach da ist mein Vater,“ und eilte aus dem Wagen in seine Arme. Er führte sie in's Schloß, wo sie ihre gewohnte Heiterkeit bald wieder gewann. Gegen 5 Uhr bestiegen sie Alle einen offnen Wagen, und langten unter lautem Freudenrufe des Volks gegen 7 Uhr in Strelitz an.

Großartige Empfangsfeierlichkeiten waren nicht getroffen, aber die Einwohner hatten die Stadt schön und geschmackvoll mit Blumen und Immergrün geschmückt, um zu zeigen, daß dieser Tag von Allen als ein Festtag betrachtet werde.

Worte vermögen nicht die Gefühle der Königin zu schildern, man mußte ihr ganzes Wesen, ihre reine, kindliche Natur kennen, um sie zu begreifen. „Unsre Freude über ihre Gegenwart," sagte Adam Müller, „war eben so unbeschreiblich, als unser Kummer über ihren unersetzlichen Verlust."

Am Eingange des Schlosses ward sie von ihrer Großmutter empfangen, und kaum erblickte die Königin diese verehrte, treue Pflegerin ihrer Kindheit, als sie aus dem Wagen sprang und in ihre Arme sank. Beider Freudenthränen mischten sich mit einem unerklärlichen Gefühl tiefer Traurigkeit.

Da die Königin am liebsten im häuslichen Kreise ihrer Familie weilte, war nur ein einziger Tag zum öffentlichen Empfange bestimmt, und zwar war am 27sten große Cour. Die unbeschreibliche Majestät, Leutseligkeit und Sanftmuth der Königin entzückte, als sie erschien, Jeden auf den ersten Blick. Sie schien ein Wesen, dessen Prüfungszeit bereits vorüber war, und das nur noch mit einem schwachen Bande an die Erde gefesselt war.

Ein Augenzeuge sagt:

„Ich hatte die Königin in sieben Jahren nicht gesehen und sie mochte damals wohl Manchem lieblicher erschienen sein als jetzt, ich aber fand sie jetzt erst ganz vollkommen geworden. Ihre schönen edlen Züge trugen den Stempel tiefer Betrübniß, und wenn sie nach oben blickte, drückten ihre Augen vielleicht unwillkürliche Sehnsucht nach ihrer wahren, himmlischen Heimath aus. Sie begrüßte mich als einen alten Bekannten, und jedes ihrer Worte verrieth die Freude, ihres Vaters Gast und bei den Ihrigen zu sein. Nach dem Diner stand ich bei einigen ihr besonders werthen Damen, und als sie zu uns trat, bewunderten wir ihre Perlen. „Ich schätze sie gleichfalls sehr," entgegnete sie, „und habe von all' meinen Juwelen sie allein behalten, denn die Umstände erheischten, daß ich meine Brillanten opfern mußte. Perlen passen besser für mich, denn sie bedeuten Thränen, und ich habe deren so viele vergossen!" — Dann zeigte sie uns das Miniatur-Bild des Königs, indem sie

bemerkte, daß es das ähnlichste sei, und sie es deshalb stets trage. Eine Jugendfreundin der Königin, deren körperliche Gebrechen sie hinderten, bei Hofe zu erscheinen, durfte sie vor Tische besuchen, und ward von der Königin eben so herzlich als früher empfangen. Mit der sie auszeichnenden Aufrichtigkeit und Freimüthigkeit, sprach die Königin von ihren vergangenen Leiden und all' den bittern Prüfungen, und Alles bewies, daß sie aus diesen Prüfungen und diesem Mißgeschick als Heldin hervorgegangen sei, die ihre Gesundheit allerdings zu zerstören und ihr Leben zu verkürzen vermochten, ohne jedoch ihren Geist zu beugen oder ihr Gemüth niederzudrücken."

Am 28sten Juni kam der König und ward von seiner Gemahlin mit Entzücken empfangen. Unverhohlen sprach sie sich über das Glück aus, das sie empfände, ihren Gemahl als Gast ihres Vaters, und sich selbst als eine Tochter aus dem Hause Mecklenburg, in der Heimath zu finden. Die Familie war in dem Zimmer des Herzogs versammelt, und als der König die Schloßcapelle zu sehen wünschte, begleiteten ihn Alle, außer der Königin und ihrem ältesten Bruder. Sie hatten sich eine Zeitlang vergnügt unterhalten, als die Königin plötzlich aus der Fülle ihres Herzens rief: „Lieber Georg, nun endlich bin ich vollkommen glücklich."

Dann sich an des Herzogs Schreibtisch setzend, schrieb sie:

„Mon cher Père,

„Je suis bien-heureuse aujourd'hui comme votre fille, et comme l'épouse du meilleur des époux!"

Neu-Strelitz am 28. Juin 1810. Louise."

Dies waren die letzten Worte, welche sie jemals schrieb, und welche für ihre Familie eine heilige Reliquie wurden.

Gegen Abend verließ der Hof Strelitz, um sich nach Hohenzieritz zu begeben, wohin der König verlangte. Bei ihrer Ankunft daselbst, war die Königin unwohl, ein heftiger, von Fiebersymptomen begleiteter Katarrh zeigte sich; doch da sie stets wenig aus vorübergehendem Unwohlsein machte, blieb sie

im Familienkreise, zog sich jedoch früh zurück, und das war ein Zeichen erhöhten Unwohlseins.

Am 29sten hatte sie Kopfweh und große Beklemmung, erschien zwar dessenungeachtet bei Tafel, mußte sich jedoch bald auf ihr Zimmer begeben. Gegen Abend schien sie etwas besser, und da sie nie die Freuden Anderer störte, sondern dieselben oft mit Aufopferung des eignen Wohlseins förderte, erschien sie im Garten, um den Thee im Familienkreise einzunehmen. Es war das letzte Mal, welches sie Alle vereinte, und Niemand ahnete den furchtbaren Schlag, der sie bald so schwer treffen sollte.

Der kleine Fleck, auf dem die Königin zuletzt spazieren gegangen, war von da an geheiligter Boden, und ist durch ein Monument ihrer Erinnerung geweiht.

Da die Königin ihren Gemahl den andern Tag schon früh nach Rheinsberg zu begleiten wünschte, (weil er nicht gern einen Tag ohne sie verlebte,) zog sie sich früh zurück, denn sie hatte sich so sehr gewöhnt, des Königs Wünsche vor Allem zu berücksichtigen, daß, ungeachtet ihres Unwohlseins, keine Aenderung hierin getroffen werden sollte. Bis jetzt war noch kein Arzt zu Rathe gezogen, doch als die Königin am nächsten Morgen mit heftigem Fieber und starkem Husten erwachte, ließ der Herzog seinen eignen Arzt von Strelitz holen. Der Hofrath Dr. Hieronymi erschien, und erklärte ungeachtet der Königin Einwendung, die ihres Gemahls Anordnung nicht stören wollte, daß sie nicht reisen könne, ohne sich den gefährlichsten Folgen auszusetzen. Nun entschloß sich der König, den Verlauf der Krankheit in Hohenzieritz abzuwarten.

Da die hohe Kranke sich am folgenden Morgen sehr unwohl fühlte und über heftige Brustbeklemmungen klagte, sprach sie den dringenden Wunsch aus, zur Ader gelassen zu werden, was der Arzt bis zum nächsten Morgen verschob. Die Königin erwartete diesen Augenblick mit Ungeduld. Während des Aderlasses, der in Gegenwart der Prinzessin Solms und nur einer Kammerfrau stattfand, fiel sie in eine tiefe Ohnmacht, von der sie sich indeß bald erholte. Dies war Sonntag den ersten Juli. Am folgenden Tage fühlte sie sich so viel besser, daß der König, dessen Gegenwart in Berlin dringend nothwendig

war, den dritten dahin abzugehen beschloß. Ach wie wenig ahnte er, daß er seine angebetete Gemahlin nur mit dem Tode ringend wiedersehen würde! Er verließ Hohenzieritz in der Hoffnung, bald dorthin zurückzukehren, um seine dann wieder genesene Gemahlin nach Berlin zu begleiten. Aber der Königin Zustand verschlimmerte sich sehr, sie hustete unaufhörlich und das Fieber war im Zunehmen. Indessen blieb ihr Gemüth vollkommen ruhig und sie ertrug die schlaflosen Nächte mit engelgleicher Geduld und sagte oft zum Zeitvertreib Lieder her, die sie in ihrer Jugend gelernt hatte.

Da sich die Heftigkeit der Krankheit im Laufe der Woche etwas zu mildern schien, das Fieber nachließ und der Husten weniger quälend war, hoffte man auf eine günstige Krisis am neunten Tage.

Aber die Königin war sehr erschöpft, und bekam oft Ohnmachten, wenn sie sich aufrichtete oder ihr Bett gemacht werden sollte. Ihre Kammerfrau fand, daß sie viel ängstlicher und ernster in dieser, als in irgend einer vorhergehenden Krankheit war.

Da ihr Zimmer gegen Süden lag und also sehr warm war, trat ihr Vater ihr sein eignes Schlafzimmer im untern Geschoß des Schlosses ab, wohin sie getragen werden mußte, und da das Gemach in der Eile nicht anders eingerichtet werden konnte, ward die Königin auf ihres Vaters Bett gelegt, welches sie nach dem unerforschlichen Beschlusse des Allmächtigen, nur mit ihrem ewigen Ruhebette vertauschen sollte.

In dieser Krankheit war die Königin stets liebevoll, sanft und geduldig, und am liebsten allein, oder nur von Wenigen umgeben, da die Gegenwart Vieler sie aufregte und beklemmte.

Mit ihrer Großmutter unterhielt sie sich oft von Vorfällen aus ihren Kinderjahren, und verweilte gern bei der Erinnerung an ihre Mutter, deren Bild nie in ihrer Seele verblichen war und deren Andenken sie stets mit dankbarer Rührung genährt hatte.

Am eilften oder zwölften Tage der Krankheit zeigte sich die Ursache des heftigen Fiebers und der Beklemmungen, ein Lungengeschwür brach aus und der Auswurf war sehr bedeutend. Der Hofrath Hieronymi und der Geheimerath Dr. Heim, den der König geschickt hatte, um ihm persönliche Nachricht

von der Königin Befinden zu bringen, stimmten überein, daß die Kranke gerettet werden könne, wenn sich nicht noch andere Geschwüre bildeten. Heim kehrte nach Berlin zurück, und Hieronymi fuhr fort, dem Kön'ge, der durch Krankheit gehindert war, nach Strelitz zurückzukehren, täglich schriftlichen Bericht abzustatten.

Ein Brief der Prinzessin Charlotte, den sie an ihrem Geburtstage geschrieben, und in welchem sie ihre kindliche Betrübniß über die Abwesenheit ihrer geliebten Mutter aussprach, regte die Königin so sehr auf, daß sie nicht im Stande war, ihn zu Ende zu lesen.

Der Königin eigner Arzt Hufeland war in Holland, und Heim, wie gesagt, nach Berlin zurückgekehrt, weil er glaubte, die Krisis sei vorüber. Unglücklicher Weise zeigte es sich indessen, daß die Symptome der Besserung trügerisch gewesen, und nur eine Folge von der Königin Heiterkeit und ihrer großen Geistesstärke waren. Ihr Geist war in dieser Krankheit so unabhängig von ihren körperlichen Leiden, daß während der wenigen nicht durch Husten gestörten Zwischenräume, wenn die Königin im Stande war, leise und in abgebrochenen Sätzen zu ihrer Umgebung zu reden, diese über die Stärke und Klarheit ihres Geistes erstaunten. Ihre Rede hatte denselben Zusammenhang, dieselbe Kraft wie in den Tagen der vollkommensten Gesundheit. Ihre Ideenverbindung war nicht im Geringsten durch ihr Leiden gestört, ihr Gemahl, ihre Kinder, und Alles was sich auf die Angelegenheiten der Politik in dieser Zeit bezog, beschäftigte sie noch mit gleicher Stärke. Des Königs Unwohlsein in Charlottenburg betrübte sie schmerzlich, sie wünschte dort zu sein und ihn pflegen zu können, wie sie es sonst so gern und willig zu thun gewohnt war. Sie beklagte das harte Schicksal, das sie Beide hatte zu gleicher Zeit erkranken lassen, und sprach von der Möglichkeit, nach Charlottenburg gebracht zu werden. Ein Brief des Königs rührte sie so sehr, daß sie ihn auf ihr Herz legte, und nicht gestatten wollte, daß man ihn fortnehme, damit sie ihn in jedem ruhigen Augenblicke lesen und wieder lesen könne. Von dem Kronprinzen und ihren andern Kindern sprach sie beständig, und sie ließ sich immer genaue Nachrichten über Alle geben.

Auch mit den übrigen Mitgliedern der königlichen Familie beschäftigte sie

sich auf das Zärtlichste, in diesem Augenblicke ganz besonders mit der Prinzessin Wilhelm, die ihrer Gesundheit wegen nach Wiesbaden gegangen war, und dann einige Wochen bei ihren Eltern in Homburg zubringen wollte. Die Königin wußte, daß die Prinzessin zum Geburtstage des Königs wieder in Berlin eintreffen wollte, und da sie voraussah, daß ihre Krankheit sie selbst verhindern würde, zu dieser Zeit nach Charlottenburg zurückzukehren, und also keinenfalls Festlichkeiten stattfinden würden, bedauerte sie, daß die Prinzessin schon so früh ihre geliebten Verwandten verlassen sollte, ohne den Zweck ihrer zeitigen Rückkehr erfüllt zu sehen. Deshalb ließ sie einen Brief an Prinz Louis von Homburg, der gerade in Berlin war, schreiben, und ihn ersuchen, seiner Schwester eine Stafette mit der Nachricht ihres fortdauernden Unwohlseins zu senden, das sie natürlich verhindere, nach Charlottenburg zurückzukehren, weshalb die Prinzessin also länger in Homburg bleiben könne.

Während dieser Zeit erfuhr die Königin, daß Napoleons Bruder, der König von Holland, abgedankt habe, eine Abdankung, die in der Besetzung Hollands mit französischen Truppen und der Despotenwillkür Napoleons ihren Grund hatte. Diese Nachricht erfüllte die Königin mit Betrübniß. Die Vorfälle in Schweden, die Verwirrung der dortigen Angelegenheiten, der Aufruhr in Stockholm, die Ermordung des Grafen Fersen, überhaupt jedes politische Ereigniß beschäftigte der Königin Aufmerksamkeit, und sie ließ sich täglich die Zeitungen vorlesen. Ihr liebevolles Herz ward schmerzlich durch die Nachricht einer in Paris bei einem Feste des Fürsten Schwarzenberg ausgebrochnen Feuersbrunst berührt, und der mütterliche Heldenmuth und qualvolle Tod ihrer Jugendfreundin, der Fürstin Pauline Schwarzenberg, erschütterte sie tief.

Täglich kamen Briefe aus Berlin, zur größten Freude der Königin, die jeder Beweis der Theilnahme tröstete und erquickte. Viele dieser Briefe ließ sie sich vorlesen, einer von der Prinzessin Luise (vermählten Fürstin Radziwil) trug so sehr den Stempel zärtlicher, aufrichtiger Theilnahme für ihre Leiden, und dieses war so zart und rührend gesagt, daß das Herz der hohen Kranken von Dankbarkeit bewegt ward.

Die Kaiserin von Oesterreich, welche damals in Töplitz war, bezeigte der

Königin gleichfalls brieflich eine so herzliche Theilnahme, daß diese sehnlichst wünschte, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.

Jedes Zeichen der Sorgfalt und Aufmerksamkeit ihrer Umgebung erkannte die Königin mit dankbarer Rührung an. Ihre Schwester, die Prinzessin von Solms, wich fast nicht von ihrem Lager, sie verstand das kleinste Zeichen, und kam den leisesten Wünschen der Leidenden zuvor. Diese war ihr innig dankbar, doch als sie sah, daß die stete geistige und körperliche Aufregung die Gesundheit ihrer Schwester angriff, bestimmte sie selbst deren Ruhestunden. Auch war sie sehr besorgt, daß der Kummer um sie nachtheiligen Einfluß auf das Befinden ihres Vaters und ihrer Großmutter haben möge. Obgleich die Königin sehr unruhige Nächte hatte, war sie dennoch heiter, und die, welche sie Nachts umgaben, konnten wahrnehmen, wie thätig ihr Geist war; denn fast ununterbrochen richtete sie, wenn der Schlummer ihr Lager floh, Fragen an ihre Umgebung, ja es gab sogar Augenblicke, in denen ein Anflug von Scherz in ihren Bemerkungen sichtbar ward. Und diese geistige Heiterkeit täuschte alle Laien über den Zustand der hohen Leidenden.

Gegen das Ende der Woche schienen die Symptome günstiger, die Königin hatte mehr Appetit und schlief besser. Der 14te und 15te waren Tage, die Hoffnung auf nahe Genesung einflößten, dennoch hatte der Allmächtige, in seinem unerforschlichen Rathschlusse es anders bestimmt. Während ihr am Morgen des 16ten, gegen 9 Uhr, die Zeitungen vorgelesen wurden, bekam die Königin so heftige Brustkrämpfe, daß während der fünf Stunden, in denen diese anhielten, ihr Leben in beständiger Gefahr schwebte. Nach diesem Anfalle hegte Hieronymi nicht die geringste Hoffnung mehr, und die Königin erklärte selbst, sie habe während des Anfalls geglaubt, daß ihr Ende da sei.

Hieronymi hielt es für Pflicht, den Herzog auf den ihm bevorstehenden Schlag aufmerksam zu machen, und erklärte zugleich die Brustkrämpfe für Folge eines organischen Herzfehlers. Der ehrwürdige Vater empfing diese Nachricht mit christlicher Fassung und Ergebung, aber mit tiefem Kummer. Couriere wurden abgesandt, die Ankunft des Königs zu beschleunigen, den man nicht vor dem 20sten erwartete.

Heim kam am 17ten in Begleitung des General-Wundarzts Göricke,

und der Wundärzte Schmidt und Wiebel. Sie alle stimmten Hieronymi bei, und erklärten, daß die Königin Hohenzieritz nicht lebend verlassen werde. Am Morgen des 17ten hatte sie einen neuen Krampfanfall, der indeß etwas schwächer war, da jedes nur erdenkliche lindernde Mittel angewendet ward. Noch schien die Königin keine Gefahr zu ahnen, ein Brief des Königs erfreute sie so sehr, daß sie oft ausrief. — Welch' ein Brief, o welch' eine Freude, solchen Brief zu empfangen! .... Sie sehnte sich so nach ihrem Gemahl, und der Gedanke, bis Freitag warten zu müssen, war ihr so peinlich, daß sie die Nachricht seiner beschleunigten Ankunft mit wahrem Entzücken aufnahm. Ungeachtet der Schmerzen, die sie litt, war sie dennoch geduldig und dankte Gott mit der frommen Einfachheit eines Kindes, so oft sie sich ein wenig erleichtert fühlte. Ueber die Vergänglichkeit menschlicher Größe sprach sie sich sehr wahr und kräftig aus. Was nützt uns alle irdische Größe? sagte sie, ich bin eine Königin, aber ich kann meinen Arm nicht bewegen. — Der Dienstag Nachmittag war ruhig, die Nacht jedoch schlaflos und von starkem Fieber begleitet, dennoch blieb ihr Geist fest und standhaft und sie vertraute den angewandten Mitteln durchaus.

Der 18te verging mit abwechselnden Krämpfen, das Athmen ward ihr sehr schwer, aber der ruhige, klare Ausdruck ihrer Augen in der kurzen Zeit der Erholung, machte den Gedanken an ihre nahe Auflösung fast unmöglich. Umsonst ward jedes Mittel versucht, der Rückkehr der Krämpfe vorzubeugen, die hohe Kranke rief zuweilen seufzend: Luft! .... Luft! Aber ungeachtet sie heftig fieberte, und von dem quälendsten Durst gepeinigt ward, entschlüpfte ihr kein Zeichen des Unwillens, nur leise Klagen vernahm man.

Die Prinzessin Solms fragte: „Liebe Luise, leidest Du sehr?"

„Ach nein, entgegnete sie, aber solch ein Stillstand des Daseins ist quälend ...."

Dann fragte sie, ob die Sonne bald aufgehen würde? und ob der Tag trübe oder hell werde? Man sagte ihr, es sei ein bewölkter Morgen, und sie, die den warmen Sonnenschein so sehr geliebt, war dankbar, weil sie hoffte, daß ein kühler Tag das Fieber etwas lindern würde.

In der Nacht vom 18ten schien sich die erste Todesahnung ihrer Seele

zu bemächtigen, gedankenvoll und mit erhobnem Finger sagte sie zu Heim, der an ihrem Bette saß: „O wenn ich dem Könige und meinen Kindern genommen würde!“ . . . Sie dachte nur an ihre Lieben, nicht an sich selbst, und klagte nicht darüber, so in der Blüthe des Lebens dahin gerafft zu werden.

Im Beginn der Nacht schlief die Königin, und Alle wachten bei ihr, nur der Herzog hatte sich auf den Wunsch der Aerzte zu Bett begeben, nicht um zu schlafen, sondern nur zu ruhen. Da gegen drei Uhr Morgens jedoch die Königin sehr unruhig ward, und die Krämpfe wiederkehrten, weckte man den Herzog, der es so gewünscht. und als er nun die Nachricht ihres nahen Todes erhielt, sagte er mit andachtsvoller Ergebung: „Herr, Deine Wege sind nicht unsre Wege.“

Gegen vier kam der König mit seinen beiden ältesten Söhnen; erst auf der Reise hatte man ihn von der außerordentlichen Gefahr seiner angebeteten Gemahlin benachrichtigt, denn bis jetzt hatte man, um sein Gefühl zu schonen, ihm verheimlicht, daß die Krankheit leb nsgefährlich sei.

Die Königin wußte, daß ihr Gemahl erwartet wurde, und sprach sogleich beim Erwachen mit Bedauern davon, daß er sie so krank finden müsse.

Ihre Sehnsucht nach ihm stieg mit jedem Augenblicke, bis endlich der Geheimrath Heim ihr die Ankunft des Königs meldete. Als der König bei seinem Eintritt in die Vorzimmer von den Aerzten die entsetzliche Nachricht erhielt, daß nach menschlichen Berechnungen keine Hoffnung mehr vorhanden sei, mußte er sich gewaltsam anstrengen, seine äußere Fassung zu behaupten. Wie sehr sein Herz zerrissen war, ersieht man aus seiner Antwort an die Königin Großmutter, die ihm mit sanften Trostesworten zusprach, und ihn erinnerte, daß die Königin ja noch lebe und man deßhalb noch hoffen dürfe, da bei Gott kein Ding unmöglich sei.

„Ach,“ entgegnete er ganz verzweifelnd, „wäre sie nicht die Meine, möchte sie sich vielleicht erholen, doch da sie meine Frau ist, wird sie gewiß sterben.“

Der König begab sich sogleich zu seiner Gemahlin und umarmte sie zärtlich, zitterte jedoch h.ftig, und konnte vor überwältigender Rührung nicht sprechen. Da die Sterbende ihn nie vorher so erschüttert gesehen und seine Festigkeit, die sich sogar in den Leidensjahren bewährt hatte, nun so wanken sah,

ward sie durch den Anblick dieser tiefen Rührung sehr aufgeregt, und fragte: „Weßhalb bist Du so bewegt? Bin ich denn in so großer Gefahr?"

Der König sah wohl ein, wie nothwendig es sei sie zu beruhigen, suchte sich also gewaltsam zu fassen, und versicherte, daß er so bewegt sei, weil er sähe, wie sehr sie gelitten, daß er jedoch die beste Hoffnung hege, und Gott danke, endlich hier zu sein.

Freudenthränen entströmten den Augen der Königin. „Wie bist Du gekommen?" fragte sie, „nicht in einem offnen Wagen, bei Deinem Fieber hoffe ich? Wer kam mit Dir?"

Der König gab ihr eine beruhigende Antwort auf ihre erste Frage, und entgegnete dann: „Fritz und Wilhelm!"

„O! wie freue ich mich, meine theuren Kinder zu sehen," rief die Königin.

Nicht länger im Stande, sein Gefühl zu beherrschen, zog sich ihr Gemahl unter dem Vorwande, ihr die beiden Söhne zu bringen, einen Augenblick zurück.

Als er das Zimmer verlassen hatte, sagte die Königin zu ihrer Kammerfrau, mit der sie nun allein war: „Ich hatte mir so viel Vergnügen von der Ankunft meines Gemahls versprochen, und bin auch dankbar, daß er hier ist, aber sein Kommen hat mich sehr aufgeregt, und seine Umarmung war so glühend, als sei er überzeugt, ich müsse sterben und er wolle mir sein letztes Lebewohl sagen. O! sage ihm, er möge sich beruhigen, sonst stürbe ich augenblicklich!"

Der König trat mit den Prinzen ein. „Mein lieber Fritz . . . mein lieber Wilhelm . . ." mehr konnte die Königin nicht sagen, betrachtete jedoch mit inniger mütterlicher Zärtlichkeit die edlen Jünglinge, welche schweigend am Sterbelager der angebeteten Mutter niedersanken. Nun wollte die Königin nach den andern Kindern fragen, aber die Krämpfe kehrten wieder, die Prinzen mußten sich entfernen, nur der König blieb.

Eine Augenzeugin erzählt dieses letzte Zusammentreffen rührend und einfach in folgenden Worten:

„Der König," sagt sie, „war von der Gewißheit ihrer nahen Auflösung

ganz niedergeschmettert, Alles was er bisher erduldet, war nichts gegen diesen grenzenlosen Schmerz, und konnte mit der Qual des gegenwärtigen Augenblicks gar nicht verglichen werden. Der König blieb allein bei seiner sterbenden Gemahlin, die Krämpfe ließen nach, die Königin fühlte einige Linderung, aber als die Todesstunde näher kam, kehrten sie zurück. Der König rief nach den Aerzten, jedes Mittel ward versucht, doch umsonst; der unheilvolle Augenblick rückte immer näher, die ganze Familie war im Sterbezimmer versammelt, der König hielt seiner Gemahlin rechte Hand, die Prinzessin Solms, am Lager der theuern Scheidenden knieend, die linke. Die drei Aerzte Heim, Hieronymi und Görike standen dicht am Bett. Die Königin klagte über Luftmangel, Hieronymi rieth ihr, die Arme auszustrecken und sich höher zu legen, wobei er ihr zu Hilfe kam, da ihre Kräfte nicht ausreichten. Nur wenige Augenblicke blieb die Königin in dieser Lage, dann sank sie wieder zurück, und flüsterte: „Das hilft mir nichts, für mich ist nur im Tode Hilfe." Dann rief sie flehend: „Herr Jesu, kürze mein Leiden." — holte noch einmal tief Athem und — war nicht mehr! . . . Gott rief ihre Seele sanft zu sich zurück, und, gleich einem seligen, in tiefen Schlaf versunknen Geiste, blieb die, durch die entflohne Seele belebte herrliche Form in stiller Ruhe zurück. Es war am 19. Juli um die neunte Morgenstunde.

Wie viel Muth, ein wie hoher Glaube, und welch' fromme Ergebung in den Willen ihres himmlischen Vaters muß ihr Gemüth erfüllt haben, daß sie, die so unerwartet Allem entsagen mußte was ihr das Theuerste im Leben gewesen, fähig war, ihren Geist mit so frommer Unterwerfung der Obhut ihres Erlösers zu übergeben.

Ganz von Schmerz überwältigt, war der König zurückgesunken, doch sich schnell ermannend stand er auf, und küßte mit so traurigem Ausdruck, daß keiner der Gegenwärtigen es je vergessen konnte, die geliebten Lippen und schloß für ewig jene Augen, deren glänzende Strahlen so treu und zärtlich seinen düstern Lebenspfad erhellt hatten. Dann holte er seine Söhne, die, in Verzweiflung an dem Sterbelager ihrer verklärten Mutter in die Kniee sanken, und ihre erkaltende Hand mit heißen Thränen netzten. Der Schmerz der Ihrigen war tief und wahr, ihre Thränen flossen unaufhaltsam. Ihr ältester Bruder,

der sie stets so sehr geliebt, schien in seinem Schmerze Alles um sich her zu vergessen. Eine ehrfurchtsvolle Stille herrschte in der Nähe der erhabnen Todten, denn Niemand mochte die geheiligte Ruhe des Sterbezimmers entweihen. Der Kummer um ihren Verlust war der reinen und ruhigen Seele würdig, die sich nun zum Himmel aufgeschwungen hatte. Die schönen Züge der Königin waren während ihrer ganzen Krankheit nicht einen Augenblick entstellt gewesen, sogar nicht während der letzten Zuckungen, und jetzt im Tode nahmen sie einen so heitern Ausdruck an, daß es unmöglich sein würde, die ruhige Verklärung zu beschreiben, die über das holde Antlitz und ganz besonders über die reine Stirn ausgegossen war. Ihre reizenden Züge verschönten selbst den Tod, ihre Lippen, die ein sanfter Ausdruck der Freude umspielte, schienen zu sagen:" Es ist vollbracht! „Der König und der Herzog sanken einander weinend in die Arme und hielten sich lange und fest umschlungen, Beide fühlten, daß ihren Herzen eine tiefe, unheilbare Wunde geschlagen sei. Eine halbe Stunde später kam die Prinzessin Charlotte und Prinz Carl an, sie hofften ihre geliebte Mutter noch am Leben zu finden. Der König, der sich kaum auf Augenblicke von der Leiche seiner Luise trennen mochte, empfing die beiden Kinder, die dann auch, ganz von Schmerz überwältigt, am Todtenbette ihrer engelgleichen Mutter niederknieten.

In Gegenwart Andrer bemühte sich der König, das Uebermaaß seines Schmerzes zu beherrschen, die Liebe zu den Kindern schien noch erhöht.

Nachmittags langten des Königs Schwestern, die Prinzessinnen von Oranien und Hessen an. Beide warfen sich untröstlich auf die Leiche der verstorbenen Königin, küßten die Hände derselben, und riefen schluchzend: „Sie war uns stets eine theure, gute Schwester, wie wir sie nie wiederfinden werden."

In solchen Liebes-Aussprüchen stimmten Alle überein, die Verklärte war ihrer Umgebung Alles in Allem gewesen, und hatte durch ihr liebevolles Gemüth alle Herzen für sich gewonnen.

Am folgenden Morgen fand in Gegenwart Hieronymi's und der andern Aerzte die Oeffnung der Leiche statt. Mehre Polyp-Auswüchse hatten sich, wie man fand, mit starken Zweigen im Herzen verwachsen, Hieronymi's Ansicht war also nur zu gegründet, dieses edle, sich selbst verleugnende, seine eignen Lei-

den vergessen wollende Herz, war in der heißen und tiefen Qual untergegangen, die es für das Geschick des Vaterlandes erduldet hatte. Versöhnt mit der ganzen Welt, im Frieden mit Gott und den Namen des Erlösers auf den Lippen, starb die leidende Königin am gebrochnen Herzen.

Während der sechs Tage, in welchen die Leiche in Hohenzieritz blieb, vereinte sich der leidenschaftliche, herzzerreißende Schmerz der Hinterbliebnen in dem Zimmer, in welchem die hohe Todte ruhte. Dort war sie selbst jetzt ihnen noch nicht ganz genommen, und die ihr Antlitz umstrahlende Glorie wirkte tröstend und beruhigend auf Jeden, der sie sah.

Am Nachmittage des 20sten verließ der König mit den Seinigen den Ort, der ihm das Theuerste geraubt, und am 25sten folgte ihm die Leiche der vergötterten Gemahlin, von ihres Vaters Dienerschaft bis zur Grenze geleitet. Welch ein Kontrast! Blumengewinde und jubelnder Willkomm empfingen die Verklärte vor so kurzer Zeit, und düstre Trauerfeierlichkeiten geleiteten sie bei ihrer Rückkehr. Bei dem Fichtenwalde an der Grenze, stand preußische Begleitung zum Empfange der Leiche bereit, schwerfällig rollte der Leichenwagen über die Brücke und verschwand. Gerade einen Monat zuvor, traf die Königin anscheinend gesund und blühend in Strelitz ein, und jetzt geleitete man ihre Leiche. Die Sonne strahlte in voller Pracht, während die sterblichen Ueberreste dieser Edelsten ihres Geschlechts dem Grabe übergeben wurden, und schien eine Verkündigung der den Geist der Geschiednen im Himmel umgebenden Glorie. Aber den um die Verklärte Trauernden war die Sonne ihres Daseins untergegangen, jene Sonne, die sie Alle mit so unendlicher Liebe an sich gezogen, war verschwunden, und hatte sie in der tiefen Finsterniß ewigen Bedauerns zurückgelassen. Prinz Carl, der Königin jüngster Bruder, begleitete die Hülle der geliebten Schwester tief trauernd nach Berlin, wo sie zwei Tage später vorläufig im Dom beigesetzt ward.

Wir kehren, fährt die Erzählerin fort, wieder in das geschäftige Leben zurück, doch der tiefe Eindruck, der unsern Seelen geblieben, läßt sich durch nichts verlöschen. Alle irdische Macht und Größe vergeht, selbst die Schönheit wird zu Staub, aber Tugend, reine Gesinnung und himmlische Liebe dauern ewig, sie stammen von Gott und kehren wieder zu ihm zurück.

Am 25. December 1810, dem Tage, an welchem siebzehn Jahre zuvor die Königin als Braut in Berlin eingezogen, und dann wieder einst als schwerheimgesuchte, geprüfte Frau dahin zurückgekehrt war, ward dem Prinzen Carl noch einmal die traurige und ehrenvolle Pflicht, die von einer Abtheilung der Garde umgebene Leiche vom Berliner Dome zu ihrer letzten Ruhestatt nach Charlottenburg zu begleiten.

Das ganze Land beklagte schmerzlich den frühen Tod der Königin, und die sie persönlich gekannt hatten, erlagen ihrem Schmerze fast. Der König war untröstlich und der Anblick seiner Kinder nährte den Kummer nur. Das warme Herz, bei dem er in all' seinen harten und bittern Prüfungen stets Trost und Mitgefühl gefunden, war nun im Tode erstarrt, und das Gefühl seiner Einsamkeit ward ihm täglich unerträglicher. Nachdem er den Segen einer auf wechselseitige Achtung gegründeten Zuneigung erfahren, quälte ihn diese geistige Oede, die auch die Sorgen und Pflichten der Regierung, die er stets so gewissenhaft erfüllte, nicht zu bannen vermochte, unsäglich. Diese Beschäftigungen seiner hohen Stellung wurden ihm langweilig, Alles ermüdete ihn, und ekelte ihn an. Es lag nicht in seiner Natur, Zerstreuungen aufzusuchen, er neigte sich vielmehr zur stillen Selbstbetrachtung hin. Seine Achtung für das Andenken der Königin zeigte sich auf jede nur mögliche Art. Der Geheimrath Heim erbat sich demüthigst die letzten Worte, welche sie geschrieben, doch der König entgegnete: „Nein, die letzten Schriftzüge des geliebten, unvergeßlichen Wesens kann ich nie von mir geben, ich werde dieselben als meinen größten und besten Schatz aufbewahren, aber copiren will ich sie Ihnen.“ So geschah es.

Kurz darnach versank der König in eine Art Erschlaffung, ohne dabei jedoch seine Pflichten als Herrscher zu vernachlässigen. Er war zu jener Zeit ein schöner Mann von 40 Jahren, in der Blüthe seines Lebens und der Kraft seines Geistes, aber ganz in Gram versunken, so daß ein Prinz von ihm sagte: „Das ist ein Mann, der seine Frau aus der Tiefe der Seele liebte, und ihr Bild mit solchem Kummer nährt, wie kaum irgend Einer es je vorher gethan.“

Das Bild der Verklärten, welches ihr am Aehnlichsten war, ließ der König copiren und zum Zeichen der Unsterblichkeit, das Haupt mit Strahlen um-

geben. Eifrig bewies er seine Ehrfurcht vor ihrem Andenken durch Pläne der Wohlthätigkeit, und sagte zu Bischof Eylert: „Ich möchte wohl, daß Sie mit den Reden, die Sie auf den Wunsch meiner Gemahlin drucken lassen und ihr widmen sollten, etwas verbänden, was das Gedächtniß der Verklärten ehrend fortpflanzt, ich meine irgend eine Wohlthätigkeits-Anstalt; es schwebt meinem Geiste vor, ist mir jedoch noch nicht klar. Denken Sie über diesen Gegenstand nach, theilen Sie mir Ihre Gedanken mit, die, falls ich sie billige, sogleich ausgeführt werden können." — Wohl kannte ich das Schwierige dieses Unternehmens, sagt Eylert, denn die Königin stand so hoch in der öffentlichen Meinung, daß fast jede Art, ihr Gedächtniß zu ehren, die ich angeben konnte, unzulänglich erscheinen mußte. Endlich schlug ich dem Könige vor, daß zur Erinnerung an ihre glückliche Verbindung, alljährlich am 19. Juli Morgens 9 Uhr drei Brautpaare getraut werden und hundert Thaler zur Aussteuer erhalten sollten, daß man die jungen Paare unter den Besten ihres Standes wählen und die Fonds durch die Veröffentlichung und den Verkauf einer, am ersten Jahrestage des Todes, in der Garnisonkirche zu haltenden Rede herbeischaffen, und falls dies nicht zureiche, durch freiwillige Unterschriften vervollständigen könne. Der König geruhte, diesem Vorschlage seinen Beifall zu schenken, das Publikum zeigte sich demselben gleichfalls geneigt, und so ward das Luisen-Denkmal in Potsdam gestiftet, dessen Capital allmählig so anwuchs, daß jetzt jährlich sechs Paare ausgestattet werden. Der König interessirte sich sehr für dieses Institut, und machte die Prinzessin Charlotte zur Vorsteherin desselben, der nach ihrer Vermählung die Prinzessin Luise folgte.

Jeder wohlthätige Zweck gewann sicher des Königs Beifall, und ganz besonders, wenn er mit dem Andenken an die geliebte Todte verknüpft war. Die Luisen-Stiftung in Berlin war eine noch weit wichtigere Unternehmung, und sollte ihrem ursprünglichen Zwecke nach eine Bildungsanstalt für Erzieherinnen und zugleich ein Institut zur Verbesserung der Lage des weiblichen Geschlechts sein, welches besonders mit den Wünschen und Ansichten der Verklärten übereinstimmte. Auch der König interessirte sich sehr dafür, aber die Anstalt war leider nach einem zu großen Maaßstabe angelegt, und nur ein Theil der Grundidee, die Ausbildung von Erzieherinnen, ist ausgeführt, hat sich mit Gottes

Segen als sehr erfolgreich bewährt, und steht jetzt unter dem Schutze der liebenswürdigen Königin Elisabeth von Preußen.

Auf der Stelle wo die Ueberreste der Verklärten auf der Fahrt von Hohenzieritz nach Berlin geruht, ward in Gransee ein Denkmal mit passender Inschrift errichtet, und in Gegenwart der Abgeordneten aus den nächsten Städten und einem Zusammenfluß von Menschen am 19. October 1811 eingeweiht. Der General Minutoli war mit seinem Zöglinge, dem Prinzen Carl, auf des Königs Wunsch bei dieser Feierlichkeit zugegen, und das Schweigen tiefer Betrübniß und die Andacht der Menge, die mit entblößtem Haupte die Einweihungslieder sangen und auf die, vom Prediger Hartmann gesprochne Rede lauschten, war der genügendste Beweis der Liebe und Verehrung für das Andenken der Königin. Obgleich noch sehr jung, war Prinz Carl dennoch ganz geeignet, dieser Feier beizuwohnen, denn er wußte sich jeder Lage des Lebens klug anzupassen*).

Als die Reihe zu triumphiren an den König kam, dankte er zuerst dem Allmächtigen für sich und sein befreites Volk, dann aber eilte er nach Charlottenburg, jenem stillen Platze, der sein verlornes, nie vergessenes Gut umschloß; hier weilte er im stillen, lautlosen Kummer, tief bewegt entblößte er sein Haupt und legte auf den Sarkophag seiner geliebten Luise den mitgebrachten Lorbeerzweig. Lange weilte er an dieser geheiligten Stätte, wo die Nähe der sterblichen Ueberreste seiner verklärten Gattin ihn stets mit hoher Andacht erfüllten

*) Als Beleg mag folgende Anekdote dienen. Einst nach einer Revüe ward er von einer Gesellschaft Officiere eingeladen mit ihnen zu speisen, und zwar in einem Saale, in welchem die Bildnisse berühmter Generale, die sich im siebenjährigen Kriege ausgezeichnet hatten, aufgehängt waren. Als die Gesundheit des Königs getrunken ward, salutirte die Artillerie so nah und unerwartet, daß viele der Gäste zusammenfuhren. Landrath Ziethen sagte zu dem Prinzen: „Ew. königliche Hoheit scheinen sich nicht durch Kanonen erschrecken zu lassen?“ Sich im Saale umsehend, und die Helden-Bilder betrachtend, von denen mehre zu seinen Vorfahren gehörten, entgegnete der Prinz mit großer Geistesgegenwart und schnellem Witz, indem er einen Blick um sich warf: „Ich bin wenigstens nicht in solcher Gesellschaft.“ Diese Antwort war eines Hohenzollern würdig.

und als er endlich schied, sagte er: „Der Herr hat uns bis hierher geholfen, jetzt ist das Losungswort: Vorwärts.“

Von dem glorreichen, mit der Capitulation von Paris endigenden Feldzuge, kehrte er ohne irgend eine Aeußerung des Triumphs zurück und durchwanderte die ruhigen Thäler der Schweiz, in Begleitung seines treuen Witzleben, während er sich schweigend mit dem Gedanken an die verstorbene Königin beschäftigte. Die Landstraße verlassend, suchte er das abgelegene Dorf Colombieres auf, um der Eingebung seines Herzens folgend, Mademoiselle Gellieux, die gute alte Lehrerin seiner Luise, zu besuchen. So viele Jahre waren vergangen, seit er sie nicht gesehen, so viel Wichtiges hatte seine Aufmerksamkeit gefesselt, daß er kaum eine Gelegenheit gefunden, ihr zu beweisen, daß sie nicht vergessen sei. Von Neufchatel aus, hatte ihr der König ein paar Zeilen geschrieben, doch schien ihm dies nicht hinreichend, ihr seine Achtung zu bezeigen, die seine Gemahlin so sehr geliebt. Er vergaß nicht, daß er ihr für die edlen Grundsätze verpflichtet sei, die sie dem Herzen der Verklärten eingeflößt hatte, und beschloß, sie aufzusuchen. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie den König in ihr bescheidenes kleines Zimmer treten sah; er sprach sehr bewegt über seine Luise, besonders von ihrer frühern Jugend. Dann drückte er voll Achtung die Hand der alten Dame, hinterließ ihr ein bedeutendes Geldgeschenk, und fügte mit sehr großer Aufmerksamkeit einen sehr schönen Shawl hinzu, den die Königin kurz vor ihrem Tode getragen, und den er eigends zu diesem Zwecke von Charlottenburg mitgebracht hatte. So mächtig war das ihn beseelende Gefühl, daß er nur Erleichterung zu empfinden schien, wenn es ihm gelang, ihr Gedächtniß zu ehren. Auf seiner Rückkehr von Paris sagte der König tiefseufzend zu Witzleben: „Ach wenn meine stets beklagte Gemahlin gelebt, und diesen Triumph gesehen hätte! . . . Wie unbegreiflich, daß sie so früh sterben mußte, ohne daß es ihr gestattet war, nur einen Blick in die bessern Zeiten zu thun, die sie vorhergesagt hatte.“

Witzleben entgegnete, „daß Alles habe so kommen müssen, daß selbst der Kummer segensreich gewirkt habe und die Irrthümer einen glücklichen Ausgang gehabt hätten.“

„Das weiß ich wohl,“ erwiderte der König, „aber was hat mein gerechter

und natürlicher Wunsch, daß die Königin gelebt haben möchte, um diesen Tag zu sehen, damit zu thun?"

Witzleben antwortete, daß gerade des Königs Schmerz über den Verlust seiner Gemahlin Beweise inniger Ergebenheit der ganzen Nation zur Folge gehabt habe, die sich nicht so deutlich gezeigt haben würden, wenn die Verklärte noch gelebt hätte. „So jedoch," schloß Witzleben, „beeiferte sich Jeder, Ew. Majestät über diesen unersetzlich großen Verlust zu trösten, da Jeder fühlte, wie tröstend und mitfühlend die Königin gewesen."

„Gewiß," sagte der König, „doch mischte sie sich nie in eine politische Angelegenheit, verließ nie die Sphäre weiblicher Wirksamkeit, versuchte nie, sich in die meinige zu drängen und hegte nie das Verlangen zu herrschen, oder an den Regierungs-Angelegenheiten Theil zu nehmen. Höchstens bat sie für Unglückliche, oder suchte eine Milderung der Strafen nach, das war der ganze Umfang ihrer Einmischung in meine Regierung, und deßhalb hoffe ich, daß Gott mir den so natürlichen Wunsch verzeihen wird, sie möchte diesen Tag erlebt haben."

Obgleich der König sehr viele Portraits seiner verstorbenen Gemahlin besaß, verschaffte er sich dessenungeachtet alle nur möglichen Bilder, Büsten und Kupferstiche von ihr, ohne jedoch mit irgend einem Exemplar ganz zufrieden zu sein, weil er Erinnerungen aus jeder Zeit ihres Lebens daran knüpfte, die natürlich kein Maler darstellen konnte.

Deßhalb mußte Ternite ihm ein neues Bild der Königin anfertigen. Auf den Wunsch seines Schwiegervaters hatte er sie nach dem Tode zeichnen und auch eine Gypsmaske anfertigen lassen. Als der König Ternite fragte, auf welche Weise er sie am liebsten darstellen würde, entgegnete ihm dieser, daß er sie als Herrscherin zu malen gedenke, weil noch kein Bild dieser Art von ihr vorhanden sei.

„Nun wohl," sagte der König, „wir wollen versuchen, es so ähnlich als möglich zu machen, und die Königin muß in dem Anzuge gemalt werden, den sie zuletzt trug."

„Kaum," — sagt Ternite, — „hatte ich meine Materialien, nämlich Portraits, Büsten und Kupferstiche gesammelt, die mir bei diesem schwierigen

Geschäft zu Hilfe kommen sollten, als ich den Befehl erhielt, mein Atelier im Schlosse neben des Königs Speisezimmer einzurichten. Er glaubte, daß nur, wenn ich unter seinen Augen und nach seinen Angaben malte, das Bild wahrhaft ähnlich werden würde; und deßhalb kam er täglich, oft von seinen Gästen begleitet, um über meine Arbeit zu wachen. Auf des Königs Wunsch ordnete die Kammerfrau der hochseligen Königin, Fräulein von Steinberg, ihr Haar auf dieselbe Weise, wie sie das der Königin zu ordnen pflegte, und saß mir zu diesem Theile des Portraits."

„Die Oberhofmeisterin v. Voß hatte mir erklärt, daß, falls ich dem Könige jemals das Gemälde zeigte, welches nach der Königin Tode angefertigt war, sie oder ich das Schloß verlassen müßte. Eines Tages nun sagte der König zu mir: „Ich kann mir denken, weßhalb Sie mir das Bild nicht zeigen, aber ich bin jetzt vorbereitet es zu sehen, denn heute habe ich die Maske von Strelitz erhalten." Ich gehorchte, und kaum hatte der König einen Blick darauf geworfen, als er, den man bis dahin nie hatte weinen sehen, in bittere Thränen ausbrach. Denn als die Königin starb, hatte unzweifelhaft das Herz geweint, aber das waren Blutthränen. „Furchtbar wahr!" rief er erschüttert, und eilte mit den Worten: „Ach, daß ich sie niemals, niemals wiedersehen werde!" aus dem Zimmer.

Der Professor Rauch erhielt den Befehl, die berühmte Statue anzufertigen, die sich jetzt im Mausoleum zu Charlottenburg befindet. Schon als Knabe hatte sich Rauch durch seine Neigung zur Kunst ausgezeichnet, und die Königin, welche bald sein Genie, das Ideal zu verkörpern, entdeckte, ermuthigte ihn gleich beim Beginne seiner Laufbahn. Ja, sie that mehr, denn sie entfernte die Hindernisse, die sich der Entwickelung seines Talents entgegenstellten und befähigte den jungen Künstler, seine Studien mit Erfolg zu betreiben. Deßhalb war es für Rauch, der die Verklärte schwärmerisch verehrte, ein Werk der Pietät, die Statue anzufertigen, denn dies war jetzt die einzige Art, der Königin seine Dankbarkeit zu beweisen. Er schien seine heiligsten Inspirationen zu Hilfe zu rufen, woraus ein Werk entstand, welches die Welt bewundern muß, so lange sie das Herrliche zu verstehen und zu würdigen weiß. Das Modell ward dem König vorgelegt, welcher kaum erlauben wollte, daß ein

Diadem die Stirn der ruhenden Gestalt schmücken solle; so sehr wünschte er, daß dieselbe den Anschein tiefen Schlummers und nicht den des Todes habe. Auch Rauch theilte dieses Gefühl. 1811 ward das Monument angefangen, und zwar sollte es in Berlin angefertigt werden; aber der Marsch der französischen Truppen nach Rußland gab Veranlassung, daß Rauch nach Carrara ging, um den Marmor dort auszuwählen und das Monument in Rom zu vollenden. Dies geschah; nach Abschluß des Friedens ward die Statue nach Preußen translocirt. Man schaffte sie an Bord des österreichischen Schiffes Alexander, welches im Herbst 1814 unter englischer Flagge in See ging. Zu dieser Zeit war ein Krieg zwischen England und Amerika ausgebrochen, der Alexander mit dem kostbaren Monument ward die Prise eines amerikanischen Schiffes, ein englischer, schneller segelnder Kaper jedoch verfolgte den Amerikaner mit seiner Beute bis zur spanischen Küste und führte zuletzt beide glücklich nach Jersey. Während dessen befand sich Rauch auf der Heimreise und las in München den Bericht von der Beschlagnahme des Schiffes. Schon im Begriff, nach Italien zurückzukehren, um sein Werk noch einmal zu beginnen, erfuhr er zu seiner Freude, daß ein englisches Fahrzeug „the Spy“ mit der Statue glücklich in Hamburg angelangt sei. Am 10. Mai 1815 langte das Monument in Charlottenburg an und am 19. Juli d. J., dem Todestage der Königin, ward das Mausoleum geöffnet, um dieses herrliche Kunstwerk darin aufzunehmen. Dasselbe war dem Künstler in allen Theilen auf's Vortrefflichste gelungen, es fesselte nicht allein durch Vollkommenheit der Gestalt, durch die außerordentliche Vollendung jeder Einzelnheit und Harmonie des Ideals mit der Wirklichkeit die allgemeine Aufmerksamkeit, sondern auch durch den in der Ausführung verkörperten erhabnen Gedanken. Diese Statue zeigt uns das Bild des Todes in seiner Ruhe ohne seine Schrecken, und vergegenwärtigt uns auf eine liebliche Weise die Unsterblichkeit. Der Tod war für die Alten, selbst als sie an das Vorhandensein einer Unsterblichkeit glaubten, ein finsterer und schrecklicher Gedanke. Indem das Christenthum uns den Tod als einen Uebergang zum ewigen Leben zeigt (eine Auferstehung zur Unsterblichkeit), hat es den Tod wie eine ruhende Statue mit zum Gebet erhobenen Händen dargestellt. Rauch hat die Figur der Königin als ruhig schlum-

mernd dargestellt und ihren Zügen den Ausdruck rührender Heiterkeit gegeben, wie ein verklärter Geist allein sie zu fühlen vermag, während er in jenen ruhigen Schlaf versunken ist, der dem Erwachen zu einer glücklichen Ewigkeit vorangeht.

Rauch machte noch eine Copie, die er für sich zu behalten wünschte, dem Könige jedoch auf dessen dringende Bitten überließ. Jetzt ist dieselbe im Hain von Sanssouci in einem antiken Tempel aufgestellt und die Entscheidung, welche von Beiden die schönere sei, würde schwer sein. Diese liegende Figur stellt die schöne Königin ebenfalls schlummernd dar, ohne irgend eine der schmerzlichen Ideen, welche der Tod einflößt. Der große Kunstkenner Bötticher, welcher von Dresden kam, um diese beiden Proben der Vollendung neuerer Kunst zu sehen, stand vor der Statue in Sanssouci mit entblößtem Haupte voll der tiefsten Bewunderung: „O mein Gott, wie schön!" rief er aus, nachdem er sie lange entzückt betrachtet. „Hier vergißt die Kunst alle Kritik, und die Natur in all' ihrer Einfachheit, Macht und Wahrheit trägt den Sieg davon. Ich weiß nicht, welche der Statuen die vollkommenste ist, aber ich fühle, daß ich nicht zu sprechen wage, aus Furcht, diesen seligen Geist zu einer Welt der Sorge zu erwecken; ich fürchte, daß die Augen sich öffnen möchten und wünsche die himmlische Ruhe nicht zu stören, welche in jedem dieser lieblichen Züge so wahr ausgedrückt ist. Diese Statue hat einen Eindruck auf mich gemacht, den für den Rest meines Lebens nichts verlöschen wird." —

Der König war so glücklich über diese beiden Statuen, daß er, in ihre Betrachtung versunken, oft ganze Stunden in der Erinnerung an ein höheres Glück verlebte, doch überließ er sich in solchen Augenblicken nicht voll Schwäche seinem Gram, sondern bemühte sich, ihr Andenken durch bleibende wohlthätige Stiftungen zu ehren. —

Am 10ten März, dem Geburtstage der Königin, ward der Orden des eisernen Kreuzes gestiftet, dieser Orden, den die ganze Nation so hoch ehrte, dessen Devise „mit Gott für König und Vaterland" war und der zur Erinnerung an die Kämpfe, die Unterdrückung und endlich den Triumph Preußens dienen sollte. Der 10te März, dieser Tag, der nach des Königs Erklärung das edelste und reinste Wesen erschaffen, dem es je gestattet gewesen,

diese Erde durch seinen hehren Einfluß zu heiligen, war zur Weihe dieses erhabenen Festes bestimmt; das eiserne Kreuz drückt, wenn es in seiner wahren Bedeutung aufgefaßt wird, jedes christliche Gefühl aus; „in hoc signo vinces!“ dies war ein eisernes Zeitalter, daher war sonach auch das Material passend. Die Mitte des Kreuzes schmücken 3 Eichblätter, um die nothwendige Vereinigung der verschiedenen Klassen anzuzeigen, die verbunden sein müssen, um stark zu sein. Das Kreuz, welches ein jeder Christ, ohne Unterschied der Geburt, des Vermögens oder Ranges tragen muß, ist ein passendes Emblem für einen Orden, der alle Klassen der Gesellschaft umschließt; die Eichblätter sollen den Wehr-, Lehr- und Nährstand bezeichnen, ihre Verpflichtungen sind gegenseitig, und ihre Absichten würdig der Religion, die Selbstverleugnung und allgemeine Menschenliebe lehrt; „denn größere Liebe hat Keiner, als diese, daß er sein Leben lässet für seine Brüder!“ —

„Es sind jetzt 6 Jahr,“ sagte der König, „seit ich den lieblichsten, besten, am meisten von mir gehegten Schatz dieser Erde verlor. Viele große und ernste Begebenheiten trugen sich seitdem zu und mußten nothwendiger Weise meine Gedanken beschäftigen, so daß man wohl geglaubt haben mag, sie seien zu sehr in Anspruch genommen, um beständig bei dem Andenken an meine Gemahlin zu verweilen, während jedoch im Gegentheil jeder meiner Gedanken ihr gehört; sie behält den ersten Platz in meinem Herzen und jede Pflicht wie jede Beschäftigung ist ihr gewidmet. Stets lebe ich in geistiger Gemeinschaft mit der Verklärten, die alle meine Handlungen leitet; aber dieses Gefühl entnervt mich nicht, sondern flößt mir Muth ein, meine Pflicht zu erfüllen. Die zärtliche Erinnerung an sie, die mir Trost und Stütze in schweren Leiden war, feuert mich zu neuen Anstrengungen an und der Gedanke, daß sie jetzt mein Schutzengel ist, gereicht mir zu höchsten Troste.“

Diese Idee des Königs gab späterhin Stoff zu einem Altar-Gemälde, welches in einer, der Königin besonders theuren Kirche aufgestellt ward.

Bischof Eylert sagt:

„Bei der Königin letztem Besuche in Paretz begrüßte sie mit liebevollen Erinnerungen diesen ruhigen Schauplatz ihres früheren ehelichen Glücks und verweilte bis gegen Abend unter dem Schatten der duftenden Bäume. In

der kühlen Grotte mit der Aussicht auf die Havel hat sie oft geruht und Viele ihrer Lieblingsschriftsteller gelesen, oder sich an den fröhlichen Spielen ihrer Kinder ergötzt. Dieses Mal wünschte sie Paretz so spät als möglich zu verlassen und bat den König, noch einen andern Eingang machen zu lassen, damit sie durch einen langen Baumgang dorthin gelangen könne. Der König willigte ein, und Arm in Arm wandelte das hohe Paar noch lange im Mondenschein. Nach ihrem Tode ließ er den Weg, den sie zuletzt gegangen, mit Rasen belegen und mit Blumen einfassen und die Pforte, durch welche sie hinausging, ward nie wieder geöffnet; eine Inschrift mit dem Datum, d. 20sten Mai 1810, und dem Buchstaben L darüber ward angebracht, während in der Grotte auf dem eisernen Tische mit goldenen Buchstaben die Worte angebracht wurden: „Erinnert Euch der Abwesenden!" Dies geschah, um die Kinder an ihre Mutter zu erinnern. Um seine eigene zärtliche Erinnerung an diesen ihren letzten Besuch in Paretz zu verewigen, schenkte er der Kirche ein neues Altarstück, von dem berühmten Bildhauer Schadow in Basrelief ausgeführt, welches die Verklärung der hochseligen Königin darstellt. Darüber hängt ein Kranz von Immortellen, der ihren Namenszug bildet. Des Königs Wunsch, der Königin Andenken unsterblich zu machen, zeigte sich in der Art, wie er die Tugend der Vaterlandsliebe auch bei dem zarteren Geschlechte ehrte. Während des Freiheitskampfes hatten auch die Frauen nicht weniger Hingebung gezeigt, als jene Patrioten, die freiwillig zu den Waffen griffen, um die verletzte Ehre ihres Vaterlandes zu rächen. Ganz der natürlichen Schüchternheit ihres Geschlechts entgegen, bewiesen junge Mädchen und edle Matronen so festen Muth und so große Geistesstärke, wie man sie nicht von „den zartesten und schwächsten Frauen" erwarten konnte. Die, welche der bloße Anblick von Blut früher ohnmächtig machte, gingen jetzt in die Hospitäler und waren bei Amputationen und andern schmerzhaften Operationen zugegen, in der Hoffnung, diesen herzzerreißenden Qualen einige Linderung zu verschaffen. Mütter, Schwestern und Gattinnen möchten diese peinlichen Scenen ertragen haben, hier aber geschah es auch von Fremden und aus reiner Menschenliebe. In jeder Stadt wurden die Verwundeten mit mitleidiger Theilnahme aufgenommen; waren die zu diesem Zwecke errichteten Hospitäler nicht groß genug, so wurden

sie in Privathäusern untergebracht, deren Eigenthümer sich freiwillig zur Pflege dieser heldenmüthigen Vertheidiger ihres Vaterlandes erboten. Aber diese reine Menschenliebe erstreckte sich nicht allein auf ihre Landsleute; die Worte der heiligen Schrift: „Du sollst Deinen Nächsten lieben als Dich selbst" und „Du sollst allen Menschen thun, wie Du wünschest, daß man Dir thue," wurden sowohl dem Geiste als dem Buchstaben nach befolgt, denn man machte keinen Unterschied zwischen dem verstümmelten Feinde und dem verwundeten Freunde. Eine Gesellschaft von Damen verpflichtete sich, die Verwundeten zu pflegen und jede Mühwaltung gewöhnlicher Krankenwärterinnen zu übernehmen; sie wechselten der Reihe nach ab und ließen sich durch nichts in der Erfüllung dieser heiligen, selbst auferlegten Pflicht hindern. Die segensreichen Wirkungen dieser Verbindung waren sichtlich, da bei dieser Beschäftigung ein Geist der Liebe das wichtigste Erforderniß ist. Keine der Damen schien als Opfer zu betrachten, was ein Gefühl der Pflicht ihr vorgeschrieben, und jede Klasse der Gesellschaft, die adlige Dame sowohl als die ehrbare Handwerkerfrau war in diesen heiligen Beruf eingeschlossen, denn Ein Gefühl beseelte Aller Herzen. Die Erinnerung an diese dem Staate gewidmeten Dienste hatte sich dem Gemüthe des Königs tief eingeprägt, denn er dachte nur zu sehr daran, was die Königin bei diesen Beweisen der höchsten Tugenden ihres Geschlechts gefühlt haben würde. Deshalb beschloß er das Andenken dieser edeln Handlungen zu verewigen, indem er einen Orden für Frauen stiftete, den er den „Louisen-Orden" nannte und so gewissermaßen durch die Verbindung dieses Namens mit einer so ehrenvollen Stiftung seinen eigenen Gefühlen der Verehrung für seine verklärte Gemahlin Genüge leistete.

„Unsere braven Krieger," sagte der König, „fochten und bluteten für ihr Vaterland und der Enthusiasmus unserer Frauen begeisterte sie mit Muth. Freudig gaben sie ihre Männer und Söhne zur Vertheidigung des Vaterlandes her, Glaube und Hoffnung flößte diese Hingebung für eine gerechte Sache ein und ihre Selbstverleugnung zeigte sich in der Theilnahme für die Verwundeten; ihre tröstende Sorgfalt linderte die Qualen der Leidenden und ihre zarte Pflege beruhigte und tröstete dieselben. Unmöglich kann jede einzelne dieser edeln Frauen nach Verdienst belohnt werden, aber Wir sind ent-

schlossen, das weibliche Geschlecht zu ehren und Unsere hohe Achtung für diese edeln Thaten durch die Stiftung eines Ordens zu bethätigen, der von Damen getragen werden soll."

Dieser Orden sollte gleiche Bedeutung mit dem des eisernen Kreuzes haben und ward am 3ten August 1814, dem Geburtsfeste des Königs, gestiftet, während der Orden des eisernen Kreuzes am Geburtstage der Königin gestiftet war. —

Ein goldenes Kreuz, welches den von Sternen umgebenen Buchstaben L in schwarzer Emaille auf himmelblauem Grunde zeigt, ist die Insignie dieses Ordens. Auf der Rückseite sind die Jahreszahlen 1813 und 1814 eingegraben; gleich dem eisernen Kreuze wird es an einem weiß und schwarzen Bande getragen, welches in einer Schleife auf der linken Brust befestigt wird. Mädchen und Frauen sind zu dieser Decoration gleich berechtigt, doch müssen sie durch Geburt oder Verheirathung preußische Unterthaninnen sein. Die Prinzeß Wilhelm ward zur Vorsteherin dieses Ordens ernannt und die Gräfin von Arnim, die Gemahlin des Generals Boguslawsky, die Frau des Kaufmanns Welper und die Witwe des Bildhauer Eben wurden ihr beigegeben. Denn da Frauen aus allen Klassen der Gesellschaft dieselbe aufopfernde Vaterlandsliebe gezeigt hatten, wünschte der König sie Alle auf gleiche Weise zu belohnen, und die Mittel- und ärmern Klassen wurden mit den Edelsten des Landes auf gleiche Weise dekorirt.

Da es jedem Leser interessant sein muß, noch etwas von dem Könige und den geliebten Kindern der Königin zu vernehmen, die diese mit so inniger Zärtlichkeit geliebt hatte, fügen wir einige Anekdoten bei, welche die Tiefe des Gefühls beweisen, mit der der König ihr Andenken bewahrte, so wie die große Anhänglichkeit, welche alle Mitglieder dieser liebenswürdigen Familie beseelte.

Mit einer Art traurigen Vergnügens verweilte der König bei dem Eindruck, den der erste Anblick seiner verlorenen Gemahlin auf ihn gemacht hatte. Derselbe war so mächtig gewesen, daß er seinem Gedächtniß stets gegenwärtig war „Der erste Augenblick unserer Bekanntschaft," pflegte er zu sagen, „war auch der Augenblick gegenseitiger Zuneigung. Eine innere Stimme flüsterte mir zu: Sie ist es oder Keine

sonst auf Erden! — Ich las einmal etwas von Schiller, der ganz vortrefflich und wahr über jene geheime Sympathie spricht, die beim ersten Anblick in verwandten Gemüthern entsteht, wie dies der Fall mit mir und meiner seligen Luise war, als wir uns zum ersten Mal in Frankfurt sahen, was wir uns später gegenseitig gestanden. Nicht etwa ein krankhaftes Gefühl, sondern das klare Bewußtsein ließ unsere Herzen vor Freude erbeben. Mein Gott, wie viel hat sich ereignet seit der ersten Freudenthräne, die bei unserer ersten Zusammenkunft in unsern Augen glänzte und diesen Schmerzensthränen, mit denen ich nun ihren Verlust beweine! Wohl weiß ich, daß diese sympathetischen Gefühle nur die schönen Blüthen einer jugendlichen Liebe sind, die nur einmal gefühlt werden und nie zurückkehren. Ich weile gern bei diesen Erinnerungen und las stets mit Vergnügen die Stelle in Schiller's „Braut von Messina," wo Don Cesar den Eindruck beschreibt, den Beatrice auf ihn machte, als er sie zum ersten Mal erblickte. Die Stelle ist herrlich, macht jedoch jetzt einen von dem frühern ganz verschiedenen Eindruck auf mich; die Rosen sind verwelkt, die Dornen blieben. Doch ich darf mich nicht länger diesen Gefühlen überlassen, die den Geist schwächen und nicht zu dem Ernste der Zeit passen, der gegenwärtig so schwer auf meiner Seele lastet."

Nach der Königin Tode wurde Charlottenburg dem Könige noch theurer. Eine durch die Nähe ihrer sterblichen Hülle fühlbare Atmosphäre tiefen Kummers schien ihn dort zu umgeben. Oft durchwandelte er die lange dunkele Fichten-Allee, welche zum Mausoleum führt, und er allein besaß einen Schlüssel zum untern Grabgewölbe. Heilige Stille ruhte auf diesem Platze, wo die edle und schöne Königin im frühen Grabe ruhte. Nach der Vermählung seiner Töchter schienen dem Könige die Zimmer des Schlosses zu groß und einsam geworden zu sein; deshalb ließ er ganz nahe dem Schlosse ein kleines Palais für sich bauen, welches nur wenige, doch sehr bequeme und behagliche Zimmer enthielt. Dort lebte der König als Privatmann in Ruhe und war nur seinen vertrautesten Dienern zugänglich. Auf dem Tische in seinem Wohnzimmer lagen die Briefe seiner Kinder, besonders die seiner abwesenden Töchter, und selbstverfertigte schöne Handarbeiten, womit sie ihren erhabenen Vater zum

Geburtstage beschenkt hatten. Das anstoßende kleine Gemach diente dem Könige als Schlafzimmer und die äußere Decke seines Bettes war ein großes Shawltuch seiner Gemahlin, das sie sehr geliebt. Der Kammerdiener hatte Befehl, diese kostbare Reliquie jeden Morgen, sorgfältig zusammengefaltet, auf einen bestimmten Stuhl zu legen, und jeden Abend, bevor der König sich zur Ruhe begab, breitete er dieses Tuch eigenhändig über sein Lager.

Eine tägliche Gewohnheit des Königs, die uns ihn in dem Lichte eines zärtliches Vaters zeigt, der es verstand, auf die kindlichen Spiele seiner mutterlosen Waisen einzugehen, mag hier angeführt werden. Jeden Morgen brachte man nämlich Obst, wie die Jahreszeit es eben mit sich brachte, in das Wohnzimmer Sr. Majestät. Auf einem großen Tische standen mehrere Körbchen und unter diesen lagen die Namen jedes der königlichen Kinder. Gleich nach Empfang des Obstes füllte der König diese Körbchen damit, schmückte sie mit Blumen, befestigte den Namen an jeden Korb und gab sie dem aufwartenden Kammerdiener, der sie dann den Kindern nebst den herzlichsten Morgengrüßen ihres Vaters überbrachte. Dies war die gewöhnliche Art, den Tag zu beginnen, und der König wechselte selten seine täglichen Gewohnheiten. Der König war als Knabe der Aufsicht eines strengen, hypochondrischen Mannes übergeben gewesen. Man hatte so wenig Rücksicht auf seine Bequemlichkeit genommen, daß er, obgleich es sein höchster Wunsch war, nicht einmal eine Mineraliensammlung in seinem Zimmer aufstellen konnte, weil es zu klein war. Deshalb wünschte er nun sehnlichst, das Vertrauen seiner Kinder zu gewinnen und ihnen jenes freundliche Interesse an ihren Neigungen und Wünschen zu bezeigen, welches er als Knabe so sehr vermißt. Oft sagte er: „Bedenkt, Kinder, wie gut ihr es habt! Solche Luxus-Artikel besaß ich nicht früher, als bis ich mich vermählte. Zu meinem Geburtstage erhielt ich ein Geschenk, das höchstens sechs Dreier werth war, oder mein Erzieher erlaubte mir aus besonderer Vergünstigung in den Garten zu gehen und dort allein zu verweilen, oder ich bekam die Erlaubniß, für zwei Groschen Kirschen zu kaufen.“ —

Friedrich der Große hatte wenig Notiz vom Könige genommen; Friedrich Wilhelm III. jedoch war entschlossen, seinen Sohn, den Kronprinzen, zu den Staatsgeschäften mit zuzuziehen, damit dieser einst als König geschickt und

vorbereitet sein möge, die Wohlfahrt seines Volkes zu sichern. Er nannte ihn gewöhnlich „mein theurer Fritz“ und behandelte ihn als Freund. Aber die Liebe des Kronprinzen wuchs auch mit jedem Jahre, und besonders nach seiner Vermählung mit der Prinzeß Elisabeth von Baiern, denn der König nahm jede Gelegenheit wahr, seiner Schwiegertochter die höchste Achtung zu bezeigen und es war augenscheinlich, daß das Interesse, welches sie ihm durch ihre Schönheit, ihre weibliche Würde, ihren gebildeten Geist und hervorragende Tugend eingeflößt hatte, sich noch vermehrte, als er besser und näher mit ihr bekannt ward. Nie gab es eine glücklichere Verbindung als die des Kronprinzen und seiner Gemahlin, was Jeder bestätigen wird, dem je das Glück zu Theil ward, Zeuge ihres gegenseitigen Umgangs zu sein. Selbst im öffentlichen Leben gestattet die zarte Gesundheit der jetzigen Königin dem Könige manches Zeichen zärtlicher Sorge gegen seine Gemahlin, was er nie unterläßt.

Die Merkmale wahren Interesses sind so leicht von der blos äußerlichen Form guter Erziehung zu unterscheiden, daß man sich nicht darin irren kann. Als einst der Kronprinz mit seiner Gemahlin vom Könige eingeladen war, bei ihm auf der Pfaueninsel zu speisen, zog gerade, als sie hätten die Havel passiren müssen, ein heftiges, von Sturm und Regen begleitetes Gewitter herauf. Sehr beunruhigt rief der König: „Die arme Kronprinzeß! Hoffentlich ängstigt sie sich nicht und es wird ihr nichts schaden.“ Und dabei ging er, der stets so ruhig war, wenn es sich um seine eigene Bequemlichkeit handelte, unruhig im Zimmer auf und nieder und rief dabei: „Fatal! fatal! die arme Kronprinzeß!“ Jeder Augenblick mehrte seine Besorgnisse um sie und er fragte beständig: „Sind sie noch nicht angekommen?“ Endlich, lange nach der bestimmten Zeit, erschienen sie; der König umarmte die Kronprinzessin zärtlich und rief:

„Gott Lob, daß Sie hier sind! Ich war Ihretwegen sehr besorgt und danke Gott, daß Sie in Sicherheit sind.“

Als sie ihn aber versicherte, der Sturm habe ihr nichts geschadet, kam nichts seiner Freude gleich.

Der König war stets dankbar für jede Erweisung aufrichtiger Anhänglichkeit an die königliche Familie, gleichviel, wie dieselbe sich aussprach. Dies bewies er auch bei einer würdigen Bauerfrau Namens Flotow. Diese kam stets bei

des Königs Ankunft in Potsdam im Frühjahr, um ihm Glück zu wünschen, sowie im Herbst, um ihm ein herzliches Lebewohl zu sagen; kam sie nicht, so sandte er zu ihr, denn sie war nie aufdringlich. Sowohl die Königin als die königlichen Kinder, für welche die Flotow sich lebhaft interessirte, unterhielten sich oft mit ihr. Einst sagte der König zu ihr: „Wenn ich das nächste Mal komme, will ich alle meine Kinder mitbringen, wenn Sie mich besucht.“ —

„Das ist eine schöne Nachricht,“ entgegnete die gute Frau, „das wird mich sehr glücklich machen. Kommen die Russen auch?“

Einige der Höflinge konnten sich des Lachens nicht erwehren über diese Art, die russische Kaiserin und deren Kinder zu benennen.

Die alte Bäuerin war tief beschämt, der König aber beruhigte sie und sagte: „Ja, sie werden kommen und Ihr sollt sie sehen!“

Und so geschah es; der König führte die Kaiserin und ihre Kinder zu der guten Alten, die sich in Gegenwart der Kaiserin weniger verlegen fühlte, als gegen viele andere Damen, da sie dieselbe schon als Kind so gut gekannt hatte. Die Kaiserin sprach sehr freundlich mit ihr und gab ihr die Versicherung, daß sie sich ihrer stets mit Vergnügen erinnert habe, worauf sie der entzückten Alten ihre Kinder vorstellte. Im Uebermaaß ihrer Freude wollte die Bäuerin das Kleid der Großfürstin küssen, aber die Kaiserin bat ihre Tochter in einer fremden Sprache, dies nicht zu erlauben, sondern die alte Frau lieber selbst zu küssen; und die junge Großfürstin küßte die alte Bäuerin nach der russischen Begrüßungsweise sehr anmuthig auf die Stirn. Dies war in der That ein schönes Beispiel der Rücksicht auf die Gefühle Anderer; es zeigte die erhabene Kaiserin in dem Lichte einer liebenswürdigen, wohlwollenden Frau und war ein der Tochter der so tief betrauerten Louise würdiger Zug. Obgleich nicht alle Mitglieder der königlichen Familie bei einander waren, blieben sie dennoch stets in liebevollem Verkehr mit einander. Der König wußte Erinnerungen an seine Kinder mit leblosen Gegenständen zu verknüpfen. So z. B. baute er eine neue Brücke über die Havel, die er dem Verkehr nicht eher übergab, bis die Kaiserin ihm einen Besuch machte, damit sie die erste sei, welche die neue Brücke passirte. Darauf ließ er eine Tafel mit der Inschrift einfügen: „Begonnen im Jahre

1831, eröffnet durch die Ueberfahrt der russischen Kaiserin Charlotte, Prinzessin von Preußen, am 30. September 1834."

Die Kaiserin fühlte sich durch dieses Compliment sehr geehrt. Bei diesem Besuche ward ihr zu Ehren auch ein Fest, das Fest der weißen Rose genannt, gegeben. Es war ein Turnier nach Sitte des Mittelalters, wobei der Kronprinz, Prinz Wilhelm von Preußen, Prinz Alexander von Solms und Herzog Carl von Mecklenburg sich durch ihre Geschicklichkeit in ritterlichen Waffenübungen ganz besonders auszeichneten. Die Kaiserin, welche als Symbol des Festes eine weiße Rose am Busen trug, ertheilte mit gewohnter Würde und Anmuth den Siegern die Preise.

Aber auch die Kaiserin war stets bemüht, ihrem geliebten abwesenden Vater zu zeigen, wie sehr die Erinnerung an ihn ihre Gedanken beschäftigte, und legte dies oft durch kleine Liebeszeichen an den Tag. Einst sandte sie ihm eine bis dahin unbekannte asiatische Pflanze, die sehr schön blühte. Man sandte sie in das Palmenhaus auf der Pfaueninsel; den König erfreute sie ganz besonders und er nannte sie nach seiner geliebten Tochter Charlotte. So oft er die Insel besuchte, war seine erste Frage: „Wie geht es meiner Charlotte?" Wöchentlich zwei Mal während der Sommermonate war die Insel dem Besuche des Publikums geöffnet. Wer beschreibt den Schrecken des Gärtners, als er eines Tages entdeckte, daß irgend Jemand die dem Könige so liebe Blume abgepflückt habe. Ganz außer sich über diesen Verlust eilt er, in der Hoffnung, den verlornen Schatz zu finden, durch die Menge, bis er sich endlich nach vielem vergeblichen Suchen bei dem Landungsplatze aufstellte, wo Jeder vorbei mußte, der die Insel verlassen wollte.

Hier hatte er noch nicht lange gewartet, als ein wohlgekleideter junger Mann mit jener Blume im Knopfloch herbeikam. Diesen ergriff der wüthende Gärtner und schleppte ihn in sein eigenes Haus, wo in Gegenwart von drei Zeugen über den Blumenraub ein Protokoll aufgenommen ward. Nicht lange darauf kam Se. Majestät nach der Insel und fragte wie gewöhnlich: „Was macht meine Charlotte?"

Mit Thränen im Auge erzählte der Gärtner den Vorfall und der König

bemerkte nur: „Es war unfreundlich, mir diese Quelle des Vergnügens zu rauben."

„Wenn Ew. Majestät dem Publikum den Besuch der Insel nicht untersagen, ist diesem Treiben nicht abzuhelfen."

„Sollen Alle dafür büßen," entgegnete der König, „wenn unter Tausenden Einer das Privilegium mißbraucht? Die Insel ward nicht für mich allein gemacht, ich habe nur gelegentlich Zeit, sie zu besuchen; warum sollte mein Volk sich nicht auch an dieser schönen, aber schnell verwelkenden Blume ergötzen?"

Als der Gärtner im Begriff war, den Namen des Thäters zu nennen, rief der König: „Nein, nein, ich will seinen Namen nicht wissen. Ich habe ein unglückliches Gedächtniß; der Mann könnte späterhin etwas von mir wünschen und sein Name möchte ihm schaden, indem er mich an diesen unglücklichen Vorfall erinnerte. Nein, nein, vergessen — vergeben!"

Nach der Vermählung seiner Töchter war der König nie glücklicher, als wenn diese ihn besuchten, weil sie dann gewöhnlich Monate lang bei ihm blieben. Er war ein höchst liebevoller Vater und ging mit der zartesten Rücksicht auf ihre Gefühle ein. Nach der Vermählung seiner Tochter Alexandrine mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin, einem Sohne der reizenden russischen Großfürstin Helene, die von der verstorbenen Königin so sehr geliebt und deren intime Freundin gewesen war, begleitete der König seine Tochter eine Strecke des Weges nach ihrer neuen Heimath Ludwigslust. Als der Augenblick der Trennung erschien, wurde die junge Prinzeß sehr traurig und als sie ihrem Vater Lebewohl sagen mußte, weinte sie bitterlich. Der König bemühte sich, sie durch die Versicherung zu trösten, daß, da die Entfernung nicht groß sei, sie sich früher, als sie erwarte, wiedersehen würden. Wer nun beschreibt ihr Erstaunen und Entzücken, als die erste Person, die sie Abends bei ihrer Ankunft in Ludwigslust erblickte, ihr theurer Vater war, der sie mit offnen Armen empfing. Sie zärtlich an seine Brust drückend, erinnerte er sie an die letzten Versicherungen, die er ihr gegeben. Um das Vergnügen zu haben, seine Tochter bei ihrer Ankunft zu bewillkommnen und sich an ihrer

Ueberraschung zu weiden, war der König derselben auf einem nähern Wege vorangeeilt.

Ancillon, früher ein berühmter Prediger und dann Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der die Trauung des hohen Paares vollzogen, giebt uns einen Beweis der hohen Achtung, in der die Prinzessin bei ihrem Gemahl stand, indem er sagt: „Als der Prinz bald nach dem Tode seines Vaters Potsdam wieder besuchte, stattete ich ihm meine Gratulation zu seiner Thronbesteigung ab, wünschte ihm eine glückliche Regierung und daß ihm persönlich jeder Segen zu Theil werden möge." — „Der beste Segen, den mir die Erde bieten könnte," entgegnete er, „ist meine Gemahlin, meine Alexandrine, die Sie mir gegeben haben. Sie könnte nicht besser sein als sie ist." — Ihr Schwiegervater, der gute, alte, excentrische Herzog, dessen gerader Charakter ihn zum geschworenen Feinde aller Complimente machte, gab ihr dasselbe Zeugniß. Als nämlich Ancillon kurz nach der Vermählung dem Herzog für einen sehr werthvollen Diamantring dankte, den er von ihm zum Geschenk erhalten, entgegnete dieser: „Eigentlich sollte ich Ihnen danken; was ist ein Ring? — ein erbärmliches Ding. Sie redeten bei der Trauung sehr passend zu dem jungen Paare, sagten ihnen viele Wahrheiten und gaben ihnen sehr guten Rath, der, wenn sie denselben befolgen, sie sehr glücklich machen wird; ich werde Ihre Rede drucken lassen und jedes Haus in meinem Staate soll eine Copie davon haben; dies wird von großem Nutzen sein. Was ist so ein bloßer Diamantring? Für das, was Sie uns gaben, würde kein Preis zu hoch sein; aber die besten Dinge lassen sich nicht bezahlen." —

Bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzeß Luise mit ihrem Vetter, dem Prinzen Friedrich der Niederlande, im Mai 1825, begleitete der König das Brautpaar nach Brandenburg. Die Innungen der guten alten Stadt machten große Vorbereitungen, die königliche Gesellschaft zu empfangen. Eine mit Kränzen verzierte Ehrenpforte ward errichtet, und weißgekleidete junge Mädchen streuten Blumen und überreichten ein Gedicht, welches viele Anspielungen auf die hochselige Königin enthielt, indem es sich besonders um den Namen Luise drehte, denn die Prinzessin war nach ihrer Mutter genannt

und ihr für sehr ähnlich erklärt. Nebst vielen Wünschen und heißen Gebeten für das Glück der jungen Braut enthielt das Gedicht auch folgende Zeilen:

„Wie Dich der Mutter theurer Name schmückt,
Der früh verklärten engelreinen Seele,
Die lächelnd jetzt auf Dich herniederblickt,
O daß ihr Friede so Dir nimmer fehle,
Er bleibe Dir, er ist Dir vollgenug,
Der Friede den sie stets im Herzen trug.“

Man befürchtete, daß diese Anspielungen dem Könige unangenehm sein möchten, weil sie nur traurige Erinnerungen erwecken konnten, und hatte dem vortrefflichen Oberprediger Bauer zu verstehen gegeben, er möge ein anderes Lied verfertigen, wozu jedoch die Zeit zu kurz war. Glücklicher Weise geruhte der König den Versen, die er sehr aufmerksam durchlas, seinen Beifall zu schenken. Die Corporation der Stadt erhielt eine goldene und sechs silberne, zur Feier dieser Vermählung geschlagene Medaillen, der Verfasser des Gedichts aber einen Brief, in dem der König ihm dafür dankte, ihm seinen besondern Beifall aussprach und der die Bitte enthielt, eine goldene Medaille für sich anzunehmen und zweihundert Thaler unter die Armen der Stadt zu vertheilen.

Die Einsegnung des Kronprinzen fand am **20**sten Januar **1813** mitten unter großer politischer Aufregung statt, und Bischof Eylert beschreibt diese Feier mit folgenden Worten: „Des Königs Entschluß, das französische Joch abzuschütteln, war nicht öffentlich bekannt, obgleich er in diesen Tagen ausgeführt werden sollte, und zwei Tage nach der Einsegnung des Kronprinzen verließ der König, nicht ohne persönliche Gefahr, auf allen Seiten von französischen Truppen umgeben, nebst allen Prinzen seines Hauses, Potsdam, um nach Breslau zu gehen, welches er zum Mittelpunkte und Versammlungsorte der Organisation seiner Truppen zu machen beabsichtigte, und wohin ihm auch seine Garden bald nachfolgen sollten. *)

*) Es wird für den Leser interessant sein, die Gefühle des erhabenen Pathen des britischen Thronerben, bei dieser feierlichen Gelegenheit kennen zu lernen. Der jetzige König von Preußen Friedrich Wilhelm IV. ist nicht nur Taufzeuge des Prinzen von Wales, sondern ihm auch nahe verwandt durch seine Mutter, die eine Cousine des Vaters der Königin Victoria war.

Bischof Sack, der den Kronprinzen einsegnete, hatte dessen hohen Vater getauft, eingesegnet und getraut, alle in Berlin geborenen königlichen Kinder getauft, und die Einsegnung des Kronprinzen, der im Begriff stand mit den Truppen nach Breslau zu gehen, war der letzte Akt seiner geistlichen Thätigkeit.

Der Prinz stand neben dem Bischof am Altar, umgeben von der ganzen königlichen Familie, die, den König in der Mitte, einen Halbkreis bildete. Deutlich beantwortete der Prinz die an ihn gerichteten Fragen, und seine Antworten trugen augenscheinlich den Stempel des Selbstdenkens. Sack verfuhr systematisch mit des Prinzen Prüfung über die Grundwahrheiten des Christenthums, schritt dann zu den praktischen Beweisen des Glaubens an die göttliche Vorsehung, worauf er seinem hohen Schüler folgende Frage vorlegte:

„Wie soll dieser Glaube an Gottes allweise, Alles umfassende gnädige Regierung der Welt, jetzt in dieser düstern, verhängnißvollen Zeit auf Sie wirken?"

Die große Wichtigkeit dieser Frage fühlend, und einsehend, wieviel von seiner Antwort abhing, antwortete der Prinz fest:

„Dieser Glaube soll und wird mich erheben, stärken und mir Zuversicht geben. Im festen Glauben baue ich ruhig auf ihn, der da sagte — Bis hieher und nicht weiter; hier sollen sich legen Deine stolzen Wellen; ich glaube an den Allgerechten, der den wahrhaft Gläubigen die herrlichen Strahlen seines heiligen Lichtes nicht entzieht. Die Morgenröthe eines glücklicheren Tages erscheint. Ich hoffe und glaube mit freudiger Zuversicht, daß der allmächtige Gott mit meinem königlichen Vater und seinem treuen Volke sein wird, — Amen."

Alle Anwesenden waren wie electrisirt und die tiefe Rührung machte sich in Thränen Luft. Mit seinem gewöhnlichen richtigen Urtheil die Ueberflüssigkeit jeder weitern Prüfung einsehend, knüpfte Sack an des Prinzen Amen nur ein feuriges Gebet und ertheilte ihm den Segen, worauf der wahrscheinliche Thronerbe mit kindlicher Pietät an die Brust seines gerührten Vaters sank.

Den folgenden Tag empfing der Kronprinz das Abendmahl und reis'te Tags darauf mit dem Könige nach Breslau ab, der entschlossen war, mit dem mächtigen Unterdrücker seines Landes bis auf's Aeußerste zu kämpfen. Die Einsegnung fand zu einer Zeit statt, wo es entschieden werden mußte, ob der preußische Thron vernichtet werden, oder seine frühere Unabhängigkeit und Macht wieder erlangen sollte.

Der König interessirte sich gleich sehr für die Glieder seiner Familie als für die seiner verklärten Gemahlin, was Alle dankbar fühlten und anerkannten. Die Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin, deren glänzendes Loos zu seiner Zeit große Aufmerksamkeit erregte, wußte, daß sie dem Könige, den sie besonders liebte, großes Vergnügen machen würde, wenn sie ihm auf ihrer Reise von Schwerin nach Paris, einen Besuch abstattete. Der Herzog von Orleans hatte diese Prinzessin in Marienbad gesehen, gegenseitige Neigung folgte, und die Verbindung ward nachher beschlossen.

Die hohe Braut des französischen Prinzen traf in Potsdam ein, und ihre Sanftmuth und bescheidne Würde machte einen sehr angenehmen Eindruck auf den König, der sie, von seinen Angehörigen umgeben, im Wagen empfing. Er führte sie durch die Gemächer, welche mit Hofleuten angefüllt waren, die neugierig die Braut eines Prinzen betrachteten, welcher sich sowohl durch sein vortheilhaftes Aeußere, als durch seine geistigen Fähigkeiten auszeichnete. Wohl mochte sie zu jener Zeit ein Gegenstand des Neides sein. Festigkeit mit großer Einfachheit des Betragens gepaart, welche das Bewußtsein geistiger Kraft oft erzeugt, zeigte sich in jeder Bewegung dieser liebenswürdigen Prinzessin. Sie richtete manche angenehme und schmeichelhafte Bemerkung an die ihr besonders Vorgestellten. Zu des Königs Leibarzt, Dr. v. Wiebel sagte sie: „Die vortreffliche Gesundheit Sr. Majestät, ist der beste Beweis Ihrer Geschicklichkeit, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß dieser Beweis derselben noch manches Jahr dauern möge.“ Darauf wendete sie sich zu Bischof Eylert, der, alle Förmlichkeiten hassend, sie in einer Sprache anredete, die besser für seinen heiligen Beruf, als für die Hofetikette paßte. Nachdem er sie seiner Theilnahme an ihrem glänzenden Ge-

schick versichert, fügte er hinzu: „Doch liegt die Zukunft in einen dunklen, dem sterblichen Auge undurchdringlichen Schleier gehüllt, Gottes Stimme wird indessen fortwährend und unter allen Umständen in dem reinen Herzen gefühlt, möge er Sie auf Ihrem Lebenswege führen und leiten, und seien Sie versichert, daß unser Mitgefühl und unsre Theilnahme Sie begleiten."

Die Prinzessin war überrascht und verrieth ihre Bewegung, sie erwiderte, daß sie diese gutgemeinten Wünsche nie vergessen werde, und fügte mit Thränen in den Augen, — man möchte sagen mit trauriger Vorahnung — hinzu: „Beten Sie für mich, wenn ich fern bin." Dann reichte sie ihm freundlich und dankbar die Hand. Sie verließ Potsdam im Besitz der Achtung aller Derer, die so glücklich gewesen waren, Zeugen ihres anmuthigen Betragens zu sein.

Das Schlafzimmer der hochseligen Königin im Schlosse zu Charlottenburg ist noch genau in demselben Zustande, als da sie es bewohnte. Die Wände sind mit weißem Mousselin bekleidet, und der von Haroer gemalte Plafond stellt die Mythe von Diana und Endymion dar. Auf einem kleinen Tische bei dem Bette, sieht man eine Sammlung Psalmen und Gesänge von Schefer, mit denen sich die Königin täglich beschäftigte. Man behauptet jedoch, daß man das Buch, welches die Verklärte zu gebrauchen pflegte, sorgfältig aufbewahrt, und daß das, welches gezeigt wird, eine Copie ist, die man genau an die Stelle gelegt, an der das Original zu liegen pflegte.

Bis an das Ende seines Lebens hörte der König nie auf, seine Verehrung für das Andenken an die geliebte Entschlafene zu beweisen, und es läßt sich kein sprechenderes Zeugniß der innigen Ergebenheit für diese stets Betrauerte denken, als die Thatsache, daß er bis zum letzten Augenblicke ein Bild der Königin im schwarzen Adlerorden, den er nie ablegte, verborgen trug.

Friedrich Wilhelm III. starb am 7. Juni 1840, und ward in demselben Gewölbe beigesetzt, welches die sterblichen Ueberreste seiner ihm vorangegangenen Gemahlin barg.

Das königliche Mausoleum, einer der schönsten und interessantesten Punkte in der Nähe der Hauptstadt, befindet sich im Park zu Charlottenburg,

und ist vom jetzigen Könige bedeutend verändert und verschönt, denn die reinste Pietät bestimmte ihn, es zu einem passenden Gebäude für die sterblichen Hüllen seiner verklärten Eltern umzugestalten.

Der ursprüngliche Tempel, welcher die Statue der Königin enthielt, war viel kleiner als das jetzige Mausoleum und viel weniger ausgearbeitet in den Details.

Seit der Wiedervereinigung des königlichen Paars in ihrer letzten Ruhestatt, ist das Mausoleum vergrößert, und so schön, so einfach und zu gleicher Zeit so ganz dazu geeignet, jene Gefühle der Andacht und ruhigen Verehrung zu erwecken, welche die Nähe der Todten stets einflößen sollte, daß wir das Ganze hier genauer beschreiben wollen, besonders da es, sowohl im Innern wie im Aeußern für ein wahres Meisterstück architektoinischer Kunst gehalten, und von jedem Preußen als ein Heiligthum verehrt wird.

Durch eine lange, zu einem schwarzen Fichtenhaine führende Allee von Tannen nähert man sich dem Mausoleum, das mit Trauerweiden umgeben, und von den Lieblingsblumen der Verklärten, — weißen Rosen, Lilien und Hortensien eingefaßt ist.

Dieser geheiligte Tempel ward nach einem Entwurf von Schinkel aufgeführt, und zwar in der Form eines Parallelogramm. Den Portikus bilden vier dorische Säulen, von Brandenburger Granit, jede aus einem einzigen Block gefertigt. Das Alpha und Omega (*A Ω*) an der Façade erklärt das Ende und Ziel alles irdischen Strebens und erinnert uns, daß, was aus Staub geschaffen, zum Staube zurückkehren muß. Das Innere des Tempels, dessen Wände mit Scagliola decorirt sind, ist in zwei Abtheilungen von ungleicher Größe getheilt. Zwei Treppen aus Kaufinger Marmor, jede aus 8 Stufen bestehend, führen aus dem untern in den obern Raum. Zwischen diesen Treppen ist die Eingangsthür zu dem unteren Grabgewölbe, worin die sterblichen Ueberreste des königlichen Paares ruhen, und welches nie geöffnet wird. Die Königin ruht in einem Bleisarge, der 1800 Pfd. wiegt, von Löwenfüßen getragen wird, und die einfache Inschrift hat: „Luise Auguste Wilhelmine Amalie, Königin von Preußen, Prinzessin von Mecklenburg-Stre-

lit, geboren den 10. März 1776, gestorben zu Hohenzieritz den 19. Juli 1810.

In dem obern Raume des Mausoleums, der sich über dem Grabgewölbe erhebt, tragen vier Säulen von grünem Marmor, und zwei Pilaster von sicilianischem Jaspis das Dach, von welchem aus das Licht hereinfällt.

Die vier Porphyrsäulen waren früher in Oranienburg und sind sehr alt. Ursprünglich wurden sie aus dem Osten nach Rom gebracht, gelangten von dort nach Polen, und kamen zuletzt in König Friedrichs I. Besitz.

In dem obern Raume des Mausoleums ruht jenes Meisterwerk neuerer Kunst, Rauchs unübertreffliche Statue der Königin, auf einem Sarge, der einem Lager gleicht. Geist ruht auf der Stirn, Herz in dem liebevollen Lächeln das die Lippen umschwebt, und Seele in jedem Zuge. Der Friede Gottes scheint über die ganze schlummernde Gestalt ausgegossen. Auf der einen Seite des Sarkophags ist das Preußische, auf der andern das Herzoglich Mecklenburgische Wappen, und am Kopf und Fußende, der preußische Adler. Auf beiden Seiten des Monuments stehen prächtige Candelaber von carrarischem Marmor. Auf dem zur rechten sieht man die den Lebensfaden durchschneidende Parze, von Rauch gearbeitet, auf dem zur Linken, die Horen von Tieck. Passende Stellen aus der heiligen Schrift sind an den Verzierungen angebracht, die das Innere schmücken, und die Kuppel ist von himmelblauem Grunde mit goldnen Sternen, um das Firmament vorzustellen.

Im Jahre 1840 ward eine Statue des Königs auf einem Sarkophage, gegenüber dem trefflichen Monumente seiner so tief betrauerten Gemahlin aufgestellt.

Das Interesse, mit welchem Alles was sich auf die Königin bezieht, in Deutschland aufgenommen wird, hat sich im Laufe der Jahre nicht verringert; auch wird die lebhafte Erinnerung an diese geliebte Herrscherin nie in dem Gedächtniß der Nation erbleichen, deren Wiedergeburt und Unabhängigkeit die Verklärte so glühend wünschte. Ein dem Wohl ihrer Umgebung geweihtes Dasein, welches zugleich in den süßesten und innigsten Beziehungen des häuslichen Lebens jeder Familie ein Muster war, kann nicht verfehlen, das

wärmste Interesse in diesem Lande zu erregen, wo häusliches Glück so hoch geschätzt wird.

Ihr Leben, welches vom unerschütterlichen Glauben an die Weisheit der Vorsehung getragen wurde, einem Glauben, dessen Frucht Ergebung in deren oft unerforschliche Rathschlüsse war, bietet manchen Stoff zum Nachdenken, und ist der Erwägung des besten und denkendsten Theils der Menschheit würdig.

In der unterzeichneten Verlags-Buchhandlung erschienen:

B. Disraeli
gesammelte Werke.

Enthaltend:

Coningsby
oder
die neue Generation.

In's Deutsche übertragen von **A. Kretzschmar.**

3 Bände. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sybil
oder
die beiden Nationen.

Aus dem Englischen übertragen von **Dr. Fr. Herrmann.**

3 Bände. 1 Thlr. 15 Ngr.

Contarini Fleming

In's Deutsche übertragen von **A. Kretzschmar.**

2 Bände. 1 Thlr.

In sechzig Jahren!

Eine prophetische Schilderung der Zukunft Europa's.

3 Bände. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tankred.

3 Bände. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese schöne Ausgabe der Werke Disraeli's ist die einzige auf dem Continent [illegible] vorhandene; Disraeli ist gegenwärtig der Modeschriftsteller der vornehmen englischen Welt.

Verlags-Comptoir in Grimma.

